Landes-
bibliothek
Coburg

ɟ III a ~~10~~ 11.

14577

61

Coburger
Landes-
Bücherei

Unterhaltungen

mit

Serena.

Von Johann Georg Müller.

Erster Theil.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung,
1793.

Coburger Landes-Bücherei

Unterhaltungen
mit
Serena.

Vorrede.

„Wir haben die Philosophie" — (erschreken Sie nicht vor diesem Worte, geliebte Serenen! es hat einen sehr schönen Sinn, und der Graf Shaftesbury, von dem ich hier eine Stelle, als eine nothwendige Entschuldigung gegen gewisse Beurtheiler unserer Unterhaltungen, vorausgehen lasse, versteht gleichfalls darunter nicht etwa nur irgend ein trokenes Schulsystem, das diesen Namen tragen möchte, sondern etwas ganz anderes, und weit angenehmeres und nüzlicheres, das Sie aus diesem Buche kennen lernen sollen.)

„Wir

Vorrede.

„Wir haben die Philosophie, die arme Dame! in Studirstuben und Hörsäle eingesperrt, und wenn einige sie bisweilen noch in ihrer Gefangenschaft besuchen, so müssen sie es thun, wie einst ein vornehmer Schüler zu seinem Herrn und Meister kam — „heimlich und bei Nacht." Freilich haben die Leute, die sie ehmals handhabten, ihr eine solche Gestalt gegeben, daß Personen vom Stande und gutem Ton nicht weiter mit ihr sich abgeben können, ja die geringste Meldung von derselben erregt bei vielen Ekel, und verscheucht alle gute Laune. **Wissenschaft**, heißt **Pedanterei**, und **Sittenlehre**, **Predigen**. Allerdings aber ist es ein wesentlicher Nachtheil für unsere Conversation, daß wir dieser allzuzärtlichen Achtsamkeit auf das, was man nun guten Ton zu nennen beliebt, den edeln und reichen Stoff gelehrter Kenntnisse und gesunder, gebildeter Vernunft aufgeopfert haben. Selbst das schöne Geschlecht, zu dessen Gunsten wir diese

Herablassung

Herablassung zu thun vorgeben, mag uns mit Recht dafür verachten, und für dieses eitle Streben nach der ihm allein eignen liebenswürdigen Weichheit verlachen. Diese nachahmen und weiblich werden, ist doch in der That kein für Compliment dasselbe. Unsere Vernunft, Sprache und Schreibart sollte vielmehr wie unsere Stimme und Gestalt immer etwas von der Männlichkeit und natürlichen Stärke beibehalten, durch welche sich unser Geschlecht unterscheidet."

Shaftesbury, der diese scharfe Predigt gegen die süssen Empfindler und plaudernden Idioten seiner Zeit zum Eingang seines schönsten Buches machte (the Moralists), verbesserte es doch dadurch wieder, daß er den Fortgang desselben in Dialogen kleidete, die an hinreissender Anmuth nach meinem Gefühl selbst Platons seine übertreffen, und sowohl ihres Inhalts als ihrer Einkleidung wegen auch wohl für ein aufge-

klärtes Weib eine Lieblingslectüre abgeben könnten, wenn nicht das Studium der Sprache der liebenswürdigen Gallier für die der ernsten Britten alle Zeit wegnähme.

Aber ich, der ich mich hier mit dem schönen Geschlecht, anstatt mit ihm empfindsam zu saalbadern, zwar hie und da auch munter, meistens aber über die ernsthaftesten, historischen, philosophischen, sogar politischen, ja noch mehr über religiose Materien und vollends gar über die Bibel unterhalte — was werde ich von denen zu erwarten haben, die seit zehen oder zwanzig Jahren den weichlichen Ton angaben, worin mit ihm geredt werden soll? Da ich überdem nicht durch einen glänzenden, oder wohl gar schlüpfrigen Vortrag, sondern blos durch Inhalt und Sache meine Leserinnen zu gewinnen suche, und anstatt eines hinreissenden, die Neugierde aufs höchste spannenden Zusammenhangs blos abgebrochene Stüke unserer

Unterhaltungen liefere? Wie wirds mir gehen? Doch — komm ich um, so komm ich um!

Nur das bitte ich die, denen das gesagt wird, zu glauben, daß ich meine Leserinnen kenne, und wohl wisse, was sie am meisten intressire; daß der größte Theil dieser Aufsäze nicht in die Luft gerufen, sondern bei verschiedenen Veranlassungen zum Theil vor Jahren schon an verschiedene Personen, hauptsächlich an eine Serena, wirklich geschrieben worden, und endlich, daß ich ziemlich sichere Hoffnung habe, auch bei andern Freunden und Freundinnen, welche ich belehren und erfreuen zu können von Herzen wünsche, diesen Zwek zu erreichen. Wollte ich ferners sagen, daß mich einige von ihnen schon öfters selbst um die Bekanntmachung dieser Papiere ersucht, so würde man dieses vielleicht blos für ein

Compliment

Compliment gegen mich selbst halten, obgleich es die reine Wahrheit ist.

Diejenigen also, die sich mündlich oder schriftlich zu Richtern über dieses Buch machen dürften, bitte ich, dieses nicht zu vergessen, und das, was ihnen gut darin scheint, mit gutem Herzen zu verbreiten, woran ich nicht zweifle, da sie ja selbst bei ungünstigen Urtheilen doch keine andere Absicht haben werden, als dem Guten fortzuhelfen.

Andere, denen der Geist, in welchem das Ganze geschrieben ist, widrig oder unbegreiflich vorkömmt, ersuche ich, da doch heut zu Tage jede Meinung, auch wenn sie solchen, die seit Jahrhunderten alle vernünftigen Menschen annahmen, gerade zuwiderläuft, wo nicht gar sie verspottet, gutmüthig geduldet wird, der christlichen Religion nach der Vorstellung von ihr, die bis auf wenige Jahre

zu herrschend war, und bei Tausenden es noch ist, auch noch etwelchen Antheil an dieser Toleranz gütigst angedeihen zu lassen. Denn, um mich meinen Lesern gleich anfangs zu erkennen zu geben, sage ich ganz unverholen, daß ich recht sehr viel auf ihr halte, recht sehr gern von ihr spreche, aber niemand scheel ansehe, der sie nicht so versteht, wie ich. Alle die mögen mich daher ungelesen lassen, die entweder diese nicht leiden mögen, oder in ihren Romanen eine bessere Nahrung für Geist und Herz zu finden glauben.

Weiters habe ich beim ersten Theil nichts zu sagen, als mich meinen Leserinnen zu empfehlen, von denen allein es abhängt, ob diesem Bändchen noch ein zweites folgen soll, oder nicht?

Schaffhausen, den 18. März 1793.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Homilie über den Anfang. (Um gewisser Zeitverhältniße willen um ein beträchtliches abgekürzt.)

II. Hermion.

III. Jüdische Erzählungen. (Aus Buxtorfs, Schöttgens, Eisenmengers u. a. Schriften.)

IV. Schilderung eines würdigen Geistlichen. (Aus Rich. *Savage* Character of the Rev. James Foster, v. 20 — 34. in deßen poetical works, Vol. II.)

V. Lobgesang auf Gott, von Sadi. (Aus den Voyages de *Chardin*, Vol. III, p. 261. der Ausg. in Quart.)

VI. Homerus, Ulrich Zwingli und ein Priester, ein Todtengespräch. (Die poetische Stelle am Ende ist aus Voßens Zuschrift seiner Odyssee an Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.)

VII. Sprüche der Heiden.

VIII. Fenelons Gebet an Gott. (de l'Existence de Dieu, p. I. §. XCII.)

IX. Lust an der Bibel.

X. Johannes.

XI. Reliquien der Märtyrer. (Gesammelt aus Eusebii Kirchenhistorie und *Ruinarti* actis primorum Martyrum sinceris & selectis. Amsterd. 1713. Fol. Das Lied S. 104. ist eine wörtliche Uebersezung des alten Hymnus: *Salvete Flores Martyrum.*

XII. Stelle aus einer Predigt von Fenelon. (Pour la fête d'un Martyr.)

XIII. Stoff zur Prüfung seiner selbst. (Aus *Bernhardi* meditationibus u. a. seiner Schriften.)

XIV. Sagen von Jesu. (Aus *Grabü* spicilegio Patrum u. a.)

XV. Arbeitsamkeit.

XVI. Ueber die Zeit. (Die ersten Stellen sind aus dem *Spectator*, die lezte aus *Young*.)

XVII. Ueber das Licht.

XVIII. Das Reich des Lichtes. (Aus Herders Erläuterungen zum N. Testam. 1775, S. 38.)

XIX. Schilderung des Morgens. (Aus Herders ältester Urkunde, 1774. Th. I, S. 70 ff.)

XX. Morgengesang am Schöpfungsfest, von Klopstok. (In Musik gesezt von Naumann, wo ich nicht irre!)

XXI. Ueber die Blumen.

XXII. Ueber Musik.

XXIII. Einzelne Gedanken über Musik.

XXIV. Anekdote von dem Prinzen von Condé.

XXV. Von der guten Laune bei religiosen Betrachtungen. (Aus Shaftesbury's Letter, concerning Enthusiasm, u. Miscellaneous reflections, Misc. II, chap. 3.)

XXVI. Aus der Brieftasche eines Freundes.

XXVII. Die Farbe und das Licht. (Aus Herders Briefen über das Studium der Theologie, der zwoten Ausgabe.

XXVIII. Der Lohn der Demuth, eine Fabel.

XXIX. Mittel gegen Verleumdung. (Aus Boccalini Relationes aus dem Parnasso, deutsch 1655. 4.)

XXX. Etwas ins Ohr.

XXXI. Weise Antwort von Montesquieu.

XXXII. Was ist das Wichtigste? (Aus einem Gespräche Platons — ich kann nicht mehr sagen, welchem?)

XXXIII. Arabische Sprüchwörter. (Aus *Locmanni* Fabulis & select. Arab. Adagiis, ed. Th. Erpenio, Amst. 1636. 4. *Schultens* Anthologie, 1772. 4. u. a.)

XXXIV. Hiob.

XXXV. Gespräch bei der Landkarte.

XXXVI. Die Wissenschaften, eine Parabel.

XXXVII. „Liebet das Gute!"

XXXVIII. Bemerkungen über den Umgang.

XXXIX. Schwazhaftigkeit.

XL. Vom Argwohn.

XLI. Horoskop.

XLII. Chorgesang aus Sophokles Antigone. Von Stolberg übersezt.

XLIII. Maria.

XLIV. Innschriften. (Die meisten aus *Fleetwood* Sylloge Inscript. antiq. Lond. 1691. 8.)

XLV. Morgenländische Erzählungen. (Die erste aus *Percivals* Fathers instruction, 1781. Die übrigen aus Sadi's persischem Rosenthal.

XLVI. Anekdote von Johann Mason.

XLVII. Griechische und Römische Erzählungen.

XLVIII. Homilie vom Ende.

I.

Homilie, vom Anfang.

„ Der hat schon zur Hälfte vollendet, wer gut anfängt.
„ Wohlan! wage es, weise zu seyn! fang' nur einmal an!"

Dieser Spruch des römischen Dichters Horaz soll den Text zu einer kleinen Homilie an meine liebe Freundin geben. Salomo sagt zwar: „ das Ende „ eines Dings ist besser als sein Anfang," und diese meine Unterhaltungen mit Serena werden doch, und hoffentlich in mehr als einem Sinn, wenigstens dieses Gute haben. Doch mit Erlaubniß, lieber Herr König! Der Anfang ist zuerst, und ohne ihn giebt es

kein Ende. Wir verschieben also die Untersuchung Eures Spruchs dahin, wo er gehört, ans Ende, und sind überzeugt, er wird einen guten Schluß machen.

Anfang bereitet das Ende. Soll lezteres gut seyn, so muß es ersterer nicht weniger seyn. Man macht den Anfang um des Endes willen; und es irren also diejenigen gröblich und töhrlich, die am Anfang schon geniessen wollen, was erst das Ende geben soll. Und doch ist dies so gewöhnlich! Viele z. B. der sogenannten Aufgeklärten sind gleich den Kindern, die einst, nach Lichtwehr, den Pic auf Teneriffa ersteigen wollten, aber, nachdem sie etwa zwanzig Schritte gemacht hatten, voll Bewunderung über sich selbst wieder umkehrten, und sich nun allenthalben rühmten, den grossen Pico erstiegen zu haben: so stehen diese Leute gewöhnlich auf den ersten Stufen ihrer Weisheitsbahn still, schminken sich mit den Federn, die andere vor ihnen auf diesem Wege etwa fallen liessen, brüsten sich, blähen sich auf, bis sie endlich vor Uebersattheit plazen.

So glaubt mancher schwindelnde Politiker mit den allgemeinen Säzen seiner leichten lokenden Theorie und windichten Declamationen Jahrhundert alte

Verfassungen

Verfassungen und Gesetze über den Haufen geworfen zu haben, und schmeichelt sich, wenn er tapfer auf Fürsten schimpft, ein freiheitsliebender Mann zu seyn. So langt der junge Dichter, wenn er seine erste Reimerey in den Allmanach schikt, nach dem Sternenkranz der Homere und Horaze. So vermeint der unerfahrne Theolog, wenn er von Weisheit vollgepfropft von der Academie in sein dunkles Vaterland zurükkehrt, die ganze Religion reformirt zu haben, wenn er beweisen kann, der und jener Nebensatz der Theologie unserer Väter halte nicht mehr Stich; wenn er modischere Predigten macht als sein Vorfahr im Amte, die Väter unserer Kirche mit seinem schalen Wize beklekst, tapfer auf den Aberglauben des dummen Pöbels schilt, und selbst in Gesellschaften spöttelt über Lehren, die er verkündigen soll, und s. f. Alle diese, ohne sich weiter Mühe zu geben, der Sache auf den Grund zu kommen, oder nach dem Zwek und dem Ende zu fragen, stehen hier still, und ruhen wollüstig auf ihren Lorbeern aus.

Im Anfang und nicht erst am Ende will diejenige Art unweiser Menschen den Lohn der Tugend geniessen, die unser Erlöser so weise mit dem Samkorn vergleicht, das, auf Felsen gesäet, zwar bald

aufgieng, aber bey entstandner Hize eben so schnell wieder verwelkte: die empfindsamen Seelen, die glühen, wenn ihnen die reizende Gestalt der Tugend oder ihr Siegeskranz geschildert werden, und kalt wie Eis sind, wenn er durch die geringste Ueberwindung ihrer Begierden erkauft seyn will; die im ersten Momente, wo ihre warme Phantasie das reizende Bild umfaßt, bereits am Ziel zu seyn glauben, und im zweiten —— Bild und Ziel für die lokende Gestalt und den augenbliklichen Genuß der Sinnlichkeit hingeben. Sanfte Regungen des Herzens sind zarte Pflanzen, und viel Aprillenstürme gehen drüber, sie in ihrer Geburt zu erstiken, und erstiken sie, wenn man nicht zu rechter Zeit sie dagegen sicher stellt.

Darum ist bey jedem Gebäude ein fester Grundstein zu legen. Verfehlt es der Mensch im Anfang, so läßt sich der Fehler schwer wieder zurükbringen. Lieber stelle man sich ein angefangenes Werk etwas schwerer vor, als es sich nachher findet. Man denke sich alles Schwere, Mühsame, alle Hindernisse zum Voraus, so ist es leichter zu ertragen, wenn es kommt, oder die Freude grösser, wenn es nicht kommt.

Man fange immer bescheiden an! — sonst entgeht uns zu früh der Athem, und wir nehmen wie der gebährende Berg ein lächerliches Ende. Man erschöpfe nicht gleich anfangs alle seine Kräfte, sondern spare sie auf den Fortgang. Selbst der Schöpfer schuf anfangs nur leblose Geschöpfe, dann Gras und Kräuter, hierauf Thiere, und endlich Sein Meisterstük, den Menschen; das Ende krönet den Meister. „Gott hat **von Anfang** Seine Werke wohl ge„ordnet," sagt Sirach; und darum bestehen sie auch in voller Kraft, und entwikeln sich immer schöner, ihr Schönstes und Seligstes steht noch zurük.

Ein anderer Grundsaz ist ebenfalls sehr weise und gut: daß man nicht **zu viel** unternehme, wobey man sich verirren; und nichts **zu groß** anfange, daß man es nicht ausführen kann. Nur bei allem was man anfängt, den Plan so **klein**, den Zwek so **nahe**, wie möglich, gemacht: man kann sich sodann mit Ehren zurükziehen, weil man nicht mehr versprochen hat — oder die Ehre wird grösser, wenn man mehr leistet als man versprach, wenn sich während der Arbeit der Plan von selbst vergrößert und von Schritt zu Schritt herrlicher wird. Dies ist ein wahrhaft göttliches Vergnügen! Dies ist das Gepräge der Werke

der

der Natur: sie zeigen anfangs wenig, aber sie sind unerschöpflich. Die größten Dinge waren anfangs die unbedeutendsten, die unbedeutendsten meist im Anfang die versprechendsten. Die christliche Religion war anfangs den Juden eine Aergerniß und den Griechen eine Tohrheit; von seinem gekreuzigten Stifter aber heißt es: „Es sollen sich Ihm alle Knie „beugen und alle Zungen Ihn loben.“

Man mache sich gefaßt auf den Anfang: „Die „größte Mühe, sagt Ovidius, ist: den Anfang er„dulden;“ er ist immer das schwerste, weil der Berg der Schwierigkeiten noch unüberstiegen vor uns liegt; aber sie weichen, wie der Schnee vor der Sonne, und gehst du ihnen mit Fleiß und Muth entgegen, so nimmt sie, wie den Stein von jenem Grab, dein unsichtbarer Genius weg. Mühe ist vor jeder Tugend. Das Ende giebt die Crone, wär's auch nur eine von Eichenlaub! Je grösser der Kampf, desto herrlicher der Sieg, und desto mehr belohnt er sich selbst durch das Markerquikende Gefühl, schlummernde Kräfte geübt zu haben, und weiter gekommen zu seyn. Eben weil der Anfang in allem nicht nur das schwerste, sondern für denkende Menschen auch das bängste ist, wird für gewisse Leute in

unserer Liturgie um einen „guten christlichen Anfang" gebeten.

Viele Leute schrekt dieses ab: sie wissen nur anzufangen, und stehen beständig auf der Schwelle, weil sie die steilen Stuffen jenseits derselben vorher nicht überdachten; weil ihre Phantasie nur Paradiese erwartet, und ihr Verstand vergißt, daß nach dem leidigen Fall das Paradies mit Dornen umringt ist, und Cherube mit flammenden Schwertern seinen Eingang bewachen — nicht daß niemand hineinkommen soll, sondern damit kein Zaghafter eingehe!

Gute Hofnung ist nichts weniger als verboten. Sie ruht an der Thüre des Anfangs als eine sanfte lokende Göttin. Sie will uns zu muthigen Schritten stärken und unsere Füße beflügeln. Schlau spiegelt sie unserer Phantasie goldene Berge am Ziele vor; aber sie ist eine holde Lügnerin, denn dem Treuen und Arbeitsamen giebt sie statt dieser gar ein Elysium.

Endlich ist es das Beßte, man übergebe sich gleich im Anfang mit Demuth und Erkenntniß seiner Unvollkommenheit der leitenden Hand, die durch glükliche Umstände allein unsern Lauf befördern und unser

Ende

Ende krönen kann. Wenn es gut ist, besonders im Anfang weise Gedanken zu haben, so ist der Gedanke an den Allerweisesten wohl der weiseste. Ihm sei also alles übergeben was wir anfangen! Er liebt ein solches Zutrauen und segnet es. Fürchte dich vor nichts — Er kann im Schwersten helfen, und sprich mit unsern seligen Altvodern:

Anfang und End' in allen Sachen
Thu ich mit Gott dem Herren machen.

II.

Hermion.

Der Mensch weiß nicht, von wannen er kömmt, kaum wohin er geht? und er ist in seinem ganzen Leben unter der oft schweren, immer aber gütigen Hand einer unsichtbaren Macht, deren Absicht mit ihm er erst am Ende, und nur wenn er gereinigt ist, erfährt. „Sanft, wenn wir willig gehn; rauh, „wenn wir widerstreben" — ist unser Weg.

Hermion fand sich, als er einst vom Schlummer erwachte, am Fuße eines hohen Gebürges, von dem er eine Streke bereits im Schlaf erstiegen hatte — schwizend und keuchend. Ihm hatte von einem Zustand seliger Ruhe geträumt, in dem er sich vorher befunden hätte. Eine Hand aus den Wolken ergrif ihn, stellte ihn unten an den Berg, und trieb ihn mit allmächtiger Gewalt hinaufwärts. Im Fortgang des Weges, wenn er ihm schwer wurde, klagte er über die steilen Pfade, und fragte sich oft, ob er nicht hätte zurüktreten können? Aber er erinnerte sich von dieser Zeit nichts mehr, als daß eine furchtbar majestätische

Stimme

Stimme aus dem Dunkel ihm zugerufen habe: „Du „mußt! Gehorche!" und damit trieb ihn die fremde Gewalt weiters.

Die ersten Schritte geschahen mit Thränen. Er gieng zwar eine beträchtliche Streke ohne Mühe, denn gute Geister trugen ihn bald, bald leiteten sie ihn an der Hand. Endlich aber wich einer nach dem andern von ihm, und je heller es nach dem Traum in seinen Augen ward, desto weniger wurden der Geister, er konnte nun selbst gehen.

Doch wohin? zurük — war unmöglich. Mit jedem Schritte drängte es sich wie eine felsenfeste Wand an seine Fersen: zurükschauen konnte er wohl, zurüktreten nicht. Oft schien der Weg vor ihm, ihm unübersteiglich rauh, alle Augenblike rizte er sich an Dornen, oder, weil er an Nebendingen sich vergaffte, stolperte er. Die Bäume am Weg zeigten ihm die reizendsten Blüthen und Früchte, die sich selbst gegen ihn herab zu neigen, und mit dem lieblichsten Wohlgeruch und dem frischesten Ansehen seinen Durst, den ihm der rauhe Weg erwekte, befriedigen zu wollen schienen. Aber siehe! wenn er stillstand und nach den Früchten haschte, da waren sie zwar anfangs Honigsüß,

doch

doch bald verwandelten sie sich in Galle, und wenn er vor dem Genuß den Weg vor sich ganz eben sah, so verwandelte er sich schnell nach dem Genuß durch eine unbegreifliche Täuschung in fast unübersteigliche Klippen. Nur eine inniggefühlte Ahndung tröstete ihn in seinem Unmuth, daß Geister um ihn seyen, die es gütig mit ihm meynten, und sein Kampf doch noch ein frohes Ende nehmen werde. Oft war es ihm, als hörte er jene um sich lispeln, er sah sie aber nie, vermuthlich weil er sich allzusehr auf sie verlassen oder sich selbst zu sehr vernachläßigt hatte, und diese Geister doch nur dem **Willigen** und dem **Arbeitenden** dienen. Am vertrautesten war ihm ein gewisser Geist, der in seiner Brust zu reden schien. Immer, wenn Hermion jene verbotenen Früchte geniessen wollte, machte dieser zarte Engel seines Herzens Einwendungen dagegen, schien sich aber bald beruhiget zu haben; doch, sobald die Frucht genossen war, so fühlte Hermion, daß er doch nicht gesättigt sey, und die Bürde, die er tragen mußte, drükte ihn weit mehr als vorher, ja wurde ihm um so schwerer, je mehr er sich bemühte, sie abzuschütteln, um leicht und froh den Weg fortmachen zu können — denn er fühlte die **Unmöglichkeit**, sich selbst zu befreien.

Neben

Neben sich sah er am Berge hinauf viele andere Wanderer, und jeder hatte seinen eignen, bald sanftern, bald rauhern Weg. Die einen stiegen leicht und hurtig fort, andere mühsamer und kamen doch am weitesten; manche standen beständig still, und er konnte nicht errathen, wie es diesen gehen würde; andere fielen plözlich, indem sie jauchzend aufsprangen, in unabsehliche schaudervolle Abgründe, wo sie ein dichtes Dunkel verbarg, und nur ihre jammervollen Klagstimmen durch die Nacht hinaufdrangen; andere schienen beständig beschäftigt, ihren Mitwanderern zu beweisen — der Berg habe keinen Gipfel, gehöre keinem Herrn an, und der Weg führe nirgends hin, obgleich sie selbst beständig fortgiengen; andere kamen ihm mit den sanften anziehenden Mienen holder Geniusse entgegen und wenn er ihnen seines Herzens Anliegen geoffenbart hatte, veränderten sich plözlich ihre Angesichter in die scheußlichsten Larven. Andere rükte mitten in ihrem Lauf oder schon am Fuße des Berges ein freundlichlächelnder Genius weg und trug sie unter tausend Küßen auf den strahlenden Gipfel. Wenn Hermion solche sah, brach ihm das Herz und er flehte mit Thränen um einen dieser Engel. Aber er hörte keine Antwort. Nur deuchte es ihn bisweilen, es schwebe einer in blassem Schimmer vor

ihm

ihm her, lächle ihm freundlich entgegen und verschwinde — und durch die Lüfte lispelte eine leise Stimme: „Sei frölich in Hoffnung!" Hermion vergaß die Bürde und gieng mit gestärktem Muthe fort — bis wieder andere Aepfel lokten!

Was er noch für fürchterlichere Wege zu durchwandeln hätte, wußte er nicht: denn nur Einen Schritt weit vor sich, und es war die dikste Dunkelheit. Oft wenn er glaubte, auf ebenem Pfade ruhig fortschleichen zu können, kamen die schreklichsten Klippen, und zu andern Zeiten, wenn er mit Schaudern solche erwartete, fand er — Rosenpfade. Immer aber war der unsichtbare Stoß hinter ihm, fortzugehen, und nie verließ ihn ganz der Muth, nie ganz die Hoffnung, er werde keine Klippen finden, die er durchaus nicht würde übersteigen können; nie ganz die beruhigende Zuversicht auf den Herrn des Berges.

Pfeile schossen in der Luft vor ihm vorbei, Adler durchstrichen die Lüfte, mancherlei Bilder von Flüchtigkeit flogen seinen Augen vorüber; er selbst, so langsam er oft zu gehen glaubte, war, wie er an den schnell vorbeieilenden Gegenständen merkte, in vollem Lauf: durch alle dies drang sich ihm eine so mächtige

Idee

Idee der Schnelligkeit seiner Wanderschaft auf, daß jede verlorne Stunde ihm zur Folter ward.

Oft war alles um ihn dunkel, dann erleuchtete plözlich ein Schimmer gleich der Morgenröthe den Gipfel des Berges: dort erblikte er sein Ziel, heiter und hoch über alle Nebel der untern Gegend erhaben. Sein Blik ward scharf, und er sah dort mit unaussprechlicher Freude eine unzähliche Menge solcher, die vor ihm diesen Weg betreten, und sich vor den verderblichen Früchten gehütet hatten, mit einer über allen Ausdruk erhabenen Heiterkeit in ihren Mienen. Dies schwellte sein Herz mit Hoffnung und Muth, die er lange behielt, auch wenn die Aussicht wieder gedekt war. Je besser er seinen Weg und die guten Geister um sich kennen lernte, desto stärker wurde in ihm die Ueberzeugung, daß die unsichtbare Macht, die ihn auf dieser Straße forttrieb, nur Güte sey, er ein Kind, sie aber allein weise, und das Ziel hoch auf dem Berge nicht Täuschung eines kranken Auges, sondern wirklich. „Habe ich nur einst jenen „Morgenstern, der oben funkelt und den Tag verkündigt, der von oben her anbricht, den viele „einen Irrwisch nennen, und andere als den unfehlbaren Wegweiser hinauf beständig im Auge behalten

und

„ und ihm nach sicher zu dem Ziele kommen, habe
„ ich nur den beständig zum Augenmerk, (sprach er
„ oft bei sich:) so bin ich sicher, es auch zu erreichen!"
Dafür bürgte ihm eine frohe Ahndung seines Innersten, und die feste Ueberzeugung, daß das gute Wesen seine Hand über ihm halte.

Oft gieng er ab vom rechten Pfade, der eng und schmal sich durch dichte Gebüsche hinaufwand, in Hoffnung, leichtere Durchgänge zu finden — da sah er sich plözlich am Rande jener schreklichen Abgründe. Furchtsam kroch er mehr als eilte er zurük — und fast allemal kam einer der Genien in Menschengestalt ihm aufzuhelfen, der ernsthaft deutend ihm den Weg wies, auf dem er nie fallen würde. Doch oft verzweifelte er im Unmuth, ihn wieder zu finden.

Je höher hinauf er kam, desto schreklichere Gefahren traf er an, desto schroffer wurden die Klippen. Die verführerischen Früchte wurden reizender, und ringsum flatterten verführerische Geister in Lichtgestalt, die ihm die Straße aufklären wollten, und ihn nur immer mehr in Nebenwege und dunkle Gebüsche verwikelten. Gute sah er zwar eben so viele; aber, da jene trieben und nöthigten, standen diese ruhig

am Wege, legten die Hand auf ihren schweigenden Mund, und deuteten sanftlokend hinauf. War er einem jener Irrlichter entflohen, so standen schon wieder neue da, versprachen ihm Ruhepläze in dem Dikicht, oder hielten ihm, um ihm jenen Leitstern zu verbergen, Talglichter vor die Augen. Mit Entsezen sah er manche Wanderer ihnen in das Gebüsche folgen, und nicht mehr zurükkommen. So lernte er endlich sie fliehen, achtete nichts auf ihr Spott-Gezische, und folgte denen nach, die einsam aber unverdrossen den Pfad nach Oben fortgiengen. Doch er lernte diese Klugheit erst, da er bald den Gipfel erstiegen hatte. Je näher er ihm kam, desto heller wurde ihm die Aussicht den Berg hinunter: aber er sah auch mit Verdruß, daß er weit kürzere hätte nehmen können. Da machte er es sich zum Gesez, auf dem Wege gerade fortzugehen, auf dem an allen Eken mit goldener Schrift geschrieben stand, „der „richtige," nicht um sich her zu sehen, wo andere giengen, sich mit dem Genius in seiner Brust zu unterhalten, und beständig sein leztes Ziel ins Auge zu fassen.

Endlich sah er sich mit Entzüken am Fuß des lezten Hügels, ausser den dunkeln Wäldern, ausser

den

den Gefahren der verbotenen Früchte, der Irrwische, der wilden Thiere, die ihn oft zu zerreissen drohten, oder mit ihrem Gebrülle schrekten. Freudig und mit Jugendmuth (denn je weiter er kam, desto mehr verlor sich die Müdigkeit) eilte er die lezten Anhöhen hinauf, dem heitern Himmel, dem stralenden Pallaste und seinen zuwinkenden Freunden entgegen — als er plözlich an den Rand eines noch nicht bemerkten tiefen und dunkeln Stromes trat, der die allerlezte Anhöhe umringte. Alle Versuche, einen Steg hinüber zu finden, waren vergeblich. Schauder ergrif ihn. Alle Gefahren der ganzen Reise traten ihm wieder vor die Augen, sie schienen ihm alle nichts gegen diesen grausen, dumpfrauschenden Abgrund. Er mußte hinüber: die mächtige Hand hinter ihm stieß ihn fort. Der Hügel vor ihm verdunkelte sich, Regengüsse stürzten, und Blize flogen aus pechschwarzen Wolken herab. Die ganze Macht der vorigen Schreknisse schien sich hinter seinem Rüken zu sammeln — er betrat das Wasser und versuchte hinüber zu schwimmen — da sank er, seine Seele ward klein, und halb ohne Besinnung überließ er sich den Fluthen.

In dem Augenblik aber, da er sinken wollte, hob sich strahlend eine glänzende Gestalt aus der

Nacht, bot ihm die Hand, und leicht, als obs auf Rosen wäre, gieng er hinüber, seine Bürde war im Wasser geblieben. Man gab ihm neue Kleider, in denen er leicht, wie ein Vogel, im Geleite seiner Freunde, die vor ihm hier angekommen waren die Hügel hinauf, wie ein Hirsch über die Berge, frolokend mehr sprang als gieng, und siehe! droben — da war der Gipfel unendlich schöner als er sichs nie vorgestellt hatte: Ein ewig heiterer Himmel, eine Wohnung der Ruhe, und tausend reiner nie gefühlter Freuden, die angenehmste Gesellschaft edler Menschen, die er auf seiner Reise theils gekannt, theils ohne sie zu kennen, geliebet hatte, und bey denen jede Stunde zur Ewigkeit ward. —

Nur einen Kummer hatte er, um seine noch nicht über den Fluß gegangnen Freunde. Gern wäre er ihnen entgegengegangen, aber auch von dieser Seite war er unbeschifbar. Höchstens durfte er am Ufer stehen und ihnen mit Reichung der Hand hinüber helfen. Schwesterlich vertraulich strekten sie ihm die Arme entgegen, um wieder auf ewig mit ihm vereinigt zu werden. Er sah auch mit Entzüken von diesem Gipfel nicht nur den ganzen Weg seiner Wanderung, sondern eine unermeßliche prachtvolle

Aussicht in ferne Gegenden, von denen er sonst nie gehört hatte, und erblikte — in diesem **Weg** sein Leben; in seiner **Mühe** seine Uebung; in den **verbotenen Früchten** seine Begierden; in den **wilden Thieren** seine heftigern Leidenschaften; in den **begleitenden Geistern** seine Eltern, Lehrer und Freunde; in den **schweigenden** verstorbene Weise; in den **Irrwischen** den Irrthum; in dem **Strome** den Tod; im **Gipfel** das Ziel der Vollendung — auf ihm und über den ganzen Berg, einen **Einigen Geist**, der alle Augenblike und Schritte seiner Reise gezählt und begleitet hatte mit seiner Weisheit und Liebe — in dessen Anschaun er zu ruhen hoft.

III.

Jüdische Erzählungen,

die ich nicht verschönere, sondern treulich aus den jüdischen Quellen verdeutsche. Diese empfehlen sich zwar nicht durch den Charakter, der bei gewissen Leserinnen über den innern Werth des Buchs entscheidet, nemlich durch die allerneuste Jahrzahl, sondern liegen als alte Bücher unter der Bank. Du weißt aber, daß ich mich gern der Verlassenen annehme, und wie Freund Pf. sagt, **Blumen suche.** Hier sind welche:

Einer der berühmtesten Lehrer zu Jerusalem war Hillel; er lebte kurze Zeit vor Christi Geburt. Von ihm schreibt das Buch Kosri: „Die Weisheit und „Sanftmuth unsers großen Lehrers Hillel war welt„bekannt." Er war ein Nachkomme Davids und lebte 120 Jahre. Nie hörte man von ihm ein unnüzes Wort, er war immer der lezte in der Schule, schlief nie daselbst und gieng nie vier Schritte, ohne das Buch des Gesezes in seiner Hand zu haben. Nie sah man ihn sizen und schweigen, sondern wenn er saß, so lehrte er, und sagte niemals, izt ist es Zeit aufzustehen, und heimzugehen.

Rabbi

Rabbi Akiba opferte sich selbst nebst zehn andern dem Gesez und dem Vaterland auf. In der Stunde, da er hingerichtet werden sollte, sagte er zu seinen Schülern: „Kinder, es ist Zeit die Lection zu lesen:" „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger „Gott!" „O theurer Lehrer, sagten sie, beharrst „du noch in deinem Eifer?" und er antwortete ihnen: „Alle Tage meines Lebens war ich bekümmert um „das göttliche Wort: **von ganzem Herzen sollt du „Gott lieben**; und da Er nun meine Seele von mir „nimmt, soll ich aufhören? —" da verzog er das Wort: **Einiger Gott**, so lang bis er unter der Marter den Geist aufgab.

Rabbi Johann saß zu Babylon in der Synagoge und las das Gesez. Der Fürst trat herein, und der Rabbi stand nicht vor ihm auf, da wollten ihn die Hofleute schlagen, der Fürst aber sprach: „Laßt ihn! „er denkt an die Geseze seines Schöpfers."

Kaiser Hadrian traf einst einen Greisen auf dem Felde an, der Bäume pflanzte. „Was bemühst dich „so für andere Leute?" fragte ihn der Kaiser. „Herr „Kaiser, antwortete er, wenn mirs Gott gönnen „will, so kann ich wohl noch Früchte davon essen;

„ wo nicht, so sind sie für meine Kinder." Drei Jahre nachher kam der Kaiser wieder an den Ort, und siehe, da füllte der Alte einen Korb mit den ersten schönen Feigen, und brachte sie dem Kaiser: „ Herr Kaiser, nimm dieses von deinem Knechte! „ Gott hat mich gewürdigt von den Bäumen, die „ ich pflanzte, noch selbst die ersten Früchte zu ge- „ niessen." Darauf ließ ihm der Kaiser den Korb mit Goldstüken füllen, und sezte ihn neben sich auf den Thron. Die Hofleute murrten; der Kaiser aber sagte: „ Sein Schöpfer hat ihn geehrt, warum „ sollt' ich ihn nicht auch ehren?"

Unser Vater Abraham hielt keine Mahlzeit für glüklich, wo er nicht sein Brod mit einem Fremdling theilen konnte. Einst hatte er keinen; da gieng er auf die Landstrasse, um einen zu suchen, und fand endlich einen Greisen, der müde von der Reise unter einem Baum ausruhte. Freundlich lud ihn Abraham in sein Haus, und erwies ihm alle die Ehre, die er andern Fremdlingen zu erzeigen gewohnt war. Als die Speisen aufgetragen wurden, beteten Abraham und seine Hausgenossen nach ihrer Gewohnheit darüber, der Fremdling aber griff ohne dieses alsobald nach der Schüssel, da sagte Abraham zu ihm: „ Wie ziemt es sich, Greis, zu

deinen

„ deinen grauen Haaren, Speise zu nehmen ohne „ Anbetung Gottes?" — „ Ich bin ein Feueran„ beter, erwiederte der Greis:" meine Vorfahren „ haben nichts von dem gelehrt." Abraham entsezte sich über diese Worte, fürchtete sich, einen Abgötter in sein Zelt aufgenommen zu haben, und trieb ihn alsbald als eine Pest der Gesellschaft und einen Feind der Wahrheit aus dem Hause. Da erschien ihm der hochgelobte Gott und sprach: „ Abraham! Abraham!" der Patriarch: „ Siehe, hier bin ich!" Da sagte Gott weiter: „ du hast Unrecht gethan! diesem „ Greise, so undankbar er gegen mich ist habe ich „ schon über hundert Jahre Leben und Nahrung „ gegeben, und du, du willst ihm auch nicht eine „ Mahlzeit, nicht auf wenige Augenblike deine Ge„ sellschaft gönnen?" Abraham, durch diesen Ruf bewogen, holte den Fremdling wieder ein, und überschüttete ihn so mit Freundschaftsbezeugungen, daß dieser — in kurzer Zeit seinen Glauben annahm.

Rabbi Meir hatte ein tugendhaftes Weib. Einst saß er am Sabbat in der Schule und lehrte das Volk. Indessen starben ihm zu Hause seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesez. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller,

legte

legte sie auf ihr Ehebette und breitete über ihre Leichname ein weisses Gewand. Abends kam der Rabbi nach Hause. „Wo sind meine Söhne? fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?" — Sie: „Sie „sind in die Schule gegangen." Er: „Ich habe „mich umgesehen und bin sie nicht gewahr worden." — Sie reichte ihm seinen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgang des Sabbats, trank, und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken „vom Wein des Segens?" — „Sie werden nicht „weit seyn," sprach sie, und sezte ihm zu essen vor.

Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sagte sie zu ihm: „Rabbi, erlaube „mir eine Frage!" — „Sprich nur meine Liebe," antwortete er. Sie: „Vor wenig Tagen gab mir „jemand Kleinode in Verwahrung, und izt fodert „er sie zurük: soll ich sie geben?" — „Das sollte „Rabbi Meirs Frau nicht erst fragen," erwiederte er: „Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das „seinige wieder zurükzugeben?" — O nein! versezte sie: „aber auch wiedergeben wollt' ich sie ohne dein „Vorwissen nicht."

Sie

Sie führte ihn hierauf auf den Söller, trat hin zum Ehebett und nahm das Leichentuch von ihren Söhnen. „Ach meine Söhne, jammerte der Vater; „meine Söhne, und — meine Lehrer!! Ich habe „euch gezeuget, aber ihr habt mir die Augen er„leuchtet im Gesez." Sie wandte sich weg und weinte. Endlich ergrif sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müße sich „nicht weigern, ein anvertrautes Pfand zurükzu„geben? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr „hats genommen — der Name des Herrn sey gelobt! „—— der Name des Herrn sey gelobt!" stimmte Rabbi Meir mit ein. — Wer ein tugendsam Weib gefunden, hat einen größern Schaz denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

David sagte einst zu Gott: „O Herr der „Welt, alles was du in deiner Welt gemacht hast, „ist gut, und die Weisheit ist besser als alle Ge„schöpfe. Aber, warum schufst du die Tohrheit? „sie bringt weder Freude noch Nuzen. Der Tohr „läuft über die Strassen, zerreißt die Kleider, wird „von den Knaben verspottet, vom Volk verlacht: „Gefällt dir dieses in deinen Augen:" Gott

antwortete

antwortete ihm: „O David, man wird dich noch den „König der Tohren nennen, und dies wird dich „vom Tode erretten. Ja, du wirst mich noch selbst „um Narrheit bitten müssen.“ Nach einiger Zeit floh David vor dem Angesichte Sauls zum König der Philister. Am Hofe desselben lebten die Brüder Goliaths, und foderten vom König sein Blut zur Rache für ihren erschlagnen Bruder. Da fürchtete sich David und betete zu Gott. „Was willt du von mir?“ sprach die göttliche Stimme; David antwortete: „Daß du mir einen Theil der Tohrheit gebest, die „ich einst verachtete!“ da gab sie ihm Gott, David verstellte seine Gebehrden, kollerte unter ihren Händen, schäumte u. s. w. (1 Sam. 21.) und entrann auf diese Weise seinem Tod.

Die Königin aus Saba legte dem Salomo unter andern Fragen auch folgende vor: Nachdem sie ihm 12 Knaben und 12 Mädchen von schöner Gestalt, in gleicher Kleidung aber mit geschornen Häuptern vorgestellt hatte, so ließ sie ihn rathen, welches die Knaben und welches die Mädchen wären? Salomo befahl ihnen, sich zu waschen. Frisch und männlich fuhren die Knaben mit den Händen über das Angesicht herunter: sanft und zärtlich die Mädchen —

und

und so war's verrathen. Erstaunt sprach die Königin: „was ich von deiner Weisheit sehe übertrift noch „das, was ich davon hörte."

Am lezten Weltgerichte werden Leib und Seele einander wechselsweise der Verführung anklagen. Da wird ihnen der Richter folgendes Gleichniß erzählen: „Ein König hatte einen lustigen Garten voll reiffer Früchte; über diesen sezte er zu Hütern — einen **Blinden** und einen **Lahmen**. Der eine konnte die Früchte nicht sehen, der andere nicht auf die Bäume steigen. Weil aber der Lahme das Obst doch wenigstens sehen konnte, überredete er den Blinden, ihn auf seine Schulter zu nehmen. So wurden die Früchte geraubt und unter beide getheilt. Als der Herr des Gartens kam und Untersuchung anstellte, entschuldigte sich jeder und schob es auf den andern. Allein der König befahl, den Lahmen auf den Blinden zu sezen, und so beide der Strafe zu übergeben." Eben so wird am Weltgericht der Streit zwischen Leib und Seele geschlichtet werden.

Man sagt, als Rabbi Ase sterben wollte, habe er heftig geweint, und da ihm seine Freunde zusprachen: „Er habe ja keine Ursache zu trauren,

weil

„weil er in seinem ganzen Leben das Gesez er-
„forscht und seine Gebote so treu wie möglich ge-
„halten habe. Er sey auch überdas nie im Gericht
„gesessen, welches ihm sonst aus Furcht, er möchte
„jemand Unrecht gethan haben, Bekümmerniß
„machen könnte" da soll er geantwortet haben:
„Eben euer Trost macht mir Schmerzen, daß ich
„mich nemlich des Gerichts enthalten und die allge-
„meine Last Israels nicht tragen geholfen habe;
„denn es steht geschrieben: **Der König befestigt
„durch das Gericht die Erde, aber, der seine
„Hände vom Gericht zurükzieht, stößt es ein.**"
(Sprüchw. XXIX, 4.)

Ben Sira gieng einst in die Schule, um das Gesez zu lernen. Der Lehrer verweigerte es ihm: Er sey noch zu jung, es zu verstehen. Da antwortete ihm Sira: „Weißt du nicht, daß das Leben kurz „und der Arbeit viel ist? warum hältst du mich ab? „wie viele liegen schon unter der Erde begraben, „die noch jünger waren als ich?"

R. Simeon, Gamaliels Sohn, sagte: „Ich „habe mein ganzes Leben unter Weisen zugebracht, „und nichts besseres für meine Seele gefunden als — „Schweigen."

Ein

Ein Anderer: „Drei Dinge vergiß nicht, so „wirst du von Sünden frei bleiben; bedenke was „über dir ist: ein sehendes Auge, ein hörendes „Ohr, und ein Buch, wo alle Werke deines Lebens „aufgeschrieben werden."

„Thu, was Gott gefällt, so wird Er auch wieder thun, was dir lieb ist. Brich deinen Willen, Gott zu Gefallen, so wird Er auch deiner Feinde Willen gegen dich brechen."

„Wo ihrer Zween an einem Tische sizen, und sich über das Gesez unterreden — über diesen ruhet die Herrlichkeit Gottes."

„Bei welchem Menschen sich finden 1) freundliche Gebehrden gegen jedermann; 2) ein Geist ohne Stolz, und 3) eine demüthige Seele — Der ist ein Jünger Abrahams."

Johannes, ein Schüler des berühmten Hillels, flüchtete sich bei der Belagerung Jerusalems zu dem Kaiser Titus. Nach der Zerstörung des Tempels spazierte er einst mit Josua, dem Sohn des Ananias, in seinen Trümmern herum, und sagte zu diesem,

der

der sehr traurig darüber war: „Mein Sohn gräme dich nicht, denn obgleich unser Tempel im Staube liegt, so haben wir doch noch einen Weg, die Sünde zu versöhnen: Die Liebe des Nächsten, denn es steht geschrieben: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer!"

(Ich, dein Freund, stimme ganz dem bei, was R. Aquila sagte:) „Ich habe viel von meinen Lehrern gelernt, noch mehr von denen, die mit mir studirten, aber am meisten von denen, welche ich selbst gelehrt und unterrichtet habe."

Der höchste Vers des Gesezes, an dem alles hängt, ist der: **Erkenne Gott in allen deinen Wegen, so wird Er deine Fußstapfen leiten!"**

„Mache das Gesez zu deinem Zwek. Rede wenig und thu viel, (wie Abraham, der seinen Gästen nur einen Bissen Brod verhieß, und gleichwol ein zartes junges Kalb bereitete; 1 Mos. XVIII.) Nimm jeden, der zu dir kommt, mit einem heitern Angesicht auf."

IV.

Schilderung eines würdigen Geistlichen.

Der englische Dichter Richard Savage, macht von Jacob Foster, einem berühmten Prediger bei einer Dissenter-Gemeine in London, dessen Predigten auch unter uns rühmlich bekannt sind, folgende Schilderung:

„In ihm sahen wir einen Priester, gleich frei von Geiz und von Ehrsucht. Kein Verfolgungsgeist erhizte seine Seele; Herz und Zunge athmeten Wohlwollen. Er war gelehrt, ohne Pralerei; beredt, aber kein Schwäzer; bescheiden ohne Zaghaftigkeit; gewissenhaft, ohne sich selbst zu loben; ehrwürdig, auch ohne sein Kirchenkleid; heilig, ohne Ziererey; und eifrig für die Wahrheit, ohne fanatische Hize. Sein Glaube, der keine Spur von Leichtgläubigkeit hatte, hielt das Mittel zwischen Unglaube und Bigottismus. Seine Hoffnung war nicht eine bestrittene Bischofsmüze auf Erde, sondern jene Crone der Herrlichkeit, welche der Himmel dem wahren Verdienste aufbehält. Ein Priester, in Liebe mit allen Menschen,

die sich auf Tugend allein, nicht auf Secten beschränkte. Wahrheit war seine Lust: Von ihm stralte sie weit aus in die Ferne, von ihm, der niemand fürchtete als seinen Gott," u. s. w.

Was wird sich dein Freund, dem es so Ernst ist, würdig sein ehrwürdiges Amt zu führen, und nicht nur den Mantel heiliger Männer zu tragen; dem bei jedem Anblik so erhabener Muster das Herz höher schlägt; wenn er auf der einen Seite seinen guten Willen, auf der andern sein Unvermögen fühlt sie zu erreichen — was kann und wird er sich wärmer, herzlicher, aufrichtiger wünschen, als: **daß ihr Geist zweyfältig auf ihm ruhe!!**

V.

Stellen aus einem persischen Lobgesang auf Gott.

(Von Scheik Sadi.)

Im Namen Gottes, des Schöpfers der Welten!
Des Allweisen, der das Wort auf der Zunge schaft,
Des Führers, der die Menschen zur Seligkeit leitet!
Gnädig ist Er! Ein Vergeber der Sünde! Dem
Reuenden gnädig!
Wer vor Seiner Thüre nicht Hülfe gefunden, findet
sie nirgends.
Er ergreift den Sünder nicht über der That:
Sobald er zurükkehrt, tilgt er seine Fehler aus
seinem Buche.

Ein Tropfe sind Zeit und Ewigkeit im Meer seiner
Erkenntniß.
Er sieht der Menschen Sünde, und zieht gütig den
Schleier über sie,
Vor keinem verschließt Er die Thür seines Speisesaals.
Die Fläche der Erde ist die gedekte Tafel für seine
Geschöpfe:
Und am Tische seiner Freigebigkeit gilt weder Freund
noch Feind.

Sein allerhöchstes Wesen ist über alles Forschen erhaben:
Seine Macht bedarf nicht des Dienstes erschaffener
Geister und Körper.
Alle Wesen vollbringen seine Befehle,
Der Mensch, die Vögel, die Müken und Ameisen.
Seine holde Barmherzigkeit ist die Werkmeisterin
aller Dinge,
Von ihr kömmt alle Grösse und alles Lob.
Sein Recht ist ewig, sein Wesen ohn alles Bedürfniß.
Dem sezt er Cronen des Ruhms aufs Haupt,
Und jenen wirft er wieder vom Thron in den Staub:
Den ziert Er mit dem Mantel des Glüks,
Und jenen hüllt Er in den Sak des Elends.
Zükt Er, um Menschen zu schreken, das Schwert
seiner Rache,
So sind seine Diener, die Engel, taub und stumm
gegen die Klagen der Menschen.
Aber wenn Er seine Barmherzigkeit verkündigt,
So ruft der kleine Vogel Hezazil: „Ich will sein
Herold seyn!"
Nah ist seine Gnade dem, der sich vor Ihm in den
Staub hinwirft.
Er erfüllt die Bitte dessen, der aus der Niedrigkeit
zu Ihm empor schreit.

Mit

Mit der Feder seiner Vorsicht zieht Er die Lineamente des Menschen im Mutterleib.
Auf seines Fingers Spize trägt Er die Sonne vom Morgen zum Abend.
Lastschiffe leitet Er mit seinem Hauch über die unergründlichen Fluthen.
Mit Gebürgen befestigt Er die ungehorsame, fiebrisch zitternde Erde,
Mit Felsen, die in ihrem Eingeweid wurzeln.
Kieselsteine besät Er mit Türkis und Rubinen.
Smaragden hängt Er an die karfunkelnde Rose.
Was ist dunkel vor seiner Erkenntniß?
Enthülltes und Verborgenes ist gleich vor ihr.
Auch Schlangen und Ameisen bereitet Er Speise,
Und giebt sie zugerichtet dem, das weder Hand noch Fuß noch Bewegung hat.
Durch seine Kraft hat Er die Wesen aus dem Nichts gezogen,
Wer, ausser Ihm, kann das Nichts gestalten?
Alle Welt ist einig, daß seine Gottheit sey:
Unter dem Forschen, was sie sey? erliegt alle Welt.
Jenseits den Grenzen seiner Herrlichkeit wird nichts erkannt,
Jenseits den Grenzen seiner Güte nichts empfunden.
Kein Adler-Gedanke erreicht seine Höhe:

Kein Begrif berührt den Schoos seiner Güte.
Tausend Schiffe versanken in diesem Ocean,
Und kein Brett von ihnen sah man am Ufer!
O welche Lust, Tag und Nacht mit gebeugtem Antlitz an diesem Abgrund zu ruhen!
Auch mich hält seine Hand:
Und ewig hör' ich seinen Ruf: **Erhebe dich!**

VI.

VI.

Homerus, Ulrich Zwingli und ein Priester.

Ein Todtengespräch.

Priester: Und das sind nun die berühmten Gefilde der Seligen? Ich erkenne mich kaum! wie weit volkreicher sind sie, als ich erwartet hatte! Oder bin ich am unrechten Ort? Meine Augen sind zwar noch etwas trübe, doch sah ich, da ich mich eben in einer klaren Quelle spiegelte, meine Miene noch eben so feurig wie auf Erden: sie ist noch immer wie ehmals auf meiner Kanzel der Bothe des göttlichen Zorns. Hatte denn wirklich die allein seligmachende Kirche soviel Bekenner? — Nur hierin finde ich mich zu meinem Vergnügen getäuscht. Aber wer sind jene grossen graubärtigen Männer mit Lorbeerkränzen auf ihrem Haupt? So mahlte man sonst die Heiden. Doch solche können sie nicht seyn! dort drunten, im Ort der Qual, da liegen sie alle zu Hauf, samt ihrem Socrates. Es müssen Kirchenväter seyn oder grosse Polemiker! Sie haben sich bei Leibesleben waker mit

den

den Kezern herumgerissen, darum tragen sie den Lorbeer, und lächelt die Freude des Himmels auf ihren verklärten Wangen. Da kömmt mir einer entgegen — ein ehrlicher sanfter Mann, wie's scheint, und gutmüthig wie ein Kind; den will ich fragen.

Homerus: Sei mir willkommen, mein Bruder, aus welchem Lande du herkommen magst.

Priester: Gemach! nicht zu nah! Bist du Sanct —— ?

Homer. Ich kenne den Menschen nicht; ich bin —

Priester: Ich sage dir nochmals, nicht zu nah! Ich merke, du bist nicht des rechten Glaubens. „Aus welchem Land du herkommen magst" wunderliche Rede! wer wird so sprechen als ein Schwärmer?

Homer. Erzürne dich nicht, mein Bruder; in Elysium wohnt Friede.

Priester: Mit Kezern ist weder auf Erde noch im Himmel Friede. Was? was? Elysium? Bist du gar ein Heide?

Homer.

Homer. Ich bin Homerus, der Sänger der Griechen.

Priester: Homerus du? Homerus war ja blind!

Homer: Die Schuppen fallen ab vom Auge an diesem Ort, mein Bruder! Sind sie dir auch abgefallen?

Priester: Sprichst du von geistlichen Schuppen? ich habe keine gehabt, mein grosser Lehrer, der berühmte Professor N. hat sie mir alle weggenommen.

Homer. Ich bedaure dich; so entgeht dir hier das süsse Vergnügen, Schüler zu seyn, und du hast wenigstens noch den Erde-Nebel vor deinen Augen.

Priester: Bist du Homerus, so bin ich nicht im Himmel — Leb wohl!

Homer. Du bists, und ich bins. Komm, ich will dich zu meinem Freunde, dem Sohn Isai's führen!

Priester: Immer besser! Ich weiß gar nicht, wo ich bin. Der König und Prophet David — und Homerus, der Heide, in Einem Himmel!

Homer. Ja, mein Freund, wir sind im Himmel. — — „Ich bin in dem lichten Gefilde, wo auch „mein Gesang zum Vater Aller emporsteigt."

Priester: Verdammt bist du! Geh hin zu deinem Socrates, zu deinen Aristiden und Scipionen, und heule mit ihnen und deinen Göttern im Ort der Qual! Da lies! Dies Buch spricht dir dein Urtheil!

Homer. Ruhig! Was ist das für ein Buch? Ich lerne gern.

Priester: Es ist die Dogmatik meines Lehrers. Da lies, den strengen Beweis, daß alle Heiden unaufhörlich brennen müssen!

Homer. Warum?

Priester: Warum? Weil ihre Tugenden nur glänzende Sünden waren; weil sie die Wahrheit nicht erkannt, und die Herrlichkeit des Einigen in vergängliche Bilder eingekleidet haben.

Homer. Das habe ich nicht gethan. Ich habe den Einigen nie gelästert, ich habe seine Herrlichkeit empfunden und gepriesen. Du auch?

Priester. So spricht ein Enthusiast!

Homer. Der war ich auch. Ich war des Gottes voll, und sprach die geflügelten Worte, die er in meiner Brust gebot.

Priester: Wo soll ich anfangen, dich zu bekehren?

Homer. Nirgends, mein Bruder; wir sind in einer neuen Welt. Leb wohl, geh hin zum Lethe und trinke Vergessenheit — dann wollen wir uns freudiger wieder sehen. Sieh, da kommt ein Freund von mir und dir, der wird dirs sagen.

Priester: Wenn du Homers Freund bist, so bist du wohl auch seines Theils!

Ulrich Zwingli: Ich bin Ulrich Zwingli. Du bist wohl ein Priester?

Priester: Du? doch ja, auch du priesest Heiden selig, und hoftest bei dem Erlöser nebst Abel, Enoch, Abraham, David, Josias, Paulus, auch den Herkules, Theseus, Socrates, Homerus, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und die

Scipionen

Scipionen zu finden, und überhaupt alle rechtschaffenen Männer, alle heiligen Seelen aus allen Religionen bei Gott anzutreffen. Es that uns leid, daß du dich so vergaßest; denn wisse, ich bin von deiner Kirche, und wir haben Mühe gehabt, es als menschliche Schwachheit zu entschuldigen.

Zwingli: „O Bruder, welche Nacht zerstreut
„Der grosse Tag der Ewigkeit!"

Nur dunkel erinnere ich mich noch der süssen Empfindung, als ich diese Wahrheit einem Könige sagte; nur dunkel aber auch, doch zum leztenmale, daß auch ich mich mit Schuldistinctionen, obgleich weniger als meine Zeitgenossen, plagte, und oft einen zu grossen Werth auf Meinungen sezte — aber es ist vergessen mit allen andern Sünden, und ich fühle izt, wie weit besser die Wahrheit ist, die in unserm Herzen, als die in unsern Büchern wohnt.

Priester: Mir aber ist alles an diesem Orte räthselhaft. Sage mir, mein Vater, wie kommt Homerus zum Himmel?

Zwingli:

Zwingli: Und ich frage dich, warum sollte er nicht da seyn? Er war ein Bote Gottes an sein Volk und Zeitalter. Redlichkeit und Liebe glühten in seiner Brust. Sein Herz war einfach und still; er ehrte die Götter, er betete zu ihnen, er traute ihrer unvergänglichen Güte, und pries die Tugend. Seine Seele war ein reiner Bach, wo alles Grosse, Gute und Schöne sich spiegelte, und eben so rein, wie ers empfieng, wiederglänzte.

Priester: Aber die Gerechtigkeit Gottes gestattet nicht, daß Leute hier wohnen, die einst die Welt mit Abgötterey anstekten.

Zwingli: Daran war nicht Er schuld, sondern die sich ansteken liessen, und aus seinen Feenmährchen Glaubenssäze machten. Den Unheiligen ist alles unheilig. Was haben sie nicht mit unserer Bibel gemacht?

Priester: Aber er erkannte doch den wahren Gott nicht!

Zwingli: Empfand ihn aber desto stärker, und diese Empfindung war sein Gesez, dem er auch gehorchte.

gehorchte. Wer hat schöner wie er von Tugend und sanfter **Menschlichkeit**, wer beredter und gefühlvoller von der **Gerechtigkeit** und **Güte** der Götter gesprochen, wer herzlicher auf sie getraut? Seine Seele war voll davon und hauchte ihr Gefühl auf jedes Blatt seiner Lieder. Wer erkennt ganz den Unsichtbaren, wenn Er nicht selbst sich so oder anders ihm offenbart? — Richtet eine Obrigkeit auch einen Menschen, der ihre Geseze nicht kennt? Woher, mein Sohn, hat die Welt, den Begrif von einer **Gerechtigkeit**?

Priester: Das lasse ich den Moral-Philosophen zu untersuchen über.

Zwingli: Es wäre gut gewesen, mein Sohn, du hättest wenigstens die **allgemeinen Geseze der moralischen Welt** kennen zu lernen gesucht, denn es sind die Geseze **Gottes**, welche Er in der Natur und Schrift offenbart. Selbst die Idee der Gerechtigkeit kömmt, wie alle moralischen Begriffe von Ihm. Die Menschen bemerkten, daß Er mit allen Handlungen gewisse Folgen verbunden habe, die nach Verhältniß der erstern gut oder böse waren. Das nennten sie Gerechtigkeit, und ahmten es nach. **Gerechtigkeit**

muß

muß also in Gott selber seyn, und in Ihm, als der Quelle, unendlich reiner und vollkommner als im Menschen, und nach dieser wird Er auch die Menschen gewiß aufs billigste richten. Alle Geseze kommen von Ihm her und alle Obrigkeiten. Aber welch eine Obrigkeit wäre das, die nach Gesezen richtete, die niemand wüßte? Welch ein Gott wäre der, der mit den Menschen etwas ähnliches thäte? Daß ein Gott sey, haben die Heiden gewußt, und manches von Ihm durch Betrachtung der Natur errathen. Aber was Er für geheime Absichten mit dem in Verfall gerathenen Menschengeschlechte habe? welches, diesen gemäß, die Art des Gottesdienstes seye, die Ihm gefalle? Das konnten sie nicht errathen, und die Art, der Offenbarung, die wir haben, hatten sie nicht: wie konnten sie daran glauben? Er richtet sie daher nach einem andern Maßstab, und nach dem Gesez ihres **Gewissens**, und ihrer **Vernunft**.

Priester: So spricht die klügelnde Philosophie— ich wills vom Glauben haben!

Zwingli: So komm unter diese Palmen! Die Stimme von Sion wird dich lehren, und Paulus dir den rechten Maßstab weisen, wonach Gott mißt.

Komm,

Komm, mein Sohn, ich will dir zeigen, wie selbst Jesus sich dieser Hoffnung freute. Doch du würdest auch dies nicht begreifen, so lang die Cruste menschlicher Schulweisheit nicht von dir weggenommen würde! Hier ist der wohlthätige Strom der Vergessenheit, der uns unsere Tugenden und Laster, unsere Tohrheit und unsere vermeinte Weisheit vergessen macht.

Indem kam Homerus wieder. Der Priester trank eben aus der Lethe, und bald vergaß er das Blendwerk der Welt und die Sazungen stolzer, mürrischer Lehrer, die sein wohlwollendes Herz in Ketten gelegt hatten. Er umarmte den Alten, Zwingli lächelte frölich, ein menschliches Herz zu allgemeiner Liebe erweitert zu haben, und Homerus sang mit sanfter Stimme, begleitet von der melodischen Harfe das Lied, das lange nach ihm einer seiner Söhne ihm in den Mund gelegt hat:

„Kein Aidos herrscht! Kein Minos richtet die Todten
Drunten in ewiger Nacht. Ich komm aus den lichten Gefilden,
Wo auch mein Gesang zum Vater Aller emporsteigt.
Als mit himmlischer Harfe der Isaidische Sänger

Gott

Gott den Unsichtbaren im Allerheiligsten feyrte,
Sang ich mit irrdischer Harfe den schwach erleuchteten Völkern
Stammelnd den sichtbaren Gott im Heiligthume der Schöpfung.
Und, gleich Davids, lohnte der Vater mein kindliches Stammeln.
Sorgsam pflükte mein Lied die Blume jeglicher Tugend,
Wie sie dem schwächeren Strale der göttlichen Wahrheit entblühte:
Unschuld, goldene Treu und Einfalt; dankende Ehrfurcht
Vor der Natur und der Kunst wohlthätigen Kräften, der Urkraft
Genien! flammende Liebe des Vaterlands, der Eltern,
Und des Gemahls und des Herrn, — und Völker von Morgen und Abend
Beteten an die Natur, des Unendlichen sichtbare Gottheit.

VII.

Sprüche der Heiden.

Es ist ein rührender, schöner Gedanke, meine Liebe, an den uns der Apostel Paulus mehrere mal erinnert, daß auch in den dunkeln Zeiten vor der Erscheinung Christi die ewiggute Gottheit sich niemand unbezeugt gelassen, und obgleich sie nur allein die Juden im Auge zu haben schien, dennoch nicht nur die Herzen mit Speise und Wein erfreut, sondern auch zu allen Zeiten hie und da edle Seelen unter den Heiden mit höhern Stralen ihres Lichtes beseliget habe. Sie sind wie Morgensterne, die einen heitern Frühlingstag der Wahrheit verkündigten, und ob ich gleich nicht behaupten will, daß wir von denen, die noch in der Dämmerung saßen, das Licht der Wahrheit und Tugend zu holen haben, so laß ich mirs doch nicht nehmen, auch diese Zeugniße für sie, nicht nur um ihres hohen Alterthums, sondern hauptsächlich um des innigen Gefühls willen, das in ihnen herrscht, mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe zu verehren, und mich für diese Gottesmänner des

hohen

hohen Lichtes zu freuen, das sie nun in einer bessern Welt mit vollen Zügen trinken werden: sie, die hier

— — — — „ traulich

„ Und rein ihr Ohr zu Gottes Stimme neigten,

„ Und rein ihr Herz der Gottesflamme weihten."

Edelmüthig läßt der grosse Apostel, so voll er von der neuen, für die, die sie einmal recht erkennen, allein seligmachenden Lehre war, dennoch auch den Völkern Gerechtigkeit wiederfahren, die in vergangenen Zeiten diese Wahrheiten nicht kannten und nicht kennen konnten, und behält ihnen einen Weg zu „ Preis, Ehre und unvergänglichem Frieden" offen, wofern „ sie, obschon sie das geoffenbarte Gesez „ nicht haben, dem in ihre Herzen geschriebenen „ Geseze folgen und sich selbst ein Gesez sind." (Röm. 2.) Er schäzt und liebt das schwache Licht, welches weise und göttliche Männer des Heidenthums besaßen, so gerecht und so herzlich, daß er sich nicht entblödet, in seine Verkündigung des Evangeliums zu Athen (Apost. G. XVII.) die schöne Stelle des griechischen Dichters Aratus einfliessen zu lassen: „ Wir sind „ seines Geschlechtes." Voll Bewunderung der Tugend jenes römischen Hauptmanns rief Jesus aus: „ Wahrlich! ich sage euch: Viele werden kommen

„ von Morgen und Abend, und mit Abraham, Isak „ und Jacob zu Tische sizen. Aber die Kinder des „ Reichs — !"

Die Zeiten sind, Gott lob! vorbei, wo, was ein Socrates, Plato, Aristides u. a. gutes redeten und thaten, **glänzende Sünden** genannt, und diese Menschen die wahrlich oft besser waren als ihre Richter, der ewigen Verdamniß ohne Barmherzigkeit zugesprochen wurden. Gern unterhalte ich mich mit dir an diesem schönen Sommermorgen über sie und ihre Weisheit. Während die Gloken unser Volk zur Lehre Jesu Christi rufen, wollen wir von denen reden, welche die ganze schöne Natur als einen Ruf zur Kenntniß und Verherrlichung ihres Urhebers ehrten, und auf Gottes Stimme in ihrer Brust demüthig und gehorsam lauschten; wir werden uns des vollern Lichtes, das der, der allein ganz Wahrheit ist, den Menschen brachte, desto herzlicher freuen. Es wird Eine Heerde und Ein Hirte seyn, von allen Guten und über alle Gute.

Mit einer **Ehrfurcht vor der Wahrheit**, die zumal in unsern Zeiten höchst selten ist, sprachen die Heiden von göttlichen Dingen. **Krates** traf einst

den Philosophen **Stilpon** auf der Straße an, und fragte: „Ob wohl die Götter am Gebet und Gottesdienst der Menschen Freude hätten?“ — „Rede nicht, versezte Stilpo, von so heiligen Dingen auf der Straße, sondern in der stillsten Einsamkeit!“ Wenn die Priester ihren geheimern Gottesdienst anfiengen, so riefen sie: „Verschließt die Thüre den Unheiligen! Verehrt, ihr Jünglinge mit stiller Seele dies Heiligthum!“

„Nur ein Gott ist! Ja wahrlich nur ein Gott!
„Die kleine Erde, des Himmels Wunderbau,
„Das himmelblaue Meer, und Wind und Sturm
„Schuf Er allein mit seiner Macht.“

Sophokles.

(Die vielen Götter der Heiden waren, in den Augen der Weisern, ungefehr was unsere Engel: untergeordnete Geister des höchsten Wesens.)

„Schnell, so hoffen wir, eilt vom Staub zum Lichte der Todten
„Ueberbleibsel; dann werden sie Götter. Im sterblichen Menschen
„Ist der Geist ein Gottesgeschenk, des Ewigen Abbild.

„ Mutter Erde gab uns den Leib, und aufgelöst wird er
„ Wiederum Staub. Zu sich nimmt auf die Seele
der Himmel.“

Phokylides.

„ Es warten Dinge auf die Todten, die sie niemals weder gehoft noch vermuthet haben.“

„ Die Menschen sind sterbliche Götter. Sie sterben im Leben, und leben im Sterben.“

„ Tod ist, was wir beym Erwachen sehen, und was im Schlaf – Traum.“

„ Wir steigen in einen Fluß hinein, und sind doch nicht in diesem Fluß: wir sind und sind nicht.“ (Ich lege dir diese Stellen als **Räthsel** vor, die du errathen magst!)

„ Die Geschäfte der Menschen sind grosser Aufmerksamkeit nicht werth, dennoch müssen wir sie ihnen schenken.“

„ Eines nur ist Weisheit, den **Verstand** zu erkennen, wie Er alles durch alles regiert.“

Ein

„Ein Volk muß für sein Gesez mehr als für seine Stadtmauern streiten."

(Diese Sprüche sind von Heraklit.)

„Habe Muth in allen Dingen! denn wir Menschen sind von göttlichem Geschlecht." **Pythagoras**, (dessen **goldene Sprüche** du aus **Gleims** Uebersezung kennst.)

„Das **höchste Gut** läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Man erlangt es nicht anders, als durch lange und beständige Uebung. Es entzündet sich plözlich in der Seele, wie eine Flamme aus dem Funken entspringt. **Plato**. (Der christliche Lehrer **Origenes** sagt von dieser Stelle: „Gott habe ihm „dieses, sowohl als alles übrige Gute, das er sage, „geoffenbart." Folgende Stellen sind auch von Plato:)

„Eine der größten Sünden, die begangen werden kann, ist Unerbittlichkeit gegen Bittende. Solche Menschen bleiben nicht ungestraft, Gott selbst, bei dem der Bittende fleht ist dessen Hüter."

„Der gute Mann darf frölich hoffen, die Geschenke von Gott zu empfangen, die Er solchen zu

geben

geben pflegt, und wenn Unglük über ihn kömmt, daß Gott es ihm leicht machen werde. Ja was er gegenwärtig genießt, wird Gott ihm verbessern, und gutes Glük ihm niemals mangeln lassen. In dieser Hoffnung sollen alle leben, und immer mit Scherz und Ernst die andern zu fleissiger Erinnerung daran ermahnen."

„O mein Sohn, du bist noch jung; die künftige Zeit wird machen, daß du manches, was du izt für gewiß annimmst, verwerfen wirst, und das Gegentheil glauben. Säume also bis alsdann, ein Richter über die wichtigsten Dinge zu seyn."

„Ein Liebhaber sinnlicher Lust, des Leibes, des Reichthums — und zugleich ein Liebhaber Gottes kann man nicht seyn. Der Liebhaber der Wollust liebt seinen Körper, der Liebhaber des Reichthums wird aus Noth ein Freund der Ungerechtigkeit. Der Ungerechte aber ist unheilig vor Gott, weil er ungerecht gegen die Menschen ist. Und wenn du dann Hekatomben opfern würdest, so wirst du nur unheiliger dadurch, ein Gottesleugner und Gotteslästerer. Jeder Wollüstling ist ein Gottesleugner."

Demophilus.

Einen

„Einen würdigern Tempel findet die Gottheit auf Erden nicht, als ein reines Herz."

Plutarch.

„Die besten Menschen reden am wenigsten. O müßte der Schwäzer immer das leiden, was andere in seiner Gegenwart leiden, er würde wohl kürzer reden!"

Apollonius.

Wohlwollen schenke auch den Todten. Leicht ist es zwar ihnen Böses thun: aber eine Gerechtigkeit wohnt über uns, und die göttliche Rache rächt den Todten."

Aeschylus.

„Welch mächtig Wesen ist die Wahrheit! der Sterblichen kühnster Gedanke reicht nicht an sie."

Aeschines.

„Wer kämpfet gegen Neid, macht Ungerechte mächtiger als Gute."

Anaximenes.

„Denk' ich an Sünde, so wehrt es mir die Achtung vor den Freunden."

Agathon.

Der

„Der Mensch ist mit dem Weine gleicher Art
Der junge Wein, der junge Mensch muß gähren,
Er braust, er schäumt, stößt Hefen aus, ist herb.
Ist aber einmal alle dieser Schaum
Der Tohrheit abgeschöpft, so wird er reif,
So wird er trinkbar, sezt sich wiederum,
Und bleibt nun auf sein ganzes Leben süß."

Alexis.

„Wenn du zu Schiffe fährst, und das Schiff landet, so gehst du wohl auf einige Stunden einem Geschäfte nach, und sammelst dir etwa im Vorbeigang am Ufer kleine Muscheln; du mußt aber immer an das Schiff denken, um nicht zurükzubleiben, wenn der Steuermann ruft, und alsdann sogleich alles verlassen und ihm folgen, wo nicht, so pakt man dich wie eine Waare, und wirft dich hinein. So ist das Leben. Du hast da anstatt der Muscheln andere Sachen zur Freude, ein Weib oder Kinder, oder etwas anderes. Ruft dir der Steuermann zu Schiff, so mußt du alles verlassen und ihm folgen. Bist du einst Greis, dann halte dich immer näher ans Schiff, denn bald wird es unter Segel gehen!" Epictetus („den, wie Origenes sagt, auch die einfältigsten Leser verstehen und bewundern, denn sie

spüren

spüren und empfinden es, daß sie durch seine Lehren gebessert werden, wofern sie nur einigermassen geneigt sind, sich bessern zu lassen." Von ihm ist auch folgendes:)

„Gedenke oft, daß es möglich sey, daß allerlei Unglük über dich komme, und stelle dirs recht deutlich vor, wie es seyn würde, wenn du dein ganzes Vermögen, deine Eltern, Freunde oder Kinder verlieren, endlich, wenn du sogar selbst sterben müßtest. — Dies wird dich gegen alles fest machen und deine Seele in die Höhe heben, daß sie sich nicht an irdische Dinge hängt, denen sie einst doch wird entrissen werden."

„Gieb dich niemals für einen Philosophen aus, und mache bei Unerfahrnen nicht viel Wesens mit deinen Lehren. Bist du bei einem Gastmahl, so lehre nicht, wie man essen soll, sondern iß, wie sichs gebührt. Dein Beispiel wird mehr fruchten als die beredtesten Lehren."

„Zeichen, daß einer im Guten wachse, sind: Er tadelt niemand, er lobt niemand, er beschuldigt niemand, er klagt niemand an, er rühmt sich niemals, daß er etwas sey oder wisse. Wird er an etwas

nüzlichem verhindert, so klagt er niemand als sich selbst an. Lobt ihn jemand, so lächelt er heimlich über seinen Lobredner; wird er getadelt, so vertheidigt er sich nicht, und beträgt sich immer wie ein Kranker, der sich schont, um nicht in die vorige Krankheit zurükzufallen. Kurz, er sieht sich als einen Menschen an, in dessen eignem Herzen sein größter Feind und Nachsteller ist."

„Bei jedem Geschäfte bete also von Grund des Herzens: Leite mich, o Gott! mit deiner Vorsehung, wozu du mich bestimmt hast! Ich will gern folgen. Würde ich aber nicht folgen und böse seyn wollen, so ziehe mich, daß ich folgen müsse!!"

So betete einst Socrates im Schatten eines Ahornbaumes: „O geneigte, freundliche Götter dieses Hayns! Machet daß ich von innen schön, und von aussen so, wie von innen, werde; keinen für reich halte als allein einen Weisen, und laßt mir von andern Glükseligkeiten nur soviel zu Theil werden, womit ein Mäßiger zufrieden ist!"

Und Simplicius: „Ich bitte dich, Herr, Vater und Führer der Seele in uns! Gieb, daß wir nie

die

die Würde unserer Natur vergessen, und stehe uns, die du zu freithätigen Wesen gemacht hast, in unsern Bemühungen bei, uns von körperlichen Begierden, und von unvernünftigen Leidenschaften zu reinigen, damit wir sie beherrschen, und als Werkzeuge zu den Absichten der Natur, zur Verbesserung unserer Seele und zur Vereinigung derselben mit dem Wesen aller Wesen vermittelst des Lichtes der Wahrheit gebrauchen lernen! Endlich zerstreue, o unser Retter! alle Finsterniß vor den Augen unserer Seele, damit wir klar erkennen, beide Gott und den Menschen!"

Nach diesem — würde alles übrige spröde seyn! Ich verspare dir also die Fortsezung auf einen andern Tag.

VIII.

Fenelon's Gebet an Gott.

Aus dem französischen.

O mein Gott! wenn so viele Menschen in dem prächtigen Schauspiel, das Du ihnen in der ganzen Natur zeigst, dich nicht entdeken, so ist es nicht, daß Du ferne von einem jeglichen unter uns wärest. Jeder von uns berührt Dich gleichsam mit seiner Hand: aber die Sinne, und die von ihnen erregte Leidenschaften rauben dem Geist alle Aufmerksamkeit. Herr, Dein Licht leuchtet in der Finsterniß, und sie ist so dichte, daß man Dich nicht begreift. Du zeigst Dich allenthalben, und allenthalben versäumen die zerstreuten Menschen, auf Dich zu merken! Die ganze Natur spricht von Dir, und widerhallt von Deinem heiligen Namen, aber sie redt zu tauben Ohren, die sich selbst täglich noch tauber machen; Du bist nahe in ihnen, Du bist in ihnen — aber sie fliehen, sie verirren sich von sich selbst! Sie würden Dich finden, o sanftes Licht, o unvergängliche Schönheit, immer alt und immer neu, Du Quelle des unschuldigsten Vergnügens, Du reines seliges Leben für alle die, welche wahrhaftig leben — wenn sie Dich in sich

selbst suchten. Aber die Gottlosen verlieren Dich, indem sie sich selbst verlieren! Ach! Deine Geschenke, die sie auf die Hand weisen wollen, welche sie giebt, belustigen sie so sehr, daß sie sich endlich selbst im Wege sind, sie zu sehen. Sie leben von Dir — und sie leben, ohne Deiner je zu gedenken; oder vielmehr, sie sterben an der Quelle des Lebens, weil sie sich nicht davon nähren wollen! Und doch ist es der Tod der Seele, Dich nicht kennen? Sie schlafen in Deinem sanften väterlichen Schoos ein, und bezaubert von betrügerischen Träumen fühlen sie die mächtige Hand nicht, die sie trägt! Wärst du ein ödes ohnmächtiges, lebloses Wesen, eine Blume, die wieder verwelkt, ein Strom, der wegfließt, ein prächtiges Gebäude, das einst zerfallen wird, ein Gemälde, das bloß durch sein Farbengemisch die Phantasie rührt, oder ein unnüzes Metall, das einigen Glanz hat — dann würden sie auf Dich merken, und Dir thöricht die Macht, sie zu vergnügen, zuschreiben, obgleich leblose Dinge das Vergnügen nicht geben können, das sie selbst nicht haben, und Du allein die Ursache von allem bist. Wärst Du nur das, ein lebloser Körper ohne Kraft, der Schatte eines Wesens, so würde Deine nichtige Natur ihre Eitelkeit beschäftigen, und sie in Dir einen, ihren niedrigen thierischen

Gedanken

Gedanken gemässen Gegenstand finden. Aber weil Du so tief in ihnen selbst wohnst, wo sie niemals einkehren, so bist Du ihnen ein verborgener Gott. Denn dieser innerste Grund ihrer selbst liegt in der Verirrung, wo sie sind, ihrem Gesichtskrais viel zu ferne ab. Die Ordnung und Schönheit, die Du über alle Deine Geschöpfe verbreitest, sind wie ein Schleier, der Dich ihren kranken Augen entzieht. Ach! das Licht, das sie erleuchten sollte, verblendet sie, selbst die Stralen der Sonne, die über ihnen scheinet, hindern sie, sie anzuschauen! Du bist ein viel zu hohes und zu reines Wesen, um von ihren groben Sinnen erfaßt zu werden, und Menschen, die sich den Thieren gleich machen, haben keinen Sinn mehr für Dich. Da der Mensch täglich Weisheit und Tugend erkennt, Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, weil sie weder Ton, noch Farbe, noch Geruch, noch Geschmak, noch Gestalt, noch irgend eine körperliche Eigenschaft haben: warum denn, o mein Gott! warum sollten wir mehr an Dir zweifeln, als an so vielen andern ebenfalls wirklichen unwiedersprechlichen Dingen, deren gewisses Daseyn wir in den ernsthaftesten Geschäften unsers Lebens als sicher voraussezen, und die doch eben so sehr wie Du unsern körperlichen Sinnen entrinnen?

O Elend! o schrekliche Nacht, die die Kinder Adams umhüllt! o unbegreifliche Verblendung! o Verkehrtheit des ganzen Menschen! Der Mensch hat nur Augen, um Schatten zu sehen, und die Wahrheit ist ihm ein Phantom! Was Nichts ist, ist ihm Alles! was Alles ist, scheint ihm Nichts! Was seh' ich in der ganzen Natur? Gott! Gott allenthalben und nur Gott allein! Wenn ich betrachte, o Herr, daß alle Wesen in Dir sind, so erschöpfst, so verschlingst Du, o Abgrund der Wahrheit! all' meine Gedanken. Ich verliere mich in Dir. Alles was nicht Du ist, verschwindet vor mir, und kaum vermag ich, mich selbst wieder zu finden. Wer Dich nicht sieht, sieht nichts; wer Dich nicht fühlt, hat nie etwas gefühlt; Er ist, als wäre er nicht; sein ganzes Leben ist ein blosser Traum. Steh auf, Herr! erhebe Dich! Laß alle Deine Feinde vor deinem Angesicht wie Wachs zerschmelzen und vergehen wie Rauch! Unglükliche Seele des Gottesvergessenen, die entfernt von Dir, ohne Gott, ohne Hoffnung, ohne ewigen Trost ist! Glüklich die Seele, und selig schon darin, die Dich sucht, die nach Dir seufzt und dürstet! Aber tausendmal glüklicher die, die Dich gefunden hat, auf welcher das Licht Deines Angesichtes widerstralt, deren Thränen Deine Hand abwischt, deren Sehnsucht

Deine Liebe gesättigt hat! Wann wird, o Herr, dies geschehen? O schöner Tag! o wolkenloser ewiger Tag, wo Du selbst die Sonne seyn, und wo Du wie ein Strom von Wollust mein Herz durchströmen wirst! Meine Gebeine hüpfen auf in dieser frölichen Hoffnung, und mein Innerstes ruft: Wer ist Dir gleich! Mein Herz zerschmilzt, mein Fleisch verschmachtet vor Dir, o Du Gott meines Herzens, und mein Theil in Ewigkeit!

IX.

Lust an der Bibel.

Daß Ihnen meine Freundin, das Lesen der heiligen Schrift auch in einer andern als der gewöhnlichen Uebersezung so viel Freude machte, dazu wünsche ich Ihnen Glük. Da offenbar ein guter Geist, der Geist der **Wahrheit**, **Weisheit**, **Kraft** und **Liebe** uns in ihr entgegen kommt, so müßen also die, die sie lieben, mit diesem Geiste selbst sympathisiren und den Anfang alles Guten in sich haben. Ich will aus diesem Schluß nicht eben gerade eine böse Folgerung für die ziehen, die nur selten Geschmak an diesen uralten naturvollen Denkmälern des menschlichen Geistes und der Gottseligkeit finden; obwohl ich es ihnen begreiflich möchte machen können, daß es unstreitig allemal **verdächtig** ist. Aber es können mancherlei Ursachen dazu beitragen. Unsere Uebersezung ist so altdeutsch und die Abtheilung in Capitel und Verse so ungereimt, daß die guten Leute, wenn sie die Bibel öfnen, sich in eine andere Welt versezt glauben, und nicht wissen, wie sie bei diesem sonderbaren Buch ihre Seele gebährden sollen. Indessen aller **Zwang** ist dem Gemüth wiedrig: und daher kommt es, daß

auch solche, die gegen die Bibel viel Ehrfurcht haben, aber zu wenig über sie aufgeklärt sind, um sie mit freiem Geiste lesen zu können, während sie sich selbst unaufhörlich darüber strafen, doch nie dazu kommen, Lust an ihr zu finden. Andere ihres Geschlechts verderben sich durch unmässiges Romanenlesen den Geschmak wie an ihr, so überhaupt an aller Wahrheit. Sie erinnern sich, was unsere geistvolle Freundin, A. L. K. (nichts weniger als eine Frömmlerin!) uns für eine merkwürdige Erfahrung darüber mittheilte: Sie habe nemlich einmal aus Pflicht, um einer jüngern Freundin zu rathen, einen berühmten Roman gelesen, und sei wirklich so davon hingerissen worden, daß sie beide Bände in einem Tag vollendete; am Abend aber, da sie ihrer Gewohnheit nach, noch etwas in der Bibel lesen wollte, welches sonst ihre Lust war, sei sie ihr so abgeschmakt und langweilig vorgekommen, daß sie sie für diesmal bei Seite legen mußte.

Andere lesen sie aus Dummheit nicht, und lesen gar nichts, also auch nicht diesen Brief. Lebt man im Taumel seiner **Selbstverblendung**, seiner Eitelkeit, böser Gewohnheiten und eingebildeter Klugheit fort, so begreife ich freilich wohl, daß man

endlich zu vornehm werden kann, um an seine Seele zu denken, oder sich bei seines gleichen verdächtig zu machen, als liebe man diese Lectur des Pöbels.

Wer bei dieser Flucht vor sich selbst den Gang seines Herzens nicht beobachten will und in keinem nähern Verhältnisse des Herzens mit dem höchsten Wesen steht, als jeder unwillige Unterthan mit seinem Gebieter, dessen Herrschaft über sich er zwar nicht leugnet, für dessen Person aber er sich zu wenig intreßirt, um Furcht oder Liebe für ihn zu haben: Dem muß es allerdings höchst fremd und gleichgültig seyn, so manche Erfahrungen weiser und tugendhafter Menschen aus den frühsten Zeiten der Welt kennen zu lernen, die entweder in jenem, alle Freuden der Erde übersteigenden, seligen Verhältnisse mit der Gottheit standen, in welchem ein David spricht: „Der „Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. „Ein Tag vor dem Herrn ist besser denn sonst tausend" u. s. w. oder jede Abweichung von demselben mit Ungemach und Reue bezahlen mußten. Wer in den Psalmen sein Herz findet, sagt Luther: der gehört zur Kirche Gottes.

Denn das, die Geschichte dieser **Erfahrungen**, ist es vorzüglich, worauf wir bei der Schrift zu sehen haben, nicht bloß die Geschichte des jüdischen Volkes, die für uns verlebt ist, und als solche nur etwa den Geschichtforscher intressirt; oder die **Philosophie** seiner Weisen, die gegen unsere so scharf bestimmte viel zu sehr **bloß practisch**, oder unvollständig und unbestimmt scheint; oder auf seine **Poesie**, deren Einfalt, Schwung und Kühnheit, verglichen mit unserer leichterfaßlichen und regelmässigern für die meisten Leser zu starke Speise seyn dürfte. In dieser Hinsicht allein wird die Bibel unerschöpflich, ein Paradies voll Lebensbäume, „unsers Fußes Leuchte, „und ein Licht auf unserm Pfad," und können wir mit David sagen: „Wenn ich schaue allein auf „Deine Gebote, so werde ich nicht zu Schanden. „Ich freue mich über Deine Zeugnisse als über „Reichthum. **Oefne mir** die **Augen**, daß ich „sehe die **Wunder an Deinem Gesez**! Ich bin „ein Fremdling auf Erde, verbirge Deine Gebote „nicht vor mir!" Ps. 119.

Luther schrieb zween Tage vor seinem Tod in das Stammbuch eines Freundes: „**Virgils** Hir„tenlieder versteht keiner, der nicht fünf Jahre

Hirt,

„ Hirt, sein Gedicht vom Landbau keiner, der nicht „ fünf Jahre Landbauer gewesen; **Cicerons** Briefe „ versteht, das behaupte ich, keiner, der nicht „ zwanzig Jahr als Staatsmann in einer grossen „ Republik gedient hat; die **heilige Schrift** aber „ soll niemand erschöpft zu haben vorgeben, der „ nicht hundert Jahre mit Propheten, wie Elias „ und Elisa, mit Johannes dem Täufer, mit „ Christo und den Aposteln die christliche Kirche „ regiert hat. Dieses göttliche Heldengedicht be„ leidige nicht, sondern bete gebeugt seine Fußstapfen „ an. Wir sind Bettler, das ist wahr!

16. Febr. 1546.

D. M. L.

X.

Johannes.

„Wir habens gesehen, und zeugen und verkündigen euch
„das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater,
„und ist uns erschienen."

Es scheint Ihnen meine Freundin Jesus beim Johannes in einem ganz andern Ton zu reden als bei den übrigen drey Evangelisten. Bei diesen sind mehr vermischte, populare und sprichwörtliche Reden, hier ist alles an wenige bildliche Ideen, Licht und Leben geknüpft. Und doch sehen Sie, es ist der nemliche Jesus von Nazareth, denn in den Hauptsachen sind sie alle vier einig: über Johannis Taufe, den Charakter und die Wunderkraft Jesu, die Gesinnung der gemeinen Leute und die der Gelehrten gegen Jesum, die Voraussagung seines Leidens, Todes und Auferstehung, seiner lezten Schiksale und dergl. nur hat Johannes, da jene bloß vermischt erzählen was sie gesehen oder von treuen Zeugen gehört hatten, seinen bestimmten Zwek, den er selbst (20, 31.) deutlich angiebt, darum führt er mehr Reden von Jesu, und

lauter

LB Coburg

lauter solche an, die über den Zwek seiner Herabkunft, und seine höhere Natur Licht geben, und da er höchst wahrscheinlich sein Evangelium am lezten schrieb, und die andern gelesen hat, so wiederholt er nicht, sondern fügt bei, was für seinen Krais und Zwek vorzüglich diente. Natürlich, daß jeder Geschichtschreiber, der Augenzeuge war, seinen Helden so beschreibt, wie Er ihn sah, und von seinen Reden diejenigen aushebt, die ihm vorzüglich gefielen, mit denen er nach seiner Art zu denken und zu empfinden, am meisten sympathisirte. Mehrern der übrigen Jünger mögen manche Reden Jesu zu hoch gewesen seyn, und was uns zu hoch ist, das drükt sich unserm Gedächtniß weniger ein; Johannes hingegen, und darum mochte ihn Jesus auch so vorzüglich geliebt haben, fühlte ihn ganz, verstand ihn aufs Wort, und darum blieb es ihm auch — was ihm blieb, (und Jesus sagt selbst, 14, 26. „Der Geist wird Euch alles wieder „ins Gedächtniß bringen was ich zu Euch geredt „habe.") Das schmolz je mehr und mehr mit seiner Vorstellungsart, mit seinen Lieblingsbegriffen zusammen. Der Geist des Herrn offenbarte sich in der Sprache des Johannes.

Daß er, Johannes, diese Reden gemacht, und

Jesu

Jesu in den Mund gelegt habe, ist eine ungegründete Meinung. Allerdings war es bei den Geschichtschreibern seiner Zeit Gewohnheit, solche Reden in die Geschichte einzuflechten, theils um Muster der Beredsamkeit zu geben, theils, da sie nicht Menschen- sondern Staatsgeschichte schreiben wollten, ihre eignen politischen Grundsäze darin vorzutragen. Das läßt sich nun freilich schön lesen und heißt pragmatisch: nur daß wir nie wissen, redt der Geschichtschreiber oder der Held der Geschichte? eine Verlegenheit, in welche uns die neuen pragmatischen Geschichtschreiber ebenfalls oft versezen, wo man selten weiß, war diese Gestalt der Sachen in Wahrheit wirklich so, oder bloß in ihrem Gehirn und nach ihren Theorien gemodelt? Muster der Beredsamkeit will nun Johannes gar nicht geben; seine Grundsäze führt er in mancherlei Anmerkungen an, die sich gar leicht von den Reden Jesu unterscheiden lassen. Ja, wahrscheinlich hat er als ein unbelesener Mann diese Geschichtsmanier seiner Zeitgenossen gar nicht gekannt, und gewiß seinen Herrn zu sehr geliebt und geehrt, als ihm etwas in den Mund legen zu wollen, das er nie gesagt, als könnte er, Johannes, es besser machen. Diese Arroganz war den „Aufklärern" unsers philosophischen Jahrhunderts aufbehalten. Bei jenen Geschichtschreibern

sind

sind diese Reden ein **Vorgeben**, wo jeder Vernünftige noch izt weiß, wie er's anzusehen hat: Die Apostel aber **geben nichts vor**, sondern **zeugen** und **erzählen**, und was sie erzählten, darauf lebten und starben sie.

Sie haben also, m. Fr. (und **wozu??**) die **Briefe über die Bibel im Volkston** auch gelesen und mit Vergnügen. Ich verdenke es dem, der Ihnen diesen geistlichen Roman in die Hände gab; denn das hätte er wissen sollen, daß Sie darüber nicht ganz richtig urtheilen könnten; zumal da gewisse Leute behaupten, sie seyen so blendend und hinreissend geschrieben, daß man sich kaum erwehren könne, ihnen zu glauben. Sie kennen also auch das System dieses Scribenten, wo alles zulezt auf einen **frommen Betrug** und eine **Verabredung** zwischen Jesus, Johannes dem Täufer und einigen seiner klügsten Jünger hinaus läuft. Glauben Sie mir, schon im 4ten Jahrhundert ist dieses abgeschmakte Zeug nebst vielen andern eben so grundlosen Zusäzen von einem griechischen Philosophen Celsus behauptet, von **Origenes** aber, einem der größten Lehrer der Kirche dergestalt wiederlegt worden, daß 1200 Jahre hindurch niemand mehr es wagte, diese Sottise laut zu sagen.

Er

Es war unserer aufgeklärten Zeit und einem Doctor der Theologie aufbehalten, ein solches Wunder aller Wunder wieder aufzustellen, wodurch die Geschichte Jesu, wenn auch nur einiges an dieser Hypothese wahr wäre, noch viel unbegreiflicher wurde, als sie vorher schien. Aber es ist das Zeitalter der **Romane**, und da es diesem Scribenten einfiel, aus der Geschichte Jesu ebenfalls einen zu machen, so konnte er auf viele Leser und viele Gläubige sicher zählen. Man frägt nicht: Hat das Ding einigen **Grund**? Ist **Verstand** drin, zu glauben, daß diese Wahrheit erst nach 1800 Jahren, und zwar von einem solchen Mann! gefunden werden konnte? Reimt sich's nur einiger maßen mit den ältesten Nachrichten von Jesu? Wo ist der Beweis dafür? Woher kommts, daß die Apostel selbst, vorzüglich der feine Paulus, die alle doch an der Quelle der Geschichte standen, so dumm waren, nie in das Spiel zu sehen? Sind nicht die ehrlichen Männer zu bedauren, daß sie gutmüthig ihr armes Leben, in der Meinung, es für ihren Herrn zu lassen, für die feinen Ordensplane ihrer Mitbrüder aufopferten? — Nein, das frägt man nicht! es gefällt, das ist Grunds genug; es erklärt alles, das ist sein innerer Beweis; es erlöst vom Joch des Glaubens an Christum, und sezt Ihn und seine Apostel wiederum

in die Reihe gewöhnlicher armer Sünder herab; es befreit von seinen strengen Foderungen und der sauren Pflicht seiner Nachfolge, von der die Apostel so viel Gerede machen; daher läuft der Pöbel eitler Männer und Weiblein dieser farbichten Seifenblase so begierig nach, und findet diesen Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen so lustig, weil er klug macht, weil er uns die Augen öfnet, die ganze Reihe so viel tausend frommer redlicher Christen, so viel herrlicher Lehrer und Glaubenshelden seit Jesu Tod bis auf diesen Tag, und alle die etwa noch leben, als betrogne Narren und Bleiköpfe zu erkennen und zu verlachen!

Wenn nun auch Sie glauben können, daß der aufrichtigste Mensch, der je gelebt an solchem frommen Betrug einen Gefallen gefunden (ein verfluchter Grundsaz unserer neusten Zeit, die Welt könne nur durch Lüge, Verblendung und Verstellung gebessert und durch Finsterniß erleuchtet werden!) wenn Sie begreifen können, daß die Apostel, um diese Farce zu souteniren, ihr Vaterland verlassen, unter Martern, Hunger, Verfolgung und täglicher Todesgefahr (Röm. VIII, 36. 37. 1 Corinth. IV, 9—13. lesen Sie diese Stellen nach!) ein mühsames Leben durchgeschleppt,

oder von ihrer Schwärmerei so ganz und gar besessen gewesen, daß sie sie sogar mit ihrem Tode besiegelten; wenn Sie ihre eignen Schriften aufschlagen, und Ihnen nicht **durchaus** ein anderer Geist, der wie Himmel zur Erde sich zu jenem verhält, der Geist der **Aufrichtigkeit**, des **treuen Zeugnisses**, einer **selbstgefühlten Wahrheit** allenthalben entgegen kömmt; wenn Sie mit diesem Hirngespinst reimen können, was Jesus sagt: „Wahrlich! wahrlich, ich „sage dir: wir reden was wir wissen, und be„zeugen was wir gesehen haben! Der, den Gott „gesandt hat, redt lauter Worte Gottes. Von mir „selbst bin ich nicht gekommen; es ist Einer, ein „Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, und den ihr „nicht kennet. Wer Gottes Kind ist, versteht Gottes „Worte, aber weil ihr nicht von Gott seyd, versteht „ihr sie nicht!" u. s. w. (Joh. III, 11. 34. VII, 28. VIII, 47.) — so bin und kann ich nicht Ihr Lehrer seyn, und Sie müssen sich an einen andern wenden, der Ihnen diesen Aberwiz austreibe — ich vermags nicht!

Ich seze hier einige der von Ihnen angezeichneten Worte des **Evangelium Johannis**, so allbekannt sie sind, aus, weil sie einen sehr auffallenden Contrast

mit

mit obigen Behauptungen des neuen Volkslehrers machen.

Allerdings läßt sich nicht höher von Jesu sprechen als Johannes thut. Er nennt Ihn das **Wort** (I, 1.) oder den Offenbarer, durch den sich die unerforschbare, unanschaubare **Urgottheit** allen Erkenntnißfähigen Geschöpfen offenbart, und zu erkennen und geniessen giebt, wie wir durch Worte einander unsern geistigen Sinn offenbaren. Er nennt Ihn das Leben, und das Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen, (I, 4.); die Fülle der Gottheit, aus deren Reichthum wir Gnade über Gnade nehmen: (I, 16.) Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt (I, 30.); Den Sohn der Gottheit (I, 34. V. 18. u. a.) Das Brod des Lebens, das den Hunger auf ewig stillt (VI, 35.); Die Thüre, wodurch man zur Seligkeit eingeht (X, 9.); Den guten Hirten, der das Leben für seine Schafe läßt (X, 14.); Die Auferstehung und das Leben, der denen ewiges Leben giebt, die an ihn glauben (XI, 25.); Den Weg, die Wahrheit und das Leben, ohne welchen niemand zum Vater kommt (XIV, 6.); unsern Fürsprech (Stellvertreter) bei dem Vater und die Versöhnung

für unsere und der ganzen Welt Sünde (Epist. I, 2, 1.) Den treuen Zeugen, den Erstgebornen von den Todten, den Fürsten aller Könige auf Erde, den Anfang und das Ende, den Erforscher der Herzen, der Geister Gottes und Sterne in seinen Händen hat, den Anfang der Geschöpfe Gottes, den Heiligen und Wahrhaftigen, der die Schlüssel des Grabes hat, den Morgenstern, den Richter der Welt, der auf den Wolken kommen wird, dem Ehre sei von Ewigkeit zu Ewigkeit! (Apocal. hie und da.)

So spricht Johannes, sein Busenfreund von Ihm, und seine Bekenner, die man izt Schwärmer nennt, weil sie behaupten, was die christliche Kirche von ihrem Anfang her ununterbrochen behauptet hat— haben wenigstens diesen ehrwürdigen Namen auf ihrer Seite, und thun ihm die Billigkeit an, seine Worte nicht zu verdrehen, sondern so zu nehmen wie er sie sagte.

Die Apostel waren doch näher an der Quelle als wir nach 1700 Jahren. Ein Mensch mag wohl verblendet werden, aber nicht auf zeitlebens, nicht so, daß nicht zuweilen helle Augenblike der wiederkommenden

Vernunft

Vernunft sich äusserten. Und wäre dies auch nicht, so ists doch nicht möglich bei mehrern. Möglich könnte es allenfalls seyn, wenn solche Schwärmer beständig in Gesellschaft bleiben, und einander im Feuer unterhalten; aber die Apostel wurden bald nach Christi Tod in alle Welt zerstreut, und die meisten sahen einander zeitlebens nicht mehr. Von Hindostan bis Spanien finden sich Gerüchte ihrer Wanderungen. Und doch zeigt sich nirgends auch nicht die geringste Spur, daß einer in seinem Glauben gewankt hätte. Der Schwärmer sezt ab und zu zu seiner Lehre, hier ist Ein gleichförmiges Zeugniß bei ihnen allen. Wenn ihr Zeugniß von dem was sie sahen, hörten und betasteten, nichts gilt, so möchte ich den Mann sehen, der mir irgend ein Zeugniß eines alten Geschichtschreibers als gültig zu erweisen sich unterstehen wollte!

Die ganze Lehre des Christenthums, die (ein grosser Beweis ihrer innern Güte!) auf der einen Seite so reich ist, daß ihr Inhalt in so viel hundert Jahren von so viel tausend Scribenten und Rednern noch lange nicht erschöpft worden, und auf der andern so einfach und faßlich, daß sie ein Kind verstehen kann, indem sie z. B. ganz an den drey Namen in der Tauffformul hängt, läßt sich in den einfachen

Saz

Saz zusammenfassen: „Niemand hat jemals Gott „gesehen: der Eingeborne Sohn, der in des „Vaters Schooß ist, der hat ihn uns bekannt „gemacht." (I, 18.)

Aber das ist eben der Punct, den alle öffentlichen und geheimen Gegner des Glaubens und der Liebe zu dem Gekreuzigten durchaus nicht leiden wollen. Sie kennen mich, wie ferne es von mir ist, unbarmherzige Urtheile über Andersdenkende zu fällen, und daß ich dies als den unverschämtesten Stolz und als einen sichern Beweis ansehe, man sey selbst seiner Sache noch nicht gewiß; Sie wissen auch, wie sehr ich einige Personen schäze, zum Theil auch liebe, die ganz verschieden von mir denken. Aber selten liegt in diesem Fall der Unterschied bloß in Worten, oder in verschiedenen Vorstellungsarten, die am Ende doch mit den unsrigen auf eines hinauslaufen; selten seine Ursache bloß in einem Irrthum des Verstandes, oder in der Furchtsamkeit, sich vor dem Bon Ton lächerlich zu machen, sondern bisweilen in Trägheit, und nur gar zu oft ist die Quelle des Irrthums im Herzen zu suchen, obwohl sich alle diese gern mit dem erstern entschuldigen möchten. Wenn man gewisse Schriftsteller nur nicht gar zu gut kennte, daß es ihnen nicht,

wie

wie sie vorgeben, um Wahrheit zu thun ist, sondern um eiteln Ruhm, oft um Geld, und etwa auch, doch dies am wenigsten um ihre Meinung. Wenn der Neid zu allen Zeiten den guten Namen jedes Weisen und Edeln anzufressen suchte: ists befremdend, wenn der von Millionen angebetete Name des Ideals aller Weisheit und Güte eben dasselbe von solchen Menschen leidet? Ich wagte diesen Gedanken lange nicht, aber bald glaube ich es, wenn ich die **fanatische** Heftigkeit der einen, und die schleichende Verleumdung anderer gegen ihn betrachte! Christus soll nicht so hoch stehen, daß sie sich vor Ihm beugen müssen; die einfältigen und abergläubischen Leute, die seit so langer Zeit und noch izt ihr ganzes Zutrauen auf Ihn sezen, sollen nicht weiser heissen als sie, die **schönen Geister** und Erleuchter des 18ten Jahrhunderts! Diesen sind endlich die **Augen aufgegangen**, (denn das hieß schon beim ersten Weibe Aufklärung!) und, klüger als Paulus, Johannes und ihre Gefährten, klüger als Origenes und die ganze Reihe der Lehrer und Blutzeugen der ersten Kirche haben sie endlich nach 1700 Jahren den frommen Betrug enthüllt, und dem ganzen Ordenssystem dieser Religionsstifter auf den Grund gesehen. Zwar, so überzeugt sie sind, geben sie ihr Leben nicht darum her, da es ja die lächerlichste

Schwärmerei wäre, der Wahrheit ein solches Opfer zu thun, und nach der neusten Philosophie jeder nur für sich zu sorgen hat, sondern begnügen sich, dem entzükten Publikum diesen losen Brei bald in Romänchen, bald in Verschen auf die lieblichste Weise einzustreichen.

(Sagt ein neuer bekannter Schriftsteller:)

„Der Kern der modernen, den Geist nieder-
„schlagenden und das Herz verderbenden Phi-
„losophie, besteht in folgenden Säzen:

„1) Es giebt keinen Gott, sondern die Welt ist
„von selbst und durch Zufall entstanden.

„2) Die Seele ist nicht unsterblich, sondern sie
„hört mit dem Körper zu leben auf.

„3) Es giebt keine Seele, sondern der Mensch
„ist bloß Körper, bloß Materie und hat nichts
„Geistiges an sich.

„4) Physisches Vergnügen und physischer Schmerz
„sind die Quelle und die Beweggründe aller unserer

Handlungen

„ Handlungen, und physisches Vergnügen der einzige
„ vernünftige Zwek derselben.

„ 5) Tugend ist ein Unding, denn sie sezt Auf-
„ opferung voraus, Aufopferung aber ist unmöglich,
„ weil jeder Mensch immer nur mit Rüksicht auf **sich**
„ **selbst**, mit Rüksicht auf seinen eigenen Vortheil,
„ aus Eigenliebe handelt und handeln muß."

(Girtanners Gesch. der franz. Rev. 1, 87.)

Gegen dies — wenn eine Vergleichung für das Evangelium nicht entehrend ist; **wie leicht**, **wie vernünftig**, **wie edel**, **wie rein**, **wie einfach** ist die Philosophie des Evangeliums, die uns Johannes lehrt! eine Philosophie für den **Menschenverstand**, die wie ein reiner Strahl von der Sonne der Wahrheit jeden Menschen erleuchtet, der sie aufnimmt, und das Herz mit Demuth, Dank und Liebe und den menschlichsten Empfindungen erfüllt. Es ist ihr grosses, nie auszulernendes, nie in seinem ganzen Umfang gefühltes Thema, das Himmel und Erde umfaßt:
„ **Also hat Gott die Welt geliebet**, daß er seinen
„ eingebornen Sohn gab, damit alle, die an ihn glau-
„ ben, nicht verloren werden, sondern das **ewige**
„ **Leben haben**." (III, 16—18. 36 2c.)

Daß ein Gott sey, lernen wir nicht aus der Schrift, das zeigt uns die Natur. Daß er weise, gütig, mächtig und gerecht sey, lehrt uns die Erfahrung des menschlichen Lebens und die Geschichte der Menschheit. Da aber ferner jeder fühlt, daß er nicht so lebt wie er sollte und wohl täglich von einem innern Richter bestraft wird, den er sich nicht wegschaffen kann; da er sieht, wie hingegen die unvernünftigen Geschöpfe so ganz das sind was sie seyn sollen, Er aber nicht! und ihm all seine menschliche Weisheit und Gelehrsamkeit die Waffen nicht in die Hand giebt, sich selbst zu überwinden — so muß ihm dies, wofern er vernünftig seyn will, und nicht durch trägen Epicuräismus seine Seele eingeschläfert hat, sehr schwer anliegen. Für diese (die Hungernden und Dürstenden nach der Gerechtigkeit) ist das Evangelium geschrieben, ein vertrautes Wort an die, die es annehmen wollen (eben so unvertraulich, unverständlich und unglaublich für die, die es entweder nicht zu bedürfen glauben, oder durch Zweifelsucht sich den Wahrheitssinn wegdisputirt haben, als unsern Feinden oder Mißtrauischen gewöhnlich unsere vertrautesten Worte sind —) Daß die Gottheit durch einen göttlichen Gesandten, dessen innere Natur wir nicht kennen (Math. XI, 27.) der sich aber durch

Thaten

Thaten als ein höheres Wesen bewiesen hat, sich uns geoffenbart und uns von seiner Gnade und Vergebung unterrichten lassen. Wir sollen lernen, an Gottes Liebe glauben, so wird uns leicht seyn, ihn wiederum zu lieben, und aus Liebe uns seinem Willen ganz zu weihen.

Was ist so unglaubliches hierin? Kanns ein solches Wesen gar nicht geben? Oder ist es des höchsten Wesens unwürdig, sich seinen Geschöpfen, und wären wir noch weit geringer als wir sind, zu **offenbaren**? Die Schrift ehrt die menschliche Natur aufs allerhöchste; aber jene hohlen Schwäzer, jene verächtlichen Buhler um die Gunst eines verderbten Zeitalters, die suchen ihren Stolz darin, die bieten allem ihrem Wiz auf, sie so schlecht und verächtlich zu machen wie möglich; überzeugt, daß, wenn ihnen das gelinge, es mit allem Glauben an Gott und hierauf auch mit aller Tugend ein Ende habe.

Die größten Männer wurden zu allen Zeiten hauptsächlich dadurch groß, daß sie Glauben an Tugend, an die **Würde unserer Natur** und den Schuz der **Gottheit** hatten. Nur das fehlt noch, daß man uns diesen nehme, um das izige Menschengeschlecht

vollends

vollends und grundaus zu verderben. Der Mensch, das Bild und der Hauch der Gottheit, verdorben, und wieder hergestellt zum Leben durch den der die Quelle des Lebens ist, der Schöpfer, das Geschöpf durch seine Erkenntniß beseligend; die Lehre des Gekreuzigten: „Das ist das **ewige Leben**, daß sie den „**einzigen wahren Gott**, und den er **gesandt** „**hat**, Jesum Christum, **erkennen**;" — Dies meine Freundin ist das Evangelium, das jene schmähen!

Jesus schildert in **Worten** und seine Geschichte in **Beispielen** die **menschliche Natur**, wie sie sich **zu allen Zeiten** zeigte. Und eben das ist der grosse tiefe und doch so offenbare Sinn des Evangeliums, die innere Ursache, daß seine Worte **nie vergehen** und nie vergehen **können**. Es gab immer Freunde und Feinde der Wahrheit, und immer handeln sie **gleich**, nur ihre Farbe, nur das Gewand ihrer Handlungsart ändert sich nach dem Geist eines Zeitalters. Die Heil. Schrift ist **auch in dieser Hinsicht** ein ewiges Lehrbuch, und selbst auf die Schriften der alten Propheten wirft diese Bemerkung ein grosses Licht, ohne welche sie uns nichts anders als eine in poetische Tiraden verzogene, und verlebte Geschichte eines längst verblühten Volkes sind, bloß etwa für

den

den Vielwisser dienlich, dem aber, dem Wahrheit und Wissenschaft eine Herzensangelegenheit sind, von höchstgeringem Nuzen. Was nüzt uns alle Geschichte der vorigen Zeiten, wenn sie uns das nicht lehrt? — Doch wohl nicht zur blossen Befriedigung unserer Neugierde und zum Zeitvertreib müssiger Stunden hat uns die Vorsicht eine seit 3000 Jahren ununterbrochene Reihe der köstlichsten Denkmale der menschlichen Geschichte aufbewahrt, sondern zur **Belehrung**! Und wenn die Geschichte der Staaten und Völker dies thut, so muß es die so genau detaillirte Geschichte des unstreitig in jeder Absicht wichtigsten Menschensohnes es noch weit mehr thun; und sie thut es, dem der sie nicht stolz verachtet! sie stellt mit jedem Zuge die menschliche Natur in den allerverschiedensten Situationen und Aeusserungen dar. Giebts nun weniger Heuchler, weniger Wortgelehrte, Ehrsüchtige, Geizige, weniger unschuldige, treue, wahrheitsliebende, einfache Menschen, weniger **Pharisäer** und **Nathanaele**, als vor 1800 Jahren? Wie diese sich damals gegen **Wahrheit** und **Tugend** zeigten, so zeigen sie sich noch. Eine Menschenart in millionen Abstuffungen. Diese sprechen noch zu dem Geist des Herrn: „Wohin sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen „Lebens!" und in jener ihren Augen ist eben dieser

noch

noch immer „der allerverachtetste und unwertheste,
„so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm
„verbirgt."

Von diesen leztern gilt es noch immer buchstäblich, was Jesus von den Juden zu seiner Zeit sagte: „Sie
„sehen und kennen den Geist der Wahrheit nicht.
„Ich sage als Zeuge was ich selbst gehört und ge-
„sehen habe, aber mein Zeugniß nimmt niemand
„an. Das Licht ist in die Welt kommen, und die
„Menschen lieben die Finsterniß mehr als das Licht,
„denn ihre Werke sind böse. Wer Böses thut, der
„haßt das Licht, und kömmt nicht an das Licht, daß
„seine Werke nicht in ihrer Schande dargestellt
„werden. Haßt euch die Welt, so wißt, daß sie
„mich vor euch gehaßt hat," u. s. w. (XIV, 17. III, 20. 32.)

Wie scharfsinnig stellt er die innere Ursache des Unglaubens vieler Menschen an ihn ins Licht, wenn er sagt: „Wie könnet ihr glauben, die ihr einer von
„dem andern Ehre nehmt, und die Ehre, die
„von Gott allein kommt, nicht suchet?" Wie wahr hat er geweissagt: „Ich bin im Namen meines
„Vaters zu euch kommen, aber ihr nehmt mich nicht

an:

„ an: wird einmal ein anderer in seinem eignen „ Namen kommen, den werdet ihr annehmen.“ (V, 43. 44.) Alle Paradoxomanie hat diese falsche Ehrsucht nach einem grossen Namen zum Grunde. Innere Güte zieht ihn selten nach sich; und wird meistens mißkannt. Sie leben also ausser sich, sie fliehen sich selbst, sie stehen nicht auf ihrer Wurzel, sie leben vom Hauche anderer Menschen, und sind, wenn noch Bonhommie in ihnen ist, wie Rousseau, Schwärmer über sich selbst, oder beim blendendsten Schein von Weisheit und Glük die unglüklichsten, unruhigsten, unbefriedigtsten Menschen, und fühlen es in ihren beßten Stunden, daß ihre Seele in diesem wasserlosen Sand erstikt: „ Der Körper jauchzt, die „ Seele weinet!“ Sie bereden sich vielleicht in einer gutmüthigen Verblendung, nicht sich, sondern die Wahrheit zu suchen, aber man darf nur ihre Meinungen angreifen, so fällt der Schaafspelz ab, und der arme Wicht steht da, wie er leibt und lebt, und wie ohne Vergleich verschieden ist ihr Trieb von jener erhabenen Ehrbegierde, die uns der Dichter der Messiade an dem Jacobus schildert:

— „ Auf

— — — „Auf seinem Gesichte
„Glüht die edle Begierde nach Ruhm. Da geht er, wie einer
„Von den Unsterblichen, welche der Nachwelt ihre Geschäfte
„Heiligen, und von Enkel zu Enkel unsterblicher werden.
„ — — — die Ehrbegierde des Weisen
„Ist nur auf göttliche Dinge gerichtet. Vor jener Versammlung
„Aller Menschen, im grossen Gerichte der erwachenden Todten
„Durch den Ausspruch des ewigen Ersten und seines Gesalbten
„Da noch **verehrenswürdig** zu seyn, ist sein grosses Bestreben.
„Weniger Ehre wär' Schmach für diese himmlische Seele."

„Wird ein anderer in **seinem eignen Namen** „kommen, den werdet ihr annehmen." Das geht gewiß nicht bloß auf die falschen Messiasse, die nach seinem Tode das Volk so jämmerlich irre führten. Es ist Anwendung darin für alle Zeiten und für uns. Die uralte Wahrheit hat ihren Reiz verloren,

es

es muß etwas Neues seyn, und wenns nur Neu, nur Unerhört, nur Romantisch ist, so hat der, der es mit einigem Schmuke vorträgt, sein Glük gemacht. So kommen alle diese Schöngeister und Weltphilosophen: Sie bauen nicht, sie zerstören nur; und was? was anders als das, was den Menschen seither in ihrer Sinnlichkeit hinderlich war, irgend einen Glaubenssaz, ein Gesez, oder eine Sitte der alten Zeit, die ihnen eine Pflicht der Tugend auflegte. So hat kürzlich einer dieser Welterleuchter in einem allgerühmten Buch die Sitten der ersten Christen und die Blutzeugen ihrer Religion mit einer sehr menschenfreundlichen philosophischen Miene lächerlich zu machen gesucht, an einem Ort eine fast herzlichscheinende Schilderung des moralischen Charakters des Welterlösers eingerükt, neben dem aber in einem kleinen Buch! — nicht weniger als drey oder vier Scenen von Ehebrüchen und H—— mit einem solchen Aufwande der Kunst, mit einem solchen Reiz der Phantasie und Beredsamkeit aufs allerausführlichste geschildert, als wenn seine ganze Seele darin lebte. So muß man sich Leser erwerben! Sic itur ad astra! So wird man der Liebling aller schmachtenden Mädchen und Jünglinge! Wer wollte nach diesem noch an der Geschichte eines Gekreuzigten Geschmak finden, und an einer

Lehre, die nur Selbstverleugnung predigt. Siehe, das sind deine Götter, o Zeitalter! Das sind eure Lieblingsschriftsteller, ihr feinen Herren und Damen, ihr aufgeklärten Empfindler und Empfindlerinnen! Macht selbst den Schluß aus diesem, wie es mit Euerm Herzen aussehen müsse!

Der eigne Name, in dem diese heuchlerischen Menschenfreunde kommen, was ist er anders, als ihre neuen Säze, die zartgepflegten Schooskinder ihrer Eigensucht und Lust, die Lieblings-Ideale und Theorien, wie nach ihrem weisen Ermessen die Welt gehen sollte, ihre platte oberflächliche Philosophie, von jenseits des Rheins, den liebenswürdigen Franzosen geholt, deren sich dort schon äussernde Früchte gewiß auch in deutschen Gegenden sich äussern werden, wenn nicht die Vorsicht aus Langmuth gegen uns den Rath ihrer Herzen vernichtet. Erst fiengen einige halbwachende Theologen damit an, die Person, die Würde, den Einfluß des Erlösers zu verringern, andere bauten auf diesen Grund, was erstere als Gotteslehrer nicht wagen durften, und leugneten bald auch das Daseyn Gottes, seine Weltregierung, und unsere Unsterblichkeit, welche Säze, die beiden leztern wenigstens, ihre Hauptstüze in der Offenbarung

haben:

haben: So ungefehr giengs in Frankreich, und endlich sah man dort Baile's frommen Wunsch erfüllt: eine Republik von Atheisten! Schaudern unsere menschenfreundlichen Schöngeister und Welterleuchter nicht selbst von dem Abgrund der Laster zurük, der dort bei einem Theile des Volks sich zeigt, oder finden sie den Einfluß beim gemeinen Mann, den ihre Vorgänger fanden, so mögen alle die, die noch einen Gott glauben, beten: Gott sey uns gnädig! Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren und Verführern geworden. Darum hat sie Gott dahin gegeben in schändliche Lüste, in verkehrten Sinn, voll aller Uebelthat, Bosheit, rc. Röm. 1.

Es ist nicht wahr, was mehrere dieser Weltaufklärer vielleicht selbst von sich glauben, daß sie es gut meinen: Die Früchte verrathen den Baum! **Wer mich hasset, hasset auch meinen Vater.** (XV, 23.) **Wer den Sohn verwirft, der kennet auch den Vater nicht.** (1 Joh. II, 22.) Wem Jesus gleichgültig ist, dem ist auch Gott gleichgültig, denn Jesus zeigte keinen andern Willen an sich, als den die Gottheit in Absicht auf uns Erdebewohner hat. Wenn wir die als Schwärmer und Frömmler hassen oder verlachen, die ihn bekennen, so hassen und verlachen

wir

wir damit den, den sie bekennen. Wir haben kein Gefühl und keine Liebe der **Tugend**, wenn wir sie nicht in ihm ehren; keine **Weisheit**, wenn wir sie nicht in seinem ganzen Betragen erkennen; keine **Aufrichtigkeit**, wenn wir in ihm nicht Offenheit finden, oder ihm geheime Plane zutrauen, die so, wie sie ihm untergeschoben werden, immer Stolz voraussezen (XVIII, 20.); keine **Liebe**, wenn wir ihn um seiner Liebe willen nicht lieben, und sie in seinem freiwilligen Tode mißkennen; wir sind weder **weise** noch **gute**, noch **religiose** Menschen, wenn wir seine Geschichte auch nur historisch lesen und er uns alsdann noch gleichgültig ist. Der Fehler muß in unserm Herzen seyn. Darum nennt auch der Herr (XVI, 8.) den **Unglauben** eine Sünde. Abermals ein Saz, der der angenommenen Meinung zuwieder ist! O wie süß ist vielen Menschen der schmeichelhafte Wahn, sie seyen **redliche Zweifler**, weit süsser als der Ruhm, offenherzige Bekenner zu seyn, so süß, daß sie sich nur gar nicht beeilen, ihrer Zweifel los zu werden! Denn so lang sie so zwischen zwo Partheien in der Mitte schweben, können sie sich noch immer schlagen, zu welcher sie wollen, verderben es mit keiner und werden von beiden gerühmt. Erklärten sie sich endlich für die eine — wer weiß, was diese ihnen für

Pflichten

Pflichten auflegte? Ich spreche kein Urtheil über sie: Gott kennt ihr Herz. Die einen mögen redlicher als die andern seyn. Aber es ist eine Sünde, den **Werth** der Wahrheit **erkennen**, und sie **nicht suchen**, aus Indolenz die Arbeit für sie scheuen, sich nie, aus dem nur trägen Seelen behaglichen Helldunkel und Wanken zwischen Ja und Nein herauszukämpfen, und sich immer zu täuschen, das Herz habe keinen Antheil am Irrthum des Verstandes. Allerdings hat es, und nur allzuviel! Prüfe man sich ernsthafter und angestrengter, man wird gewiß finden, daß ein geheimer moralischer Feind im Hinterhalt laurt, der um so gefährlicher ist, weil er ein freundlich Gesicht macht. Es liegt nicht am **Nichtkönnen**, daß wir die Wahrheit nicht erkennen: sie hat uns überflüssige Zeugnisse von sich dargestellt; sondern am **Nichtwollen**, an unserer Schläfrigkeit und Zerstreuung. **So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird erfahren, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede?** (VII, 17.) Wenden wir diese Regel auf jene neuen Volkslehrer an, so wird sichs bald zeigen was an ihnen ist. Wenn wir einst in Jesu eine höhere Kraft, Weisheit und Liebe, und den Erlöser der Welt erkennen, so sollen wir dem gemäß und **konsequent**

auch

auch unser ganzes Vertrauen und unsere ganze Liebe auf ihn sezen, und dann werden wir den Geist bekommen, den die Welt nicht sieht und kennt, und den Frieden Gottes, der alles Denken übersteigt.

O welche göttliche, nie auszudenkende Weisheit liegt im Evangelio! Sein Sinn ist reicher, weder kein Meer! Seine Worte tiefer als kein Abgrund! Es ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte. (Sirach 24.) Wer einmal aus dieser Quelle der Wahrheit geschöpft hat, muß ganz verdorben seyn, wenn er nicht ewig den Durst darnach behält. Wenn wir auch davon abgekommen sind, so müssen wir Gott nur immer bitten, daß er uns diesen Durst erhalte, und uns unruhig seyn lasse, bis wir sie wieder gefunden haben. Verlieren wir diese Sehnsucht, so sind wir wahrlich übel dran. Jesus selbst spricht (Joh. III,12) von Geheimnissen des Himmelreichs, die er noch nicht sagen könne. Gott! was mag da noch verborgen seyn! welche Erkenntniß muß dem noch bevorstehen, der auf Erden mit dem Maaß, das ihm gegeben wurde, treu gewesen ist! wir haben gewiß bloß die Schlauben, und die Geisterwelt den Kern, der auch uns für künftige Zeiten aufbehalten ist. Wenn in dem Reiche Gottes schon die Blätter der Lebensbäume

zur

zur Gesundheit der Heiden dienen, (Offenbar. XXII, 2.) was werden die Früchte selber seyn! wo ist die menschliche Weisheit, die so unermeßliche Tiefen ihrer Erkentniß zu versprechen wagte? — Doch unser Heiland will sich keinen Namen mit Offenbarung dieser Geheimnisse machen, will uns nicht mit Ideen über unsere Fassungskraft überfüllen, und sagt nur das, was unsere Erde, den izigen Aeon und die gegenwärtige Uebung wesentlich betrifft.

Und **wem** sagte Er sie? wer hatte von jeher das offenste Ohr für die Wahrheit? — Die **Unschuld**! So, z. B. daß Er der Messias sey, das sagte er nie bestimmt den Priestern und Gelehrten: (ausser da sie Ihn vor Gericht bey seinem Eide darum fragten;) denn diesen war nicht um die Wahrheit, sondern um Gewinn, Credit und Gemächlichkeit zu thun; nicht einmal den Jüngern, die waren von Erwartung eines prächtigen Messias voll: gegen sie nannte Er sich den Menschensohn. Wem denn? (Die Welterleuchter unserer Tagen werden menschenfrenndlich lächeln) — einem **blinden Bettler**, einem liebenswürdigen unschuldigen Kinde, und dem Samaritanischen Weibe (Joh. IX, 35 — 38. und IV, 26.)

Der Mensch erkennt die Wahrheit um so inniger, je unschuldiger er ist, und oft haben, die man für die Einfältigsten und Verächtlichsten hielt, die Kraft des Evangelii am meisten erfahren. Andere hingegen, die viel studirten, sich eines gebildetern Geistes, feinerer Aufklärung und zärterer Gefühle rühmten, lernen immer, und kommen nie zur Erkenntniß der Wahrheit, eben weil sie in ewiger Zerstreuung leben, und das Wort ausser ihnen suchen, was in ihnen ist. So bleiben sie oft lebenslang in Zweifeln, nur darum, weil ihr Auge es verlernet hat, gerade zu sehen. Siehe den **Unterschied der Weisheit der Welt und des Himmels** in dieser Geschichte: An welchem Ehrenort einer Gesellschaft der neuen Volkslehrer und Schöngeister würde ein blinder lumpichter Bettler oder ein gemeines Bürgerweib geduldet worden seyn? Diese Weisheit verachtet das Volk; sie würden, wie weiland ihre Vorgänger, gefragt haben: „Seyd ihr auch verführt? Glaubt auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn? Sondern das Volk, das nichts vom Geseze weiß, ist verflucht." (VII, 49.) Sie sind stolz genug, die ihnen übergebne arme Heerde mit Wahn täuschen zu wollen, weil sie die Wahrheit für ein Monopol bloß für sich halten. Aber jene himmlische Weisheit des Menschensohnes bekennt sich gegen

diese

diese liebe Unschuld, und dankt dem Vater, daß er seine Geheimnisse verborgen denen, die sich selbst für Weise und Kluge halten, und den Kindern geoffenbart habe. (Math. XI, 25. 1 Cor. I und II.

O möge, meine Liebe, diese Weisheit auch uns zu Theil werden! Die stille sanfte bescheidene Erkenntniß, die, nicht aufgebläht, sich herunterläßt zu den Demüthigen, und ganz Liebe ist. **Das ist das ewige Leben, daß wir dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesendet hast, Jesum Christum erkennen.**

XI.

Reliquien der Märtyrer.

Man ist, m. Fr. in der protestantischen Kirche längst davon abgekommen, den Gebeinen der Blutzeugen unserer Religion eine abgöttische Verehrung zu erzeigen: aber zu früh hat man auch ihren Geist zu ehren vergessen; ja sogar, je mehr der Glaube, ein Mensch könne für die Wahrheit sterben, von der Erde verschwindet, desto mehr bestreben sich die, die

keine Tugend als die Eigensucht kennen, diese erhabenen ermunternden Beispiele des christlichen Heldenmuths und der Treue gegen den Herrn durch Spott oder Beschuldigungen eines unsinnigen Fanatismus aus den Herzen der Menschen zu vertilgen. Und doch ist auf ihr so unschuldig und oft unter unerhörten Qualen vergossenes Blut mit unsere Religion gegründet. Ohne sie hätte sie sich vielleicht bald wieder wie ein Bach in der Erde verloren, oder wäre weit früher in eine bloß philosophische Secte ausgeartet. Für solche oder überhaupt von Menschen gelehrte Meinungen stirbt schwerlich jemand, und da die meisten der ersten Christen gemeine Leute waren, so kannten sie gewiß solche nicht; auch die gelehrtern Bischöffe, wenn sie der Richter um ihre Lehre fragte, schwiegen von der weltlichen Weisheit, und alle hielten sich mit der liebenswürdigen Einfalt eines Kindes an die wenigen Hauptsäze des Evangeliums, daß nur Ein Gott, Jesus der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt, der Herr aller Dinge, und ein ewiges Leben sey: Säze, deren Wahrheit sich dem gesunden Verstande eines jeden aufdrang, der noch welchen hatte. Ihr freudiger Tod bestätigte sie, und ließ jeden Nachdenkenden auf ein Principium der Tugend bei ihnen schliessen, das mächtiger wäre als alle die seither von den

philosophischen

philosophischen Schulen angegeben wurden. So gab das Blut der Märtyrer dem Christenthum Schwung, und führte ihm Millionen Bekenner zu.

Denn überdas konnte eine Vergleichung mit ihren Verfolgern nicht anders als zu ihrem Vortheil ausfallen. Wer waren diese? Verabscheute Fürsten, die sich schrankenlos viehischen Lüsten ergaben, Stromweise vergossenes Menschenblut zu ihren öffentlichen Lustbarkeiten machten, und je den Gerechtesten und Unschuldigsten ihrer Unterthanen zum ersten Opfer ihres Blutdurstes machten; hämische Hof-Philosophen, die solchen Fürsten eine Moral predigten, wie sie ihnen gefiel, die innere Uebermacht der Christen über sie beschämt fühlten, und natürlicher Weise diejenigen haßten, die zum Principium ihrer Tugend nicht, wie sie, die Eigensucht, sondern **Liebe zu Gott und Treue an der Wahrheit** machten; geizige Gouverneurs der Provinzen, die durch Confiscationen der Christen-Güter reich zu werden hoften, und Priester, die für ihren Credit und ihre Pfründen gegen sie stritten. Ihre mit Lust ertragene Armuth, die goldreine Lauterkeit ihrer Sitten, ihre Liebe für ihre Feinde, ihr freudiger Heldenmuth im Tode, waren nie gesehene und strafende Beispiele; ein Prediger der

Unsterblichkeit,

Unsterblichkeit, der Gottheit, und Erlösung Jesu vor einem ergrimmten Richter, einem wütenden Blutfodernden Pöbel, und im Angesicht des auf ihn wartenden Schwerdtes oder Scheiterhaufens, mußte jedes, der Tugend fähige, Herz innigst bewegen: bald drängte man sich zu ihren Qualen mit einer Standhaftigkeit, womit die Menschen selbst die Befriedigung ihrer Lüste nicht verfolgen, und in den spätern Zeiten mit einer so ungestümen Zudringlichkeit, daß die Bischöffe und Kirchenlehrer selbst dagegen eifern mußten.

„Was kann uns scheiden von der Liebe Gottes, sagt der erhabene Apostel, der selbst ein Opfer seiner Lehre war: Leiden? oder Angst? oder Landesverweisung? oder Hunger? oder Blösse? oder Gefahr? oder Schwerdt? In dem allem überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat. — Gott hat uns Apostel zu den lezten gemacht, zu solchen, die bloß zum Tode bestimmt sind! wir sind der Welt zum Schauspiel geworden. Wir heissen um Christi willen Tohren, wir sind arm, verachtet, leiden Hunger, Durst, Blösse, Schläge, sind unstät und flüchtig, arbeiten und schaffen uns mit unsern Händen den Unterhalt, reden Gutes von andern, wenn sie uns schmähen, dulden, wenn sie uns verfolgen, bitten, wenn sie lästern,

sind verworfen von der Welt, und wie ein Schuldopfer für sie geachtet. Ueberall werden wir gedrängt, und doch nie in die Enge getrieben, wissen keinen Ausweg und verzweifeln doch nicht. Wir werden unaufhörlich um Jesu willen dem Tode Preis gegeben — aber wir ermüden nicht, sondern wenn unser äussere Mensch hinfällig und schwach wird, so verjüngt sich doch der innere täglich. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaft uns eine ewige, und über alle Massen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das **Unsichtbare**. Denn was sichtbar ist, ist vergänglich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig." u. s. w. (Röm. VIII. Ebr. XI. 1 Cor. IV. 2 Cor. IV. VI. XI. u. a.)

Laß uns auch von diesem reichen Felde einige Blumen pflüken. Sie sind mit dem Blute des Erbarmers besprengt.

Die Kirche sezt die **unschuldigen Kinder**, welche Herodes zu Betlehem ermorden ließ, an die Spize der Märtyrer. So unrichtig diese Idee ist, weil sie ja keine Zeugen des Herrn seyn konnten, so gab sie doch zu einem schönen zartgefühlten Hymnus Anlaß, der am 28 December in der römischen Kirche gesungen wird:

Sei

Sei gegrüßt, der Märtyrer Blüthe!
Auf des Lebens erster Stuffe
Raubte dich der wilde Würger,
Wie der Sturmwind junge Rosen!

Erstes Opfer des Erlösers,
Zarter Hause der Getödten,
Spielst mit deiner Palm und Crone
Am Altar in deiner Unschuld!

Man hat einen grossen Folianten von den Acten der Märtyrer der ersten drei Jahrhunderte, aus denen ich wegen Enge des Raums nur wenige Beispiele für sie ausheben werde. Es herrscht eine besondere Lieblichkeit und Einfalt in diesen Erzählungen. Einige aus spätern Zeiten machen eine Ausnahme und sind schwülstiger.

* * *

Nächst **Stephanus** und **Jacobus**, deren Hinrichtung uns die Apostelgeschicht (Cap. VII. und XII.) erzählt, soll **Jacobus der Gerechte**, der Bruder des Herrn, der erste gewesen seyn, der zu Jerusalem starb. (Um das Jahr 62) Er stand mit den übrigen

Aposteln

Aposteln der christlichen Gemeine vor. Von Mutterleibe an war er heilig, trank niemals Wein oder starke Getränke, aß kein Fleisch der Thiere, und hatte Freiheit in das Heiligthum des Tempels einzugehen. Im Tempel fand man ihn gemeiniglich auf den Knien und im Gebet um Vergebung der Sünden des Volks. Sein Ansehen war groß beim Volk, und viele Pharisäer und Vornehme glaubten seiner Lehre. Den Sadducäern, die weder eine Auferstehung noch einen Messias glaubten, wurde er dadurch verhaßt. Sie ersuchten ihn also, da doch das ganze Volk so sehr an seinen Worten hänge, ihm den Wahn zu benehmen, daß Jesus der Messias sey, und um dies Bekenntniß desto feierlicher zu machen, es am Osterfest vor der ganzen Versammlung des Volkes von einem erhabenen Orte herunterzurufen. Er folgte ihnen, bestieg die Zinne des Tempels und rief aus: „Was fraget ihr mich von Jesu, dem Sohn des Menschen? Er sizt zur Rechten der göttlichen Kraft, und wird kommen in den Wolken des Himmels!" Die Menge fieng an zu schreien: „Hosianna, dem Sohn Davids!" Seine Feinde aber eilten voll Zorn zu ihm hinauf, und stürzten ihn herunter. Noch ehe er starb, rief er mit gebeugten Knien: „Herr! himmlischer Vater, ich bitte dich, vergieb ihnen! Sie wissen nicht was sie thun."

thun." Hierauf steinigten sie ihn. Ein frommer Mann hörte sein Gebet, und sagte: „Haltet ein! was thut ihr? Der Gerechte betet für euch." Ein anderer aber eilte mit einer Walkerkeule hinzu und schlug ihn tod. Das Volk mißbilligte dies, und sein Feind, der Hohepriester Ananus wurde darüber abgesezt.

Von der ersten Verfolgung der Christen in Rom (im J. 65.) giebt ein römischer Geschichtschreiber Nachricht. Kaiser Nero, dieses weltberühmte Ungeheuer, ließ einst die Stadt Rom anzünden, um das Vergnügen zu haben, eine grosse Stadt in Flammen zu sehen. Sechs Tage und Nächte lang wütete das Feuer. Ein Aufruhr drohte, weil das Volk den Urheber dieses Unglüks wußte: um den Verdacht von sich abzulehnen, schob er ihn auf die Christen, die in der Stadt bereits sehr zahlreich waren. Er ließ zuerst die, die sich zu dieser Lehre bekannten, hierauf auch diejenigen greifen, welche von diesen angegeben wurden, und diese Unschuldigen bei den öffentlichen Schauspielen in wilde Thierhäute kleiden und von Hunden zerreissen, andere kreuzigen, und andere in, mit Pech und brennbaren Materien überzogenen, Kleidern des Nachts als Laternen anzünden. „Fragt,

redt ein Kirchenlehrer, Tertullianus, die Feinde des Christenthums an: fragt eure Archive, ihr werdet finden, daß ein Nero der erste Verfolger dieser Lehre gewesen! Eines solchen Verfolgers rühmen wir uns. Denn wer ihn kennt, wird sogleich schliessen, daß es etwas sehr Gutes gewesen seyn müsse, das er verfolgte. Die bessern Kaiser haben uns wohl gewollt: Marc Aurel und Trajanus hörten auf uns zu verfolgen, da sie uns näher untersuchten, und weder der abergläubische Hadrian noch der Judenfeind Vespasian, weder Pius noch Verus thaten uns etwas zu leide, u. s. w."

Von dieser Zeit an ruheten die Verfolgungen selten, und daurten über 300 Jahre. Aber je grösser der Kampf, desto herrlicher war ihr Sieg; ihr Muth nahm mit der Grausamkeit ihrer Feinde zu, je heftiger die Marter, desto lauter wurde ihr Bekenntniß; die Palmen und Cronen des Sieges sah ihr Geist so lebhaft vor sich, daß sie alles körperliche Gefühl vergessen zu haben schienen, auf Erde im Himmel lebten und mitten in den Qualen Loblieder sangen.

Ein gewisser Theodor sang unter der Folter die Stelle eines Psalms: „Es müssen zu Schanden werden alle, die

die den Bildern dienen u. s. f. Oft hörte man sie singen: „Ehre sei Gott in den Höhen! Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns freuen und frölich seyn!" Ein Weib, die zusehen mußte, wie ihrem Sohn das Haupt abgeschlagen wurde, rief: „Der Tod deiner Heiligen ist werthgeachtet vor dir! Herr, er ist dein Knecht und deiner Magd Sohn, du hast seine Bande zerrissen, dir will ich Dank opfern 2c." Sie giengen aus dem Kerker an ihre Todesstätte, als wenn sie in den Himmel giengen, und zitterten vor Sehnsucht. Man hat Beispiele, daß selbst ihre Henker und Wächter, gerührt durch ihr Beispiel, das Christenthum annahmen, um auch Märtyrer zu werden; daß oft, indem das Todesurtheil über einen ausgesprochen wurde, sich sogleich wieder andere zum Richterstuhl hinzudrängten, und als Christen angaben, obgleich meistens die Martern aufs grausamste ausgedacht waren. Es waren die greulichsten dunkelsten Kerker, Ketten an Händen und Füssen, Fußblöke, wo die Füsse unnatürlich weit aus einander gespannt wurden, unter sie wurden Scherben gelegt, um ihnen auch den Schlaf unmöglich zu machen; Hunger und Durst, Geisseln und Peitschen, die bis auf die Knochen drangen, Brandmarkung, Enthauptung, Vorwerfen vor wilde Thiere,

Creuzigung,

Creuzigung, Ersäufung, oft in Schläuchen, wo ihnen Schlangen, Hunde u. a. beigestekt wurden, brennende Ofen, glühende Roste, Sengen mit glühendem Blei und brennenden Fakeln, Verstümmlungen des Körpers, und andere unerhörte, nicht zu sagende Qualen, wie sie nur immer die Wuth ergrimmter Feinde erdenken konnte. Aber in dem allem überwanden sie weit, um dessen willen, der auch sie bis in den Tod geliebet hatte. Ihre Gebeine ruhen im Frieden, und ihr Andenken sey uns heilig, wenn wir es auch nicht abergläubisch ehren! Sie sind ins Leben durchgedrungen durch grosse Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes.

Ich füge einige vorzügliche Beispiele, so ausführlich als es der Raum gestattet, bei.

Ignatius.

Ignatius.

Im Jahr 107.

Er wurde zu Antiochia vor den Kaiser Trajanus geführt, vor welchem er das heldenmüthige Bekenntnis that, „Es ist nur Ein Gott, der Himmel, Er„de, Meer und alles was darinnen ist, gemacht „hat, und sein eingebohrner Sohn Jesus Christus, „dessen Freundschaft ich geniesse." Trajanus: „Meinst „du den, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wor„den?" Ignatius: „Ja den! der die Sünde „mit ihrem Urheber gekreuzigt und allen Irrthum „und Bosheit der bösen Geister den Füssen derer un„terworfen hat, die Ihn im Herzen tragen." Trajanus: „Also trägst du diesen Jesum in dir?" Ignatius: „Ja! denn die Schrift sagt: Ich will in ihnen „wohnen und wandeln." Trajanus sprach das Urtheil: man sollte ihn binden, nach Rom schiken, und daselbst im Amphitheater den Thieren vorwerfen. Als Ignatius dieses hörte, rief er mit grosser Freude aus: „Ich danke dir, Herr, daß du mich der vollkom„menen Liebe zu dir gewürdigt, und zum Mitge„nossen der Bande Paulus gemacht hast!" Mit

Freuden

Freuden legte er sich selbst die Fesseln an, und empfahl mit Thränen seine Gemeine dem Schuz des Herrn. Er war nebst Polycarpus ein Schüler des Apostels Johannes gewesen.

Auf der Reise schrieb er an einige Gemeinen Abschiedsbriefe, und bat sie, seinen Vorsaz nicht zu hindern. Der Gemeine zu Rom schrieb er unter anderm: „Ich habe es endlich von Gott erhalten, euer frommes Angesicht zu sehen, wonach mich immer verlangt hat. Denn ich hoffe euch zu sehen, gebunden um Christi willen, so nemlich Gott mich bis ans Ende würdig finden wird. Nur fürchte ich eure Liebe, sie möchte mir schädlich seyn: denn es wäre mir schwer zu Gott zu kommen, wenn ihr meiner schonen wolltet. Nicht sobald würde ich eine solche Gelegenheit dazu wieder finden, und ihr könnt kein besseres Werk thun, als wenn ihr stille bleibet. Bittet nur, daß ich stark seyn möge äusserlich und innerlich, und daß es nicht allein Worte in mir, sondern auch der Wille dabey sey. Ich bitte euch, habt mich nicht zur Unzeit lieb! Laßt mich der wilden Thiere Speise werden, sie bringen mich zu Gott. Ich bin Gottes Körnlein: ihre Zähne sollen mich zermalmen, daß ich ein reines Brod Gottes werde. Gebt ihnen

vielmehr

vielmehr freundliche Worte, daß sie mein Grab werden und nichts von meinem Leibe übrig bleibe, damit ich niemand beschwerlich sey, wenn ich entschlafen bin. Dann werd ich ein rechter Jünger des Herrn seyn, wenn die Welt meinen Leib nicht mehr sehen wird. Ich gebiete euch nicht wie Petrus und Paulus: sie waren Apostel Jesu Christi, ich aber bin der Geringste; sie waren Freye, ich bin auch izt noch ein Knecht: wenn ich aber leiden werde, da werde ich ein Freyer des Herrn seyn, und als ein Freyer durch ihn auferstehen. Nun lerne ich in meinen Banden, nichts begehren, was weltlich oder vergänglich ist. Von Syrien bis nach Rom kämpfe ich mit wilden Thieren, zu Wasser und Land, zu Tag und Nacht, gebunden an zehen Leoparden, nemlich die Kriegsschaar, die auch durch Gutthaten immer ärger wird. Ich aber lerne vielmehr durch ihren Frevel, doch bin ich damit noch nicht gerechtfertigt. — Izt fange ich an, ein Jünger zu seyn, denn mich ficht nichts mehr an, weder das Sichtbare noch das Unsichtbare, wenn ich nur zu Christo Jesu komme! Laßt alle Qualen über mich gehen, wenn ich nur ihn erreiche! Alle Freuden der Welt können mir nichts helfen: es ist mir besser, sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Denn was

hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Nach ihm verlanget mich, denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Dieses Leben, ohne Christo, ist der Tod. Laßt mich, daß ich sein Licht erlangen möge! Denn wenn ich daselbst bin, so werde ich ein Gottesmensch seyn. Ich habe von Herzen Lust zu sterben um Christi willen; meine Liebe ist gekreuzigt, und es ist kein Feuer in mir, das noch etwas irdisches liebte; ein lebendiges Wasser, das in mir quillet, ruft immerfort: Komm her zum Vater! Ich bin mit Christo gekreuzigt. Ich lebe noch; aber nicht ich, Christus lebet in mir. Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut!" u. s. w. Welch eine köstliche Reliquie des reinen evangelischen Geistes! des Schülers Johannes! Wie wenig sind wir gegen ihm! Und welch eine Zeit, wo diese heiligen Ueberreste im Staube liegen, und oft sogar von solchen, die sie zuerst kennen sollten, verachtet, wo nicht gar verlästert werden!

Felicitas mit ihren Söhnen.

Um das Jahr 150.

Eine Wittwe, die der ganzen Gemeine zur grösten Erbauung lebte, und Viele für die Religion gewann. Auf Anklage der Priester ließ der Stadtpräfect zu Rom, **Publius**, sie vor sich rufen und suchte sie mit schmeichelhaften Worten zu bewegen, den Gözen zu opfern. **Felicitas** gab ihm zur Antwort: „weder durch „Schmeicheleien noch durch Drohungen wirst du „mich dazu bereden. Ich habe den heiligen Geist, „der es nicht zulassen wird, daß ich, so lang ich lebe, „vom bösen Geist überwunden werde. Getödet noch „will ich dich überwinden." **Publius**: „Elende, „wenn es dir eine Freude ist zu sterben, so laß doch „wenigstens deine Söhne leben!" **Felicitas**: „Ja sie „werden leben, wenn sie den Gözen nicht opfern. „Thun sie aber diese Sünde, so sterben sie auf ewig." Hierauf wandte sie sich gegen ihre Söhne und rief ihnen zu: „Schaut, meine Kinder, den Himmel an „und blikt in die Höhe! Dort erwartet euch Christus „mit seinen Heiligen! Streitet für eure Seelen „und harret aus in der Liebe des Herrn!" Sie wurden hierauf alle nebst ihrer Mutter hingerichtet.

Polycarpus.

Polycarpus.

Im Jahr 166.

Aus dem Brief der Gemeine zu Smyrna.

„Bewundernswürdig ist die Tapferkeit, die Geduld und die Liebe zum Herrn, welche die seligen Zeugen in dieser Verfolgung erwiesen haben! Da man sie mit Geisseln so lang zerfleischte, bis man ihre Adern, Nerven und den innern Bau ihres Körpers sehen konnte, und es alle Umstehenden jammerte, haben sie alles geduldig ausgestanden, und so freudig, daß man weder klägliche Gebehrden an ihnen sah, noch solche Seufzer hörte. Denn sie waren in der Stunde, da sie gepeinigt wurden, schon ausser dem Leibe, und der Herr stand ihnen bei. Sie haben auf seine Gnade gesehen und die irdische Marter verachtet, sie haben sich durch eine Stunde von der ewigen Pein losgekauft, und das Feuer ihrer Peiniger war ihnen Kühlung. Ihr Herz blikte auf die Glükseligkeit, die den Duldern verheissen ist, welche kein Ohr gehört, kein Auge gesehen hat, und die in keines Menschen Herz gekommen ist, ihnen aber vom Herrn gezeigt wurde. — Ein Phrygier Quintus kam selbst und gab sich an. Da er aber die wilden Thiere sah,

wurde er verzagt. Wir loben die nicht, welche sich selbst angeben, dieweil das Evangelium nicht also lehrt."

„Der selige **Policarpus** ließ sich während der Verfolgung von seinen Freunden erbitten aus der Stadt zu gehen, und brachte da seine Zeit mit Gebet für die Ruhe der ganzen christlichen Gemeine zu. Da sah er im Traum drei Tage vor seinem Tode sein Hauptküssen plözlich in Brand gerathen, und verbrennen. Dies erzählte er seinen Freunden, und verkündigte ihnen, daß er in kurzer Zeit um Christi willen würde getödet werden. Am dritten Tage kamen die Soldaten, ihn abzuholen. Er sprach: „des Herrn Wille geschehe!" gieng ihnen entgegen, ließ ihnen eine Mahlzeit bereiten, und brachte noch eine Stunde in brünstigem Gebet mit den Seinigen zu.

Als er auf dem Plaz, wo er leiden sollte, ankam, sprach eine Stimme vom Himmel zu ihm: „Polycarpus, sey standhaft und getrost!" Diese Stimme hörten Viele, aber den, der sie redete, sah niemand. Der Proconsul suchte ihn zu bereden und sagte: „Schone deines Alters, schwöre bei dem Genius des Kaisers, bekehre dich und sage: weg mit den Gottesfeinden!

Gottesfeinden!" Mit festem Blik sah Polycarpus die umstehende Menge an, und rief laut: „Weg mit den Gottesfeinden!" Der Proconsul foderte abermals: „Er sollte schwören und Christum lästern, so wolle er ihn loslassen." Polycarpus sagte: „Sechs und achtzig Jahre habe ich meinem Herrn gedient, und er hat mir nichts leides gethan: wie sollte ich meinen König lästern, der mich selig gemacht hat?"

Als ihn der Proconsul zum drittenmal anredte, so antwortete er ihm: „Weil du dich stellst, als wüßtest du nicht, wer ich wäre, so sage ich dir: Ich bin ein Christ." Der Proconsul drohte ihm mit wilden Thieren und dem Feuer, Polycarpus ließ sich durch nichts bewegen, und sagte nur: „Laß herkommen, was dir beliebt!" Der Proconsul ließ durch einen Herolden vor dem Volk ausrufen, Polycarpus habe sich für einen Christen bekennt. Der ganze Haufe von Juden und Heiden, die sich zu Smyrna aufhielten, schrie wütend: „Dieser ist der Lehrer von Asien, der Vater der Christen, der unsere Götter vernichtet, und viele lehrt, man solle sie nicht anbeten. Weg mit ihm!" Sie, besonders die Juden, raften aus ihren Häusern und Badstuben Holz und Reiser zusammen, ihn zu verbrennen.

Polycarpus zog selbst seine Kleider und Schuhe aus, welches er selten gethan, denn seine Schüler stritten sich sonst allemal darum, wer ihm am ersten einen Dienst thun könnte, und von Jugend an war er von jedermann wegen seines frommen Lebens geehrt. Man wollte ihn an den Pfahl annageln, er sagte: „Laßt mich also bleiben! Der mir das Feuer zu leiden verliehen hat, wird auch geben, daß ich ihm stille halte." Hierauf betete er mit lauter Stimme: „Herr, allmächtiger Gott! Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir deine Erkenntniß empfangen haben — Gott aller Engel und Kräfte, Gott aller Geschöpfe, und des ganzen Geschlechts der Gerechten, die vor dir leben! ich danke dir, daß du mich dieser Stunde gewürdigt hast, wo ich Theil nehmen soll an der Zahl deiner Märtyrer, und am Kelche deines Gesalbten zur Auferstehung des ewigen Lebens! — Laß mich heut als ein angenehmes Opfer vor dein Angesicht kommen, wie du mir zuvor angezeigt und nun erfüllt hast, du wahrhaftiger Gott, der du nicht lügst! Ich lobe dich für alles, ich preise dich, ich verherrliche dich, mit dem ewigen himmlischen Hohenpriester, deinem Sohne, welchem mit dir und dem heiligen Geist sey Ehre jezt und in alle Ewigkeiten, Amen."

Darauf wurde er verbrannt. — O welche Inbrunst, welche Treue! welche Hingabe, Liebe, welcher Geist in diesen seligen Männern, deren die **Welt nicht werth war!**

Justinus der Philosoph.

Um das Jahr 167.

Als ihn der Stadtpräfectus zu Rom, Rusticus, um den Inhalt der christlichen Lehre fragte, antwortete er: „Die Lehre, welche wir Christen mit aller Gottseligkeit lehren und behaupten, ist die, daß ein Einiger Gott, der Urheber und Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und unsichtbaren, sey; und wir bekennen, daß unser Herr Jesus Christus Gottes Sohn sey, der von den Propheten verkündigt worden, und einst als der Richter der Welt wieder kommen wird, ein Verkündiger des Heils und Lehrer derer, die von ihm lernen wollen. Ich aber bin ein schwacher Mensch und viel zu gering, als daß ich von seiner unendlichen Gottheit etwas würdiges sprechen könnte, wozu nur Propheten fähig sind."

Auf die Frage, an welchem Ort die Christen sich versammelten? antwortete er: „Wo jeder will und kann. Oder glaubst du, daß wir alle im gleichen Ort zusammenkommen? Nichts weniger! Der Gott der Christen ist nicht an Ein Ort beschränkt: Er ist unsichtbar, erfüllet Himmel und Erde, allenthalben wird Er von den Gläubigen angebetet und gelobt." Doch sagte er dem Rusticus, wo er seine Schule halte. — Rusticus drohte, ihn von Kopf zu Fuß mit Geißeln zerfleischen zu lassen, und fragte ihn: ob er auch dann noch meyne in den Himmel zu kommen? Justinus: „Ich meyne es nicht nur, sondern weiß es gewiß, ich werde das besizen, was alle, die Christi Lehre treu bleiben. Die göttliche Gnade bleibt ihnen, und sollte die ganze Welt darüber zu Grunde gehen! Thu nur bald was du vorhast, (sagten mit Justinus alle mitgefangnen Christen) „wir sind Christen und opfern keinen Gözen." Hierauf wurden sie gegeisselt und enthauptet.

Verfolgung der Christen zu Lyon.

Im Jahr 177.

(Aus dem Circularschreiben dieser Gemeine an ihre Freunde:)

„Es wurde uns verboten, uns an irgend einem öffentlichen Orte sehen zu lassen. Dem ungeachtet wagten es die Kühnsten, und achteten der Schande nicht, die auf sie kam: sie wurden gescholten, geschlagen, herumgerissen, geplündert, mit Steinen geworfen, und ins Gefängniß gelegt. Der Kriegstribun und der Magistrat schleppten sie hierauf auf den Markt und befragten sie. Als sie ihren Glauben bekannten, wurden sie wieder ins Gefängniß geführt, bis der Statthalter der Provinz ankäme. Dieser verfuhr aufs strengste gegen uns, und erlaubte uns nicht einmal, unsere Religion zu vertheidigen, sondern fragte bloß einen jeden: „Bist du ein Christ?" Mehrere fielen aus Furcht vor den Folterinstrumenten vom Glauben ab. Sogar unsere heidnischen Sclaven wurden gefangen, und sagten auf der Folter gegen uns aus: wir äßen Menschenfleisch und trieben

Blutschande.

Blutschande. Dies trieb die Erbitterung aufs höchste: man glaubte, mit unserm Tode Gott einen Dienst zu thun. — Vorzüglich zeichnete sich unter den unsrigen eine Dienstmagd Blandina aus. Wir fürchteten, wegen ihrem zarten schwachen Körper möchte sie ihr Bekenntniß nicht mit Freimüthigkeit ablegen können, aber sie wurde mit so grosser Kraft erfüllt, daß die Peiniger, die sich einander ablösten, und sie von Morgen bis Abend auf alle Art folterten, matt und entkräftet wurden, und gestehen mußten, sie wären ihr zu schwach, und wüßten nichts mehr, was sie ihr zufügen könnten. Sie wunderten sich, daß sie noch so lange das Leben behalten hätte, da ihr ganzer Körper zerrissen und geöfnet war. Jede einzelne Marter, sagten sie, wäre an sich hinreichend gewesen sie zu töden. Sie aber sammelte in dem Bekenntniß neue Kräfte, es war ihr schmerzstillend gegen alles was sie litte, sagen zu können: „Ich bin eine Christin, und bei uns geschieht nichts Böses."

Eben so der Diakonus von Vienne, Sanctus. Mit den greulichsten Qualen brachte man nicht einmal das Geständniß von ihm heraus, ob er ein Knecht oder Freier, oder aus welchem Lande oder Stadt er wäre? Er sagte nur immer: Ich bin ein Christ!

Das

Das ist mein Name, Vaterland, Geschlecht, und alles."

Pothinus, Bischoff zu Lyon, ein neunzigjähriger Greis, wurde auch hergeschleppt, da er vor Altersschwäche kaum noch gehen konnte, unter Begleitung des Magistrats und des ganzen Volkes, das ein Geschrei erhob: „Dieser sei Christus selbst!" Als ihn der Statthalter fragte: „Wer der Christen Gott sey?" sagte er: **Wenn du es würdig bist, so wirst du es erfahren!**" Er wurde hierauf auf alle ersinnliche Weise von dem wütenden Pöbel mißhandelt und ins Gefängniß geführt, wo er nach zween Tagen starb.

Die weise Regierung Gottes zeigte sich auffallend an den Abtrünnigen: sie wurden ungeachtet ihrer Verleugnung Christi dennoch ins Gefängniß geworfen und hingerichtet, und gewannen also gar nichts. Man kannte sie an den Mienen: sie giengen mit niedergeschlagnen Augen, verspottet selbst von den Heiden, zum Tode; die Treuen hingegen mit aufgerichtetem Haupt, mit Würde und Anstand, triumphirend in ihren Ketten, wie eine Braut in ihrem Schmuk. Dieses bestätigte viele in dem Bekenntniß.—

Endlich

Endlich wurden Blandina, Sanctus u. a. den wilden Thieren vorgeworfen, andere auf eiserne glühende Stühle gesezt, andere erwürgt. Die Wuth der Verfolger rächte sich auch noch an ihren todten Körpern, sie warfen sie den Hunden vor, stellten sie zur Schau und öffentlichem Gelächter aus, verbrannten sie zu Asche und streuten sie auf die Rhone, um sie, wie sie meynten, damit auch der gehofften Auferstehung zu berauben."

Epipodius.

Im Jahr 178.

Ebenfalls ein Christ zu Lyon. Der Richter stellte ihm die mancherlei Lustbarkeiten vor, welche der heidnische Gottesdienst mit sich bringe, die Göttermahlzeiten, Gesänge, Spiele u. a. wie traurig hingegen die Anbetung eines Gekreuzigten sey, die alle diese Freuden ausschliesse, und nur Selbstverleugnung und ein keusches freudenloses Leben gebiete. Wie töhricht die Verehrung eines Mannes, der sich selbst nicht helfen konnte, u. s. w. Darauf antwortete Epipodius: „Der Glaube an Christum hat meine Leidenschaften

also

also unterjocht, daß dein verstelltes Mitleiden meine Sinnen nicht rührt. Deine Barmherzigkeit ist Grausamkeit. Mit euch zu leben ist ewiger Tod, und rühmlich durch eure Hand zu sterben. Daß unser ewige Herr, Jesus Christus, den du einen Gekreuzigten nennst, von den Todten auferstanden sey, das weißt du nicht: Er, Gott und Mensch in einem unaussprechlichen Geheimniß, hat seinen Knechten den Pfad zur Unsterblichkeit geöfnet, und führt sie zum Reich der Himmel. Doch, um verständlicher mit dir zu reden, da du so hohe Dinge nicht verstehst: Weißt du in deiner Blindheit nicht, daß der Mensch aus einem doppelten Wesen, dem Leib und der Seele, besteht? Wir Christen lassen die Seele herrschen und den Körper dienen. Der schändliche Gottesdienst, womit ihr eure Götter ehret, vergnügt bloß die Glieder des Körpers, und tödet die Seele. Was ist aber das Leben, wenn unser bessere Theil zu Grunde geht? Wir kriegen für die Seele gegen den Körper; wir streiten für die Tugend gegen das Laster; Euer Gott aber ist der Bauch, und gleich dem Vieh haltet ihr das Ende des gegenwärtigen Lebens für Tod und Vernichtung. Wir alle aber, wenn wir durch eure Verfolgung umkommen, verlassen nur die Zeitlichkeit, und treten ein ewiges Leben an."

Der Richter ließ ihn hierauf mit Fäusten schlagen. Mit blutendem Munde rufte Epipodius aus: „Ich bekenne, daß Christus mit dem Vater und dem heiligen Geist der wahre Gott sey, und würdig, daß ich mein Leben für ihn lasse, der mein Schöpfer und mein Erlöser ist. Mein Leben nehmt ihr mir nicht, ihr verbessert es. Wie mein schwacher Körper aufgelöst werde, ist gleich viel, wenn nur meine Seele in den Himmel zu ihrem Urheber zurükkehrt!" Nach diesem wurde er gefoltert, und endlich enthauptet.

Dionysius, Bischof zu Alexandrien.

Im Jahr 250 bis 264.

Stellen aus einigen Briefen desselben: (Seine Schriften sind ein Muster von Klugheit und Mässigung.)

„Unsere Blutzeugen alle mit Namen zu nennen, wäre überflüssig, da ihrer eine grosse Zahl, und die meisten euch unbekannt sind. Ueberhaupt thun wir euch zu wissen, daß Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Mädchen und Matronen, Soldaten und gemeine Leute theils durch Geisselschlag, theils durchs Schwerdt

Schwerdt und theils durch Feuer die Cronen des Sieges erlangt haben. Viele zwar sind gleich wie ich noch nicht so glüklich gewesen, und werden vom Herrn auf andere Zeiten aufbehalten. Wir wurden nach Kephro, einem häßlichen Fleken an den Grenzen der libyschen Wüste, verwiesen. Eine Menge Gläubiger aus ganz Aegypten versammelte sich zu uns, und der Herr eröffnete uns hier eine Thüre zur Verkündigung seines Wortes.

Anfangs wurden wir verfolgt, und mit Steinen geworfen, nachher aber haben viele Heiden ihre Gözen verlassen und sich zum wahren Gott bekehrt. Als wenn uns Gott nur zu diesem Zwek hieher geschikt hätte, wurden wir, nachdem dieser Dienst vollendet war, wieder an einen andern Ort versezt. Ich bekam Befehl nach Colluthio zu gehen; und hier bekenne ich eine Sünde, daß ich mich, da ich den Befehl empfieng, darüber gekränkt habe und ungern gieng. Denn, obgleich diese Gegend bekannter ist, so wußte ich doch, daß daselbst gar keine Brüder anzutreffen wären, und alles überdas von Räubern wimmle; doch trösteten mich meine Freunde, daß mich die Unsrigen daselbst leichter besuchen könnten, weil der

Ort

Ort näher an der Hauptstadt sey: und so geschahe es auch.

(Unter dem folgenden Kaiser Gallienus durfte Dionysius wieder nach Alexandria zurükkehren. Wie sich die dortigen Christen während einer schreklichen Pest betragen haben, erzählt er in einem andern Briefe:)

„Alles ist voll Klagen! die ganze Stadt ertönt von Seufzern über Sterbende und Verstorbene. Kein Haus ist ohne eine Leiche, und wollte Gott es wäre nur Eine in jedem! Eine Menge Unfälle bereiteten dieses Unglük vor. Zuerst wurden wir aus der Stadt vertrieben, doch hielten wir mitten auf der Flucht unsere Feste. Jeder Ort, wo wir litten, das Feld, die Wüste, die Schiffe, Viehställe, und Kerker mußten uns zu Tempeln unsrer Versammlungen dienen. Doch, ein freudigeres Fest hielten die vollendeten Märtyrer im Himmel. Auf dieses folgte Krieg und Hungersnoth, die wir gemeinschaftlich mit den Heiden litten; aber uns erquikte der Frieden, den Christus in unsere Herzen goß."

„Kaum hatte man sich wieder etwas erholt,

so kam plözlich die schrekliche Pestilenz, die alle Vorstellung übertraf und alle Hoffnung besiegte. — Viele der unsrigen schienen sich selbst ganz zu vergessen, besuchten sicher und unerschroken ihre Kranken, dienten ihnen unausgesezt, thaten um Christi willen für sie was sie konnten, und starben mit ihnen. Manche, die ihre Kranken durch ihre Sorgfalt wieder gesund gemacht hatten, wurden selbst ein Opfer des Todes. So verloren wir viele der besten Brüder, und wir dürfen die Art ihres Todes wegen ihrer Standhaftigkeit im Glauben und in der Liebe gewiß nicht minder als den Martertod schäzen. Sie, welche die kranken Körper der Heiligen mit offnen Armen und in ihren Schoos aufnahmen, ihnen die Augen schlossen, sie auf ihren Schultern zu Grabe trugen, wuschen und bekleideten; sie selbst empfiengen diese Liebesdienste in wenig Tagen von andern, denn die Ueberlebenden traten in die Fußstapfen der Verstorbenen. Bei den Heiden wars umgekehrt. Wer anfieng krank zu werden, wurde aus dem Hause geworfen, man floh vor seinen Geliebtesten, ließ sie halbtod auf den Gassen liegen, warf die Todten unbegraben weg, und vermied alle Bekanntschaft und Vertraulichkeit mit dem Tode, dem doch mit aller Vorsicht nur wenige ausweichen konnten."

Laurentius.

Im Jahr 258.

Als er seinen Bischoff Xystus zum Tod führen sah, weinte er, nicht über dessen Leiden, sondern sein Zurükbleiben, und rief ihm zu: „Wo gehst du hin, Vater, ohne deinen Sohn? Heiliger Priester, wohin, ohne deinen Diakonus? Was mißfällt dir an mir? Bin ich ausgeartet? — Zeige, o Vater! deine Tugend in deinem Sohn! bringe den Gott dar, den du unterrichtet hast, daß du mit einem schönen Begleit zur Crone kommest! u. s. f." Xystus antwortete ihm: „Ich verlasse dich nicht, mein Sohn, aber auf dich wartet ein grösserer Kampf. Du wirst mir bald nachfolgen, höre auf zu weinen! In drei Tagen wird's geschehen."

Wirklich berufte ihn nach dem Tode des Xystus der römische Stadtpräfect vor sich, und foderte zuerst, ihm die Schäze anzuzeigen, welche die Christen in geheim aufgehäuft hätten. Laurentius bat sich einen

Tag Frist dazu, und versammelte auf den folgenden alle Armen unter der Gemeine in sein Haus, und zeigte diese dem Stadtpräfect, den er dahin zu kommen einlud, mit den Worten: „Dies sind die Schäze der Kirche!" Der wütende Richter gebot, ihn lebendig auf einem Rost zu braten. So wenig machte sich Laurentius aus dieser fürchterlichen Pein, daß er, da die eine seiner Seiten beinahe ganz gebraten war, sich auf die andere legte, und ihm zurief: „Sie ist gebraten, iß, Tyrann!" So überwand seine Standhaftigkeit die Wuth des Feuers.

Cyprianus, Bischof zu Carthago.

Im Jahr 258.

Ein Jahr vor seinem Tode wurde er in die Verweisung geschikt. Da hatte er einen Traum, den er selbst so erzählt: „Es erschien mir im ersten Schlaf ein Jüngling von erhabener Gestalt, der mich auf das Richthaus zu führen und dem Proconsul darzustellen schien. Dieser schrieb mein Urtheil auf eine Tafel, ich wußte es aber nicht, weil er mich auch

nichts gefragt hatte. Der Jüngling stellte sich hinter seinen Rüken und las mit einem Ausdruk von Neugierde was er schrieb, breitete hierauf seine Arme aus und machte mit dem einen, einen Schwung, wie wenn einer enthauptet wird. Ich verstand daraus mein künftiges Todesurtheil, und bat den Richter um einen Tag Frist, bis ich meine Sachen in Ordnung gebracht hätte. Auf wiederholtes Anhalten schrieb er abermals etwas mir unbekanntes auf seine Tafel. Aus der heitern Miene des Jünglings merkte ich, daß meiner Bitte entsprochen worden."

Am nemlichen Tage ein Jahr darauf empfieng er die Martercrone. (Den Tag im Traum deutete er auf dieses Jahr; die Ordnung seiner Geschäfte auf die kirchlichen Einrichtungen, die er in dieser Frist noch traf.) Die Verfolgung nahte sich immer mehr, er sah seinem gewissen Tode entgegen. Alle seine Freunde baten ihn sich zu entfernen, wie er vor zehn Jahren gethan hatte, da er den Löwen vorgeworfen werden sollte. Cyprian aber war über die Welt erhaben, und horchte nicht mehr auf die Räthe ihrer Freundschaft. Er würde es gethan haben, wenn sein Genius es ihm erlaubt hätte. Seine Beschäftigung war, die andern zur Standhaftigkeit zu ermuntern:

ermuntern: sein Wunsch, während er von Gott redete, zu sterben.

Endlich wurde er auf seinem Landgut gefangen genommen, hatte aber noch das Vergnügen, daß allen seinen Freunden erlaubt wurde, die lezte Nacht bei ihm zu durchwachen. Es war ein heller wolkenreiner Tag, wo er unter Begleitung einer unzählbaren Menge Volks vor den Proconsul geführt wurde. Der **Proconsul** fragte: „Bist du der Thoscius Cyprianus?" **Cyprian**: „Ich bins." **Proconsul**: „Hast du dich diesen gotteslästerlichen Leuten als Vater und Bischoff angegeben?" — **Cypr.**: „Ja." **Proc.**: „Unsere allerheiligsten Kaiser befehlen dir zu opfern." **Cypr.**: „Ich thue es nicht." **Proc.**: „Ich rathe dir, bedenke dich!" **Cypr.**: „Thu was „dir befohlen ist. In einer gerechten Sache braucht „es keines Bedenkens." Der Proconsul sprach das Urtheil, daß er als ein Götterverächter, als ein Feind des römischen Gottesdienstes, und Urheber der verruchtesten Laster mit dem Schwerdt solle hingerichtet werden. Der Bischof antwortete: „Deo gratias!" (Gott sey Dank!) Der ganze Haufe seiner Brüder rief: „wir wollen auch mit ihm sterben!" Schaaren Volkes folgten ihm nach. Viele seiner Freunde

stiegen

stiegen auf die Bäume, ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Er zog sich selbst seine Kleider aus, befahl dem Soldaten, der ihn tödete, 20 Goldstüke zu geben, kniete nieder, betete laut und starb. In der folgenden Nacht wurde sein Körper von den Seinigen feyerlich begraben. Man rechnet dreyhundert Christen, welche in dieser Verfolgung getödet wurden.

* * *

Aemilianus, der in eben dieser Verfolgung starb, traf auf dem Weg aus dem Gefängnis seinen Bruder, einen Heiden, an. Mit boshaftem Spott fragte ihn dieser: „wie er sich in seinem finstern „Kerker befunden, und ob ihm das Hungern gut „geschmekt habe?" **Aemilian**: „Die Knechte Christi „haben in der Dunkelheit das hellste Licht, und im „Hunger eine Speise die unvergänglich ist, das „Wort Gottes." Zornig erwiederte der Bruder: „So wißt denn, daß ihr alle mit eurem unbezwing„lichen Starrsinn euch den Tod zuziehen werdet." Aemilian, aus Furcht, es möchte nur eine erdichtete Drohnng seyn, suchte Bestätigung seines Wunsches

und

und fragte ihn: „werden wir denn wirklich hingerich„tet werden?" „Allerdings! sagte jener: Schwert „und Henker warten auf euch. Aber sage mir, „werdet ihr alle, die ihr den Tod so verachtet, an „Herrlichkeit im Himmel gleich seyn?" Aemil: „Ich bin nicht fähig, dir diese Geheimnisse zu sagen. „Aber schaue gen Himmel! Du siehst ein unzähliches „Heer von glänzenden Sternen. Sie haben nicht „alle gleiches Licht, doch haben alle Licht." Und als er weiters in ihn drang, welche unter ihnen denn ein so vorzügliches Licht im Himmel erlangen würden, sagte ihm Aemilian: „die sinds, welche um so herr„licher gekrönt werden, deren Sieg am schwersten „und kampfvollsten war."

Nicephorus und Sapricius, dieser ein Priester, jener ein Laye, lebten um das Jahr 260. (wahrscheinlich zu Antiochia in Syrien) in solcher Freundschaft mit einander, daß man sie für leibliche Brüder hielt. Nach langem entstand ein Zwist unter ihnen, der sie so ganz trennte, daß sie einander sogar auf der Strasse auswichen. Endlich kam Nicephorus wieder zurük, und bat seine Freunde, ihn mit dem Sapricius wieder auszusöhnen. Sapricius wollte ihm aber nicht vergeben, und da Nicephorus abermals einen

einen Versuch machte, die Fürbitter nicht einmal anhören. Und so zum drittenmale, troz allen Vorstellungen. Nicephorus wagte es selbst zu ihm zu gehen, warf sich zu seinen Füssen und schrie: „Vergieb mir; o Vater, um des Herrn willen." Auch da blieb Sapricius unbeweglich. Es entstand eine Verfolgung; Sapricius wurde vor den Richter gestellt und gefragt, wer er sey? „Ein Christ" antwortete er freimüthig. „Bist du ein Lehrer?" — „Ja, ich bin Priester." Der Landvogt befahl ihm, im Namen der Kaiser, Valerianus und Gallus, den Göttern zu opfern. Muthig antwortete er: „Wir Christen haben Christum zu unserm Gott und König, er ist allein der wahre Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde. Die Götter der Heiden sind Dämonen, und werden auf der ganzen Erde ausgerottet werden: denn sie können niemand weder helfen noch schaden, und sind bloß Werke menschlicher Hände." Der Landvogt befahl, ihn auf die Folter zu schlagen; mitten unter den Qualen rufte Sapricius: „Ueber mein Fleisch hast du Gewalt, aber über meine Seele vermag niemand nichts, als mein Herr Jesus Christus, der sie erschaffen hat;" und ertrug sie geduldig. Der Landvogt befahl, ihn mit dem Schwerdt hinzurichten.

Nicephorus

Nicephorus hörte indessen, daß er vom Richter weg der himmlischen Crone entgegengeführt würde, eilte ihm nach, warf sich auf der Strasse vor ihn nieder, und bat: „Heiliger Märtyrer Christi, vergieb mir! ich habe wieder dich gesündigt!“ Sapricius gab ihm keine Antwort. Nicephorus lief durch eine andere Strasse ihm wieder auf den Weg, wiederholte noch inbrünstiger seine Bitte, und erhielt abermal keine Antwort, so daß die Häscher, die den Sapricius zum Tode führten, ihn für einen Wahnwizigen hielten, und verlachten: „Er geht zum Tode und du bittest um Versöhnung und Frieden einen, der in Kurzem nicht mehr seyn wird.“ — „Ihr wisset nicht, sagte Nicephorus, was ich von diesem Bekenner Christi bitte, Gott allein weiß es!“ Bei alle dem blieb Sapricius völlig unbeweglich.

Endlich erreichte man den Plaz der Hinrichtung. Die Häscher befahlen dem Sapricius, niederzuknien. „Warum?“ fragte dieser. „Weil du den Göttern nicht hast opfern wollen und die Befehle der Kaiser verachtet hast.“ Nun rief Sapricius: „Tödet mich nicht! Ich will thun, was die Kaiser begehren.“ — Nicephorus stand dabei und bat ihn aufs beweglichste, den Herrn, den er unter so grossen Qualen bekannt hätte,

hätte, doch izt nicht erst zu verleugnen — Aber auch diese Bitte erlangte er nicht. Sapricius opferte den Göttern. Nicephorus rufte den Häschern zu: „Ich bin ein Christ, und glaube an den Namen unsers Herrn Jesu Christi, den dieser verleugnet hat. Tödet mich für ihn.“ Die Häscher wollten es ohne Befehl des Landvogts nicht thun, und die ganze Menge der Zuschauer war erstaunt über diese Geschichte. Man sagte dem Landvogt seine Bitte und sein wiederholtes Bekenntniß von Christo. Worauf Befehl erfolgte, ihn nach der Verordnung des Kaisers zu töden. Nicephorus bot sein Haupt dar, und starb freudig.

Genesius, ein römischer Schauspieler unter Kaiser Diocletian, (der um das Jahr 286 eine schrekliche Verfolgung gegen die Christen erhob,) hatte eine besondere Geschiklichkeit, die Gebräuche der Christen auf dem Theater nachzuahmen und lächerlich zu machen. Einst spielte er in Gegenwart des Kaisers und des ganzen römischen Volkes eine solche Farce, legte sich wie krank auf den Boden hin, begehrte die Taufe und rief aus: „Ach! meine Freunde, ich fühle mich schwer, erleichtert mich!“ Das Volk schrie: „Wie sollen wir's machen? Sollen wir Tischler holen und dich abhobeln lassen?“ Genesius: „Nein,

ich will als ein Christ sterben!" — „Warum?" — „Um wenigstens als ein Flüchtling vor Gott zu erscheinen!" — Man ließ einen Priester kommen, und ihn taufen. Weil die Soldaten alles noch für Scherz ansahen, so führten sie ihn dem Kaiser zu, und gaben ihn als einen Christen an. Genesius stellte sich an einen erhabenen Ort, und rief mit lauter Stimme aus: „Höre mich, o Kaiser! Du ganzes Heer, und ihr Weisen und alle Einwohner dieser Stadt: So oft ich seither auch nur den Namen eines Christen hörte, bewegte sich alles in mir, und ich beleidigte auf alle Weise die, so sich dafür bekannten. Ich verfluchte sogar meine Eltern und Verwandten, weil sie Christen waren, und sie waren mir so lächerlich, daß ich alle ihre Geheimnisse aufs fleissigste erforschte, um euch hier auf diesem Schauplaz mit ihrer Heiligkeit zu belustigen. Sobald ich aber die Taufe empfieng, und die Worte des Glaubensbekenntnisses aussprach, sah ich eine Hand vom Himmel herab über mich kommen, und hörte glänzende Engel alle Thaten meines Lebens aus einem Buche mir vorlesen. Die Taufe aber machte mich rein und weiß wie den Schnee. Und nun, großmächtigster Kaiser, und ihr alle, die ihr mit mir diese heiligen Geheimnisse verlacht habt, glaubt mit mir, daß Jesus

Christus

Christus unser Herr sey, das Licht, die Wahrheit und die Gottseligkeit, und daß ihr nur durch ihn Vergebung euerer Sünden erlangen könnt!"

Diocletian äusserst aufgebracht, befahl, ihn aufs grausamste zu foltern, mit Prügeln, mit Zangen, und mit glühenden Fakeln. Standhaft rufte Genesius immer aus: „Es ist kein König, als der Herr, den ich gesehen habe, dem ich diene, und den ich verehre! In tausend Toden werde ich sein bleiben. Keine Qual wird mir den Herrn aus dem Munde und aus dem Herzen nehmen. Ich bereue meinen Irrthum und meine Lästerung, aber izt bete ich ihn, den einigen König, an." Zulezt wurde er enthauptet.

Doch genug für einmal, und vielleicht künftig mehr. Es ist schwer, aus einer Sammlung einiger hundert solcher Märtyrergeschichten, wo jede für sich allein schon wichtig wäre, die besten und ächtesten auszusuchen. Diese sollen also nur **Proben** derselben seyn. Ich hoffe, eine ausführliche Bearbeitung dieses wichtigen Stükes der christlichen Kirchengeschichte,

das

LB Coburg

das mit Ungrund nicht zwar für die Gelehrten, sondern für ungelehrte Leser, vernachlässigt blieb, werde in unsern untersuchenden Zeiten noch zu Stande kommen.

Vielleicht erleben wir aber noch vorher die Zeit, wo die **Philosophie** Märtyrer macht. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums waren die **Hofphilosophen** gewisser Kaiser die bittersten Feinde desselben, und sie wußten unter andern durch die grundlosesten und abscheulichsten Beschuldigungen einen sonst weisen und guten Fürsten, **Marcus Antoninus**, (der Philosoph genannt,) zu einer der heftigsten Christenverfolgungen, von der man weiß, zu bereden.

Philosophen, die, ihrem Namen gemäß, wirklich die **Weisheit** und nicht bloß die eiteln Träume ihres Gehirnes **lieben**, und mit ausgebreiteter Wissenschaft Ehrfurcht vor Gott und Liebe des Nächsten verbinden, sind höchst verehrenswürdige Männer, Heroen des Menschengeschlechts, denen die Welt das Beßte, was sie besizt, die göttliche Offenbarung allein ausgenommen, ja selbst zum Theil auch die weise Anwendung der leztern, zu verdanken hat. Aber es hat sich unter diesem erhabenen Namen eine

Rotte

Rotte stolzer tyrannischer Volksverführer in das aufgeklärte Europa eingeschlichen, von denen sich **alles** Böse, und nichts anders als Böses erwarten läßt, die weder an Gott noch Tugend noch Unsterblichkeit glauben, und jede Religion mit dem Schimpfnamen, **Aberglauben**, brandmarken, deren Gott der **Eigennuz** ist, und deren Hoffnung auf dem Ruin aller Guten beruht; diese sind es, welche, wofern sie irgendwo zur Macht gelangen, sogleich das Schaafsfell, womit sie ihre Wolfsnatur bedeken, abzulegen pflegen, und die ersten sind, mit **fanatischer** Wuth alle diejenigen mit der Feder, ja wo möglich mit dem Schwerdt, zu verfolgen, die vor dem Gözen ihres Unglaubens und ihrer Eigensucht ihre Knie nicht beugten. Sie gehören im **zweiten** wie im **achtzehnten** Jahrhundert zu der grossen Classe von Menschen, die „**nie so das Recht, als am Gerechten, höhnen,**" immer mit Tugend pralen, und jede uneigennüzige Tugend verfolgen; immer von Aufklärung sprechen, und jeden hassen, der einen Gott glaubt; immer gegen den Aberglauben zu Felde ziehen, und beständig von den Gespenstern ihrer Phantasie herumgejagt werden; immer Toleranz predigen, und selbst, wie schon Friedrich der Grosse gegen einen dieser Art bemerkt hat, die intolerantesten

Verfolger

Verfolger sind, sobald Umstände und Kräfte es ihnen erlauben.

Zu solchen Verfolgungen scheint sich der herrschende Geist dieses philosophischen Jahrhunderts, das, wie kürzlich jemand sagte: „wie ein Trunkener seinem Ende entgegen taumelt" — je mehr und mehr zuzubereiten. Und wen werden sie zuerst und am meisten treffen, als die christliche Religion, die von Anfang her den Heuchlern ein Dorn in den Augen war, die so wie die Weisheit selbst, alle Liebhaber der Eitelkeit und Lügen zu erklärten Gegnern, und beständig mit Aberglauben und Unglauben zu kämpfen hatte. Ist sie nicht bereits nicht nur bei ihren gröbern Feinden, sondern auch bei jenen Toleranzpredigern, Aufklärungspedanten und Aberglaubens-Bestürmern die intolerirteste? Ach! wie gerne würden dem, auswärts bereits gegebenen, Beispiele manche politische Philosophen, die den Mantel nach dem Winde drehen, der von Westen herkommt — manche süßlichte Schöngeister in Deutschland nachfolgen. Ach! wie gern den vermeinten Aberglauben mit einem viel wütendern Bekehrungseifer, als nie kein Mönch, nie keine Inquisition hatte, aus der Welt ausrotten, um das Reich der Vernunft in

Europa

Europa zu errichten, und dem philosophischen Jahrhundert den Kranz aufzusezen — wenn sie nur könnten, und nicht gar zu deutlich sähen, daß sie gegen einen Felsen anlaufen! denn am **Wollen** fehlts ihnen nicht, und sie würden sich selbst sehr verkennen, wenn sie es sich verheelen wollten.

Aber die Wahrheit wäre eines freimüthigen Bekenntnisses nicht werth, wenn sie von diesen herzlosen Declamatoren und eigensüchtigen Welterleuchtern, die bloß für **Gewinn** und **Ehre** schreiben, unterdrükt werden **könnte**, und es ist eine Erfahrung von Jahrtausenden, daß die grimmigsten Verfolgungen durch Zunge, Feder oder Schwerdt bloß etwa ihre äussere **Form** erschütterten, ihrem innern Gehalt aber neue Stärke und Ausbreitung gaben, so daß sie aus jedem Kampf mit neuem Glanz hervorgieng. Denn der im Himmel wohnt, lacht jener nichtigen Anfälle und der Herr spottet ihrer.

Und nun zum Schluß noch eine Märtyrergeschichte der **neusten Zeit**, die gewiß in dem Lande selbst, wo sie geschah, von allen Gutdenkenden mit Abscheu gehört wurde: Der 3. September 1792. war von den Enragés zu Paris unter anderm zur Ausrottung

aller

aller derjenigen Priester bestimmt, welche aus frommer Gewissenhaftigkeit der neuen Verfassung den Eid verweigerten. Gewissenhaftigkeit, wenn sie auch übertriebene Aengstlichkeit seyn sollte, findet bei billigen Menschen immer Ehrfurcht und Schonung. Hier zumal verdiente sie leztere, da die Nation früher sie versprochen hatte, und, gerade in dieser Zeit, die zum drittenmal feierlich beschworne Constitution selbst wieder über den Haufen warf. „An diesem blutigen Tage, Abends um 3 Uhr waren viele Priester in der Carmeliterkirche versammelt und hielten Gottesdienst. Der Erzbischof von Arles war an ihrer Spize, und gab die Absolution. Plözlich sprengte eine Schaar Mörder die Thüren auf. Der Erzbischof stimmte das Miserere (Herr! erbarm dich unser) an, gieng ihnen entgegen, und fragte sie, was sie wollten? „Den Eid oder den Tod!" antworteten sie. „Lieber „den Tod!" versezte der Erzbischof. Augenbliklich wurde der 76 jährige Greis mit vielen Dolchstichen ermordet. Die übrigen Priester, zweihundert sechs und vierzig an der Zahl, fuhren fort, das Miserere auf den Knien zu singen, und wurden alle massacrirt. Das Blut lief zu den Kirchthüren heraus, des Nachts wurden die todten Körper in die Seine geworfen."

XII.

Stelle aus einer Predigt.

Von Fenelon.

„Ich höre euch, meine Brüder, sagen: Ja, es ist leichter zu sterben, als zu leben für den Herrn. Der Kampf eines Märtyrers ist kurz, die Busse eines Christen hingegen ein Streit, dessen Gefahren und Schwierigkeiten sich täglich erneuern, und wo man ohne Unterlaß den Anfechtungen der Welt und seiner selbst ausgesezt ist. — Ihr betrügt euch, m. Br. Die Märtyrer starben täglich durch Verläugnung ihrer Lüste und mancherlei Leiden, noch ehe sie hingerichtet wurden. Ja sie waren nur in sofern zum Tode bereitwillig, als sie sich selbst vorher abgestorben waren." Ist es sich zu verwundern, sagt Tertullian, daß sie so bereitwillig sind, die Erde zu verlassen, da sie längst alle Bande, die sie an sie fesselten, gebrochen haben?" Vergeblich also glaubt man, für Christum sterben zu wollen, wenn man vorher nicht für ihn gelebt hat."

„O

„O wie viele betrügen sich hierin! Sie sind nachgebend in kleinen Versuchungen, und weichlich in ihren Vergnügungen: wie wollten sie standhaft und unüberwindlich in Qualen seyn? Sie vermögen nicht einmal, das schändliche Vergnügen eines Augenbliks, einen niedrigen Gewinn, den sie kaum nennen dürfen, oder den vorübergehenden Schatten eines eiteln Ruhms, Gott aufzuopfern: wie wollten sie ihm ihr Muth und Leben und alles, was sie haben, geben können? O schweigt, ihr niedrigen Seelen! Die Religion hat nichts von euch zu erwarten. Ein geistloser Spott macht euch fürs Evangelium erröthen — und ihr wolltet Martern und Schande besiegen? Eure Gesinnungen und Sitten versprechen nichts als Abfall; ja, ohne Verfolgungen erlebt zu haben, habt ihr bereits euern Glauben verleugnet."

„Ohne Gelegenheit zum Martertod zu erwarten, wißt, daß der gleiche Geist, der Märtyrer gemacht hat, auch euch in den gemeinsten Versuchungen des Lebens beseelen muß. Soll eine Rache erstikt, ein ungerechter Vortheil aufgeopfert, weltliche Grösse zu Boden getreten, ein unreines Vergnügen verabscheut werden, um das Gesez Gottes zu halten — wafnet euch mit Standhaftigkeit, und vergießt eher

das Blut bis auf den lezten Tropfen, eh ihr in Sünde williget!"

„Der Gözendienst ist nicht die einzige Sünde, gegen welche man bis auf den Tod zu streiten hat. Alles, was dem Geschöpf vor dem Schöpfer den Vorzug giebt, gehört dazu. Alles ist ein Göze, den man zerstören muß, was uns zum Ungehorsam gegen die Geseze verführen will. — Aber, wo seyd ihr, ihr Märtyrer der **Unschuld**? ihr Märtyrer der **Liebe**? ihr Märtyrer der **Gerechtigkeit**? ihr Märtyrer der **Busse**, die ihr auf die Märtyrer des **Glaubens** hättet folgen sollen? Kehrt zurük, ich scheue mich nicht so zu reden: kehrt zurük, ihr glüklichen Tage der Verfolgung! Ein langer Friede hat die Herzen weichlich gemacht. O Friede, nach dessen Süssigkeiten vorige Zeiten sich so innigst sehnten — wie bitter bist du für uns geworden! **Du** bists, der die Kirche mehr als jene Tyrannen verwüstet! **Du** bists, der sie erschlafft und voll Aergernisse gemacht hat! Verfolgung würde zwar Schwache erschüttern — aber die Guten aus dem Schlafe erweken; der Herr würde prüfen, die Sein sind; der Sturm würde die Stoppeln wegführen, aber die guten Körner zurüklassen; die Kirche würde von falschen Christen gereinigt werden, die

Schwachen

Schwachen sich demüthigen, und die Starken die Crone der Sieger empfangen."

„O Gott! Wohin ist es mit uns gekommen? so weit, daß wir dich bitten müssen, dein Schwerdt wieder über uns zu züken! Schlage, o Herr, aber heile auch! Laß deine Tempel verwüstet, aber die Herzen, dein wahres Heiligthum, wieder geheiligt werden! Lieber alles erlebt, als noch länger sehen zu müssen, was wir izt sehen!"

XIII.

Stoff zur Prüfung seiner selbst.

Viele wissen vieles, und kennen sich selbst nicht; sehen auf andere, und vergessen sich selbst. Sie suchen Gott ausser sich, und vernachlässigen ihr Inneres, wo Er doch näher ist. Ich will also das Aeusserliche verlassen, und von Innen heraus zum Höhern steigen, um erkennen zu lernen, woher ich komme? wohin ich gehe? und was ich sey?—Auf diesem Weg der Selbsterkenntniß werde ich auch zur Erkenntniß Gottes gelangen. Denn je besser ich mich selbst erkenne, desto reiner erkenne ich Gott.

Laß

Laß uns Gott im Gedächtniß behalten, im Gewissen tragen, und als den allenthalben Gegenwärtigen verehren.

Selig ist die Seele, in welcher Gott ruht! Selig, wenn sie sagen kann: der mich erschaffen hat, wohnt auch in meinem Herzen! Warum verlassen wir uns selbst, und suchen Gott ausser uns, der in uns ist, wenn wir nur ihn finden wollen? Ja, er ist mit uns und in uns, nemlich durch den Glauben, bis wir zum Schauen gelangen. Wir wissen, sagt der Apostel, daß Christus durch den Glauben in unsern Herzen wohnt; der Glaube aber ist in unserer Seele. Durch den Glauben verehre ich Gott als meinen Schöpfer, bete ihn an als meinen Erlöser, und erwarte ihn als meinen Heiland; ich sehe ihn in allen Creaturen, habe ihn in mir selbst, und, welches eine noch weit unaussprechlichere Seligkeit ist, erkenne ihn, wie er ist. Denn den Vater erkennen samt dem Sohn und dem Heil. Geist, ist das ewige Leben, die vollkommenste Seligkeit und das höchste Vergnügen.

Wie wird es dir seyn, wenn am Tage des Gerichtes die Bücher aufgethan, und alle Thaten deines Lebens dir vorgelesen werden: denn durch die göttliche

Kraft

Kraft wird sich dein Gedächtniß an alles wieder erinnern, du wirst mit einem Blik dein ganzes Leben übersehen; was du dich izt zu gestehen scheuest, wird dann vor allen offenbar seyn; du wirst bitten: Ach gieb mir nur noch eine einzige Stunde Frist! Deine Thaten werden dir scheinen gegen dich zu reden und zu sagen: Wir sind deine Werke, du hast uns gethan! Wir verlassen dich nicht, wir gehen mit dir vor den Richter. Deine Laster werden dich anklagen, und werden sogar viel falsche Zeugnisse gegen dich aussagen, als wäre es an den wahren nicht genug. — Dann, wenn die Seele die Augen, den Mund und andere Glieder deines Körpers geschlossen findet, durch die sie sonst zum Aeusserlichen und zur Sinnlichkeit auszugehen pflegte, so wird sie zu sich selbst zurükkehren, sich einsam, arm und bloß finden und in Verzweiflung dahin sinken.

Das ganze Glük des Menschen ist, seinen Schöpfer zu kennen und zu lieben.

Uebe dich, dich selbst zu erkennen. Denn dies ist unendlich besser, als sich vergessen und mißkennen, und dabei den Lauf der Sterne, die Kräfte aller Kräuter, die Gemüthsart der Menschen, die Natur der Thiere,

und

und alle himmlischen und irdischen Dinge wissen. Gieb dich dir selbst, und wenn nicht immer oder nicht oft, doch bisweilen! Stelle dich vor dich selbst, als stühndest du vor einem andern, und frage dich. Und wenn du dich vor Gott in Thränen demüthigest, so bitte ich dich, gedenke auch meiner!

Gehst du zum Gottesdienst oder Gesang in den Tempel, so laß den Sturm deiner durcheinander schwärmenden Gedanken draussen, vergiß aller äusserlichen Sorgen, und gieb dich ganz Gott. Unmöglich kann der mit Gott reden, der auch schweigend beständig mit der Welt plaudert. Achte auf den, der auf dich achtet! höre ihn reden, damit auch er höre, wenn du redst!

Sage nicht: Ich bete täglich, und sehe keine Frucht meines Gebetes! wie ich komme, so gehe ich weg, niemand spricht, niemand antwortet, niemand giebt mir etwas, und ich scheine vergeblich gearbeitet zu haben! denn so redt die menschliche Tohrheit, die nicht achtet, was die Wahrheit verheißt: Wahrlich, ich sage euch: was ihr bittet, glaubt nur, daß ihr es empfangen werdet, und es wird euch gegeben. Verachte nicht dein Gebet, denn der

verachtet

verachtet es nicht, zu dem du es thust. Noch eh es aus deinem Munde ausgeht, läßt er es in sein Buch schreiben. Eines von beiden müssen wir ungezweifelt hoffen: Entweder erhalten wir, was wir bitten — oder etwas anderes, das seine Weisheit für nüzlicher ansieht. Erwarte mehr von Gott, als du dir vorstellen kannst.

Ist Gott nicht bei dir mit Gnade, so ist er's mit Strafe. Weh dir, wenn du ihn weder auf die eine noch andere Weise in dir spürest! denn wen seine Sünde nicht züchtiget, über dem bleibt der Zorn Gottes.

Wende allen Fleiß an, dich vor dem Bösen zu bewahren! — Bald wirst du einsehen, daß du dir selbst hiezu nicht genug bist, und die Gnade Gottes dazu anflehen lernen.

Willt du deine Tugenden vermehren? Entdeke sie nicht! viele thun Gutes, und verlieren die Frucht desselben, weil sie damit pralen. Wie das Eis von der Wärme vergeht, so die Tugend durch Eigenruhm.

Für mich ist es wahre Wonne, nach so viel Geschwäz von **Religion** und **Empfindung**, die bei vielen zu blossen Worten heruntergesunken sind, auf Worte von so viel Kraft, Kürze, weiser Erfahrung und herzlicher Empfindung zu treffen, die mir aus dem grauen Alterthum ein weiser Mann (hier **Bernhardus**, der im 12ten Jahrhundert lebte) gleichsam noch aus seinem Grabe zuruft. Am Ende kommt alle wahre Herzensreligion auf das hinaus, oder sie ist und bleibt nur Geschwäz, kaltes Raisonnement oder herzlose Empfindeley.

XIV.

Sagen von Jesu.

Jesus soll einst gesagt haben: „Wenn ihr auch in meinem Schoose sässet, und hieltet meine Gebote nicht, so würde ich doch zu euch sagen: Weichet von mir, ihr Uebelthäter! ich habe euch nie gekannt.“

„Meine Geheimnisse sind für mich und die Kinder meines Hauses.“

„Eine

„Eine der grössesten Sünden ist, seines Bruders Geist betrüben."

„Seyd niemals frölicher, als wenn ihr euern Bruder in Liebe sehet!"

Einst sah Jesus einen Menschen am Sabbath arbeiten, und sprach zu ihm: „Mensch, wenn du weissest was du thust, so bist du selig; wenn du es aber nicht weißst, so bist du verflucht als ein Uebertreter des Gesezes."

Als Pilatus zu ihm sprach: „Hörest du nicht, was diese wieder dich zeugen?" soll er geantwortet haben: „Wenn sie nicht Macht hätten zu reden, so redeten sie nicht. Weil aber jeder mit seinem Munde Gutes und Böses reden kann, so mögen sie selbst zusehen."

Auf des Pilatus spottende Frage: „Was ist Wahrheit!" antwortete er: „Wahrheit ist vom Himmel." — Pilatus: „Also ist auf Erden keine Wahrheit?" — Jesus: „Wisse, daß auf Erden die Wahrheit unter denen ist, welche, wenn sie Gewalt haben, zu richten, nach der Wahrheit handeln und

recht

recht richten.“ (Feiner konnte dem Pilatus kaum geantwortet werden, wenn ihm geantwortet wurde.)

Er soll einst der Johanna erschienen seyn, ein Creuz auf seiner Schulter tragend, und zu ihr gesprochen haben: „Willst du mein Creuz, solang du lebst, tragen?“ Johanna: „Von Herzen gern.“ Er legte es ihr auf, sie rief, ganz zu Boden gedrükt: „O weh, wie könnt' ich unter dieser schweren Last gehen!“ Jesus antwortetete ihr: „Mit Niederfallen und Wiederaufstehen wirst du es lernen, mir nachfolgen und mit mir in mein Reich gelangen.“

Der selige Evangelist Johannes, der an der Brust des Herrn lag, und die Ströme himmlischer Wahrheit aus der ersten reinen Quelle empfieng, hielt sich bis in sein höchstes Alter zu Ephesus auf. Seine Jünger mußten ihn in die Versammlung führen, und vor Schwäche konnte er kaum mehr sprechen. Zulezt sagte er in jeder Versammlung bloß die Worte: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Endlich wurden die Jünger und Brüder dessen überdrüssig und fragten ihren Meister, warum er immer das

gleiche

gleiche sage? Die Antwort war des Johannes würdig: „Dies ist das Gebot des Herrn, und wenn ihr nur dieses lernt und thut, so ists genug."

XV.

Arbeitsamkeit.

„Unter Arbeit und Gebet
Schwinden unsre Stunden;
Was man frölich thut, geräth,
Und wird kaum empfunden.
Arbeit macht des Lebens Lauf
Noch einmal so munter,
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter."

Sie ist dir, meine Serena, schon so oft froh über der Arbeit untergegangen, daß ich nicht nöthig habe, dir über diesen deinen Lieblingsspruch eine weitläufige Sermon zu halten. Damit sie uns aber künftig noch froher untergehe, wollen wir folgende Wahrheiten uns recht oft zu Gemüthe führen:

Jedem Thiere gab der Schöpfer einige Kräfte zum Gebrauch, jedem aber in einem ausgezeichneten Grade eine besondere Kraft; und sie üben sie auch — man möchte oft sagen: besser als viele Menschen die ihrigen. Indessen richtet sich ihre ganze Anstrengung bloß auf Befriedigung der nächsten sinnlichen Bedürfnisse: Speise, Trank, Fortpflanzung, und Wohnung. Haben sie diese, so wollen ihre übrigen Beschäftigungen wenig sagen; sie sind, wie unser Milton sagt: „unemploy'd, ohne bestimmten Zwek. Der Mensch aber hat seine tägliche Arbeit der Seele oder des Leibes bestimmt, woraus seine hohe Würde erhellt, denn der Himmel richtet sein Auge auf alle seine Wege, indem andere Thiere unthätig herumstreifen, und Gott ihrer Werke nicht achtet."

Grosser Gedanke, daß der Himmel auf uns schaue! daß unsere Arbeit nicht vergeblich, und ihr Zwek nicht bloß irdisch sey! Denn worauf der Himmel schaut, das muß ewigdaurende Folgen haben. Daß, wenn wir auch bloß Häuser bauen, oder unsere Nährung suchen, wir auch diese Geschäfte, die das Thier bloß aus irdischem Bedürfniß thut, gleichsam mit dem Siegel der Ewigkeit stempeln können: das heißt, daß wir sie verrichten, nicht bloß um zu essen,

oder

oder uns zu kleiden, oder schöne Wohnungen zu haben, sondern diesen Bedürfnissen darum ein Genüge thun, um die höhern desto leichter befriedigen zu können. (*) Der Mensch, der bloß ißt, um zu essen, bloß schläft, um zu schlafen u. s. w. ist mehr nicht als ein zweifüssiges Thier. Der wahre Gottesmensch, der seine unsterbliche Seele in sich fühlt, sucht auch durch diese bloß irdische Handlungen höhere, geistige Zweke zu befördern; er ißt, trinkt, schläft, spazirt, musicirt, treibt Künste, arbeitet, um seine Kräfte für bessere, daurendere Vergnügen als diese sind, zu erhalten und für edlere Zwecke zu üben, für die Vervollkommung seiner Seele, worauf sein wahres und ewiges Glük beruht. Wer dies Ziel in sich hat, der wird recht arbeiten, dem wird es nie an Lust dazu mangeln, der wird sein Herz nicht an irdische Dinge hängen. Es ist im Grunde, was der Apostel sagt: „Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, das thut alles zu Gottes Ehre." Denn Gottes Ehre soll auch der Zwek seyn, warum wir

(*) Du wirst über diesen einzigen Zwek aller Handlungen des Menschen eine schöne Stelle von einem jüdischen Lehrer finden, in Müllers philosophischen Aufsäzen. Breslau 1789. S. 112 — 116.

unsere

unsere Seele vervollkommen. Die reinste Philosophie! Die allerhöchste Theologie — aber auch die verschmähteste und verkannteste! Der ganze Himmel blikt auf die Wege der Menschen; verstehe, seine Bewohner — so wie sein blaues Gewölbe uns allenthalben umgiebt. All unser Thun auf Erden ist Kinderspiel, und wenn wir einst in einem höhern Kreise leben, so werden wir lächeln über den Ernst, mit dem wir dies Spielwerk getrieben haben, und treiben **mußten**. Aber in demselben offenbart sich unsere **innere Kraft**, unser **Charakter**, unsere **Treue**. Nicht **was** wir machten, sondern **wie** wirs machten? Darnach wird gerichtet werden; sonst kämen nur grosse Könige und Helden in den Himmel! Wenn du über **Wenigem** getreu gewesen bist, so wirst du über **Viel** gesezt werden.

Es giebt **kurzsichtige**, aber vielleicht noch weit mehr **übersichtige** Menschen. Jene vergessen über den Mitteln den **Zwek**: Dies sind obgenannte Halbthiere, Erdwürmer. Uebersichtige sehen nicht was vor Augen liegt, und vergessen über dem Zwek,

der

der aber gewiß bei ihnen auch nicht auf die rechte Stelle geht, die **Mittel**. Wer diese nicht braucht, wird jenen nicht erlangen.

Viele bedienen sich der **Mittel**, oft nur zu vieler, aber nicht der **rechten**. Zum edelsten Zwek die beßten kürzesten Mittel erwählen, das macht den **weisen Mann**, oder auch die **weise Frau**. Ein Geistlicher würde närrisch handeln, wenn er sich aufs Kohlenbrennen verlegte, weil es auch eine nöthige nüzliche Arbeit ist, oder er einst einen Kohlenbrenner fromm und glüklich sah. **Rabbi Aboha**, erzählt ein jüdisches Buch, sandte seinen Sohn auf die hohe Schule zu Tiberias. Bald rühmte man ihm, er übe Werke der Gottseligkeit aus, und helfe Todte begraben. „Wie?" ließ er ihm entbieten: „sind etwa keine Todtengräber zu Tiberias, daß ich dich darum hätte hinschiken müßen? Lerne erst, was Frömmigkeit sey, alsdann übe sie aus!" — Man muß also zuerst die rechten Mittel ausstudieren, eh man zum Ziel kommen will; aber das mangelt vielen! Nicht daß sie eben Kohlen brennten: aber sie thun sonst vieles, viel unnüzes, das nicht zu ihrem Beruf gehört, die Kraft der Wirkung lähmt, das Gemüth zerstreut, so daß man in allem Etwas und im Ganzen nichts wird. Die

goldene Regel Pauli ist: ein jeglicher bleibe in seinem Beruf! Frage, was dein Hauptgeschäft in diesem Leben sei? dies suche ganz zu thun, und alles andere nur als Nebenwerk anzusehen, ganz! immer besser! und so vollkommen als du kannst! Alle Nebenwerke sollen den grossen Bau befördern helfen, oder die beßten Werke sind zweklose Arbeiten. Eine Haushaltung würde übel bestellt seyn, wo die Hausfrau immer lesen oder spazieren gehen, und der Mann dafür die Küche besorgen wollte. Keines würde etwas ausrichten, und nur höchstens das den Zuschauer lehren, wie übel es ist, wenn man nicht weiß, was man eigentlich zu thun hat.

Ferners müssen unsere Geschäfte in Ordnung geschehen. Nichts macht verdrüßlicher, übellaunischer, als vieles übernehmen, und dies viele so unter einander werfen, daß man weder Anfang noch Ende weiß, nie weiß, was man izt eigentlich zu thun habe? wo man anfangen, wann und wo man enden soll? Man sieht kein Ende dieses Wirrwarrs ab, und das sind für einen Menschen, der sonst Ordnung liebt, die unmuthigsten Augenblike des Lebens. Eines nach dem andern! und häuft sich vieles, so laß alles liegen, bis du das Nöthigste und das Beschwerlichste abgeräumt hast.

Immer

Immer das Beschwerlichste zuerst — dies ist ein vortreflisches Hausmittel zur Ruhe des Gemüthes, und zum glüklichen Fortgang des beßten und der erfreulichsten Geschäfte. Aber wie schwer wird das oft! wie gern läßt man das Beschwerliche liegen, bis es zu einem abschrekenden Haufen anwächst, und eilt indessen seinem Vergnügen nach! denn **die gestohlnen Brodte schmeken süsse.**

Wo also gelebt wird, da wohnt **Gottes Segen**, und der Himmel blikt mit Wohlgefallen darauf! wo jedes weiß, was es zu thun hat, dies in der Ordnung thut, und den unaussprechlichen **Werth der Zeit**, des Allerkostbarsten, was der Mensch hat, beständig im Auge behält; wo keines das andere durch unberufene Einmischung in seine Geschäfte hindert; wo eines sich auf das andere verlaßen darf, das Seinige geschehe so treu und fleißig wie das des Andern — da ist der Friede! Leicht und froh eilen die Tage vorüber, und nach vollbrachter Arbeit bleibt immer noch ein Stündchen der Ruhe und des Genusses an einander, gewürzt mit dem seligen Gefühl, heute nicht vergebens gelebt zu haben. Froh geht die Sonne unter, und man haßt ihr Aufstehen nicht. Man ißt sein verdientes Brodt mit Wollust und dem gefühltesten Dank. **Vollendet**

zu haben, Etwas hinter sich zu haben, was Mühe und Sorgen kostete, und sich mit Nuzen belohnt, ist ein göttliches Gefühl, und giebt uns hier schon den Vorgenuß des Segens, den Gott jedem treuen Arbeiter verheißt.

Jung gewohnt, alt gethan. Es ist einem Menschen gut, wenn er das Joch in seiner Jugend trägt. „ Gott macht es mit den Menschen, sagt Plato, " wie ein Lehrer mit seinen Schülern: je mehr sie „ Hofnung geben, desto mehr Arbeit legt er ihnen auf. "

XVI.

Ueber die Zeit.

„ Wir haben die Kunst, unsere Zeit zu verlängern, wenn wir auch die kleinsten Theile derselben zu unserm Vortheil anzuwenden wissen. "

„ Loke bemerkt: daß wir einen Begrif von der Zeit erlangen, wenn wir auf die Folge der Gedanken in unserer Seele merken. Aus diesem Grunde bemerken wir,

wir, wenn wir ohne Träume schlafen, keine Zeit. Der Augenblik, wo wir aufhörten zu denken, scheint von dem, wo wir's wieder anfangen, gar nicht getrennt. Wäre es möglich, daß ein Mensch einen einzigen Gedanken so fest fassen könnte, daß er ihn weder veränderte, noch mit andern verbände, so würde er darüber den Fortschritt der Zeit gar nicht bemerken." — Man kann sich also die Zeit verkürzen, wenn man nur an eine einzige Sache, oder an sehr wenige denkt, oder verlängern, wenn man an viele denkt, und eine schnelle und beständige Abwechslung seinrr Ideen unterhält. Darum sagt **Mallebranche**: „Es sei möglich, daß vielen Geschöpfen eine halbe Stunde so lang vorkomme als uns tausend Jahre, eine Minute wie eine Stunde, Woche, Monat oder ein ganzes Leben, u. s. f. Im Umgang mit Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, weil sich die Seele ganz in Ihn allein versenkt."

„Der Weise verlängert seine Stunden durch Nachdenken, der Tohr durch seine Leidenschaften. Leztern scheint die Zeit lang, weil er nicht weiß, was damit thun? dem andern aber, weil er jeden Moment auf nüzliche und angenehme Betrachtungen zu verwenden sucht; oder mit andern Worten: dem einen ist

sie

sie lang, weil er sie beständig wegwünscht, dem andern, weil er sich ihrer beständig freut."

„Wie verschieden ist die Uebersicht des vergangenen Lebens für einen Mann, der grau ward in Erkenntnis und Weisheit — und für einen, der alt ward in Tohrheit und Irrthum! Der leztere gleicht einem Eigenthümer dürrer Gefilde, die ihm nur nakte Hügel und Ebenen zeigen, leer von Zierde und Nuzen. Der erstere sieht vor sich eine weite und prächtige Landschaft, vertheilt in liebliche Gärten, grüne Wiesen, fruchtbare Felder, und sein Auge findet in all diesen Besizungen kaum einen Flek, der nicht mit herrlichen Pflanzen und Blumen bedekt wäre." So weit ein Engländer.

Betrachtungen über die Zeit haben so etwas angenehmes für die feinere Empfindungskraft des menschlichen Geistes, daß man sich ungern von diesen Ideen trennt, die so nahe an die Ewigkeit gränzen, und endlich zur Ewigkeit selbst uns leiten. Da so viel Zeit auf dieser Erde mit Nichts thun oder mit Böses thun für uns verloren geht, und wir in Rüksicht auf unser Leben leider! so viel dürre Gefilde erbliken, wo

das Auge sich ungern verweilt, so eilt unser Ewigkeit dürstende Geist gern der Betrachtung eines bessern Lebens entgegen, wo jeder Augenblik ein frohes Gefilde neuer Kenntniße, edlerer Kräfte, wohlthätigerer Wirkungen für uns werden soll. Wenn Gottes Stimme und das Licht Seiner Erkenntnis, anstatt wie izt durch die fünf engen Thore der Sinnen, durch tausend Licht- und Lebenvolle Pforten in uns dringt, so werden Jahre — wenn je der verklärte Geist die Krüke der Zeitbemerkung nicht ganz wegwerfen kann — Jahre uns zu Minuten, Jahrtausende zu Tagen werden, und die Zeit wird verschlungen seyn von ewig fortgehender Erkenntnis und unaussprechlichem Himmelsgenuß.

Wie über alles, so sind auch über den Gebrauch der Zeit aufgehäufte Regeln meist ein lästiges zurükbindendes Sclavenjoch. Der einzige Gedanke: „Was hier nicht gesäet wird, wird dort nicht geerndtet, es kommt die Nacht, wo niemand wirken kann" — ist genug, uns an unsere Pflicht zu erinnern und mit heiligem Schreken dazu zu treiben. — „Kaufet die Zeit!" Man hat sie also nicht umsonst, und sie muß immer auf Kosten der natürlichen Trägheit des Menschen, oft auch mit Verlust

von

von Freuden, die bei andern sehr viel gelten, erkauft werden. Aber um keinen Preis ist sie zu theuer für den, der ihren Werth kennt.

Wie wenig wird beim Eintritt in die stille Ewigkeit von allen unsern Sorgen und von dem, woran unser Herz mit seiner ganzen Liebe hing, uns übrig bleiben! Da die meisten an das Sichtbare und Vergängliche geknüpft sind, so werden sie mit Phantomen dieser Erde für uns verschwinden: was aber auf den Geist gesäet wird, ist **ewig**. Nicht ein ungeheurer Schaz von Kenntnißen, womit wir unsere Seele überladen, sondern das **Mark** derselben, die Summe unserer Erfahrungen, das Resultat, das durch Nachdenken unser Eigenthum geworden, und unsern innern Menschen gebeßert hat. Dies wird uns begleiten und nach diesem werden wir unsern Reichthum meßen.

Unvergeßlich sind mir die Worte des ernsten, aber nun unter dem Geplauder der Empfindler, unter dem Sirenengeschwäz der Wein- und Liebe-Dichter und Romanensudler vergessenen Greisen **Young**, die mich einst in meiner Jugend wie eine Posaune der Ewigkeit aus einem tiefen gefährlichen Schlafe der Nachläßigkeit

erwekten,

erwekten, und auf den Werth der Zeit aufmerksam machten:

„O Zeit! heiliger als Gold: für Tohren eine schwerere Last als Bley; und für Tohren, die weise gehalten werden! Welcher Augenblik ist dem Menschen verliehen, von dem er nicht Rechnung ablegen müßte? wie viele Jahre werden verschwendet, ohne der Weisheit ihre Schuld zu bezahlen! — Ueberall herrscht Zeitvertreib, des Menschen höchster Wunsch: Spielen heißt leben: Und ist es denn auch ein Spielwerk, zu sterben? — Ist das nicht eine Verrätherey gegen die unsterbliche Seele, da ihre Feinde gerüstet stehen, und die Ewigkeit die Beute seyn soll? werden Puppenspiele belustigen, wenn Arzneien nicht mehr helfen können? Wenn die Lebensgeister abfließen, wenn des Lebens bezaubernde Scenen ihren Schimmer verlieren, und unsern Bliken allmählig verschwinden; wie Länder und Städte mit ihren funkelnden Thürmen dem armen zertrümmerten Schiffe, welches, vom plözlichen Sturme in die weite See hinausgeschleudert, dort bald untergehen soll: werden uns dann Puppenspiele belustigen? — Nein! Thronen werden dann Puppenspiele seyn, und Himmel und Erde uns auf der Waagschaale wie Staub vorkommen."

„Alsdann

„ Alsdann wird die Zeit eine Quaal, wenn der Mensch ein Tohr wird. — O die dunkeln Tage der Eitelkeit! sie verschwinden nimmer; wenn sie gleich schon vergangen sind, so erscheinen sie uns noch; der Geist von jedem abgeschiedenen Tage wandelt umher, und lächelt uns als ein Engel an, oder droht uns als eine Furie. Wie raubgierige Wucherer vor alles verprassenden Erben ihr Schuldbuch verbergen; eine solche grausame Nachsicht braucht das Gewissen gegen uns Verschwender der unschäzbaren Zeit; unbemerkt, merkt es jeden schlecht angewandten Augenblik an, und schreibt auf dauerhaftere Blätter als Blätter von Erzt, unsere ganze Geschichte."

„ Zeit verderben ist ein Selbstmord, wo mehr als Blut vergossen wird. Die Zeit flieht; der Tod treibt fort; die Sterbegloke ruft; der Himmel lokt; die Hölle droht; alles ist in Bewegung; alles strengt seine Kräfte an; mehr als die Schöpfung arbeitet! — Und giebt es in der Schöpfung ein Wesen, das, mitten in diesem allgemeinen Tumulte, mitten in dieser beflügelten Eile und feurigen Bemühung schläfrig gähnt? der Mensch schläft; und der Mensch allein; und der Mensch, dessen Schiksal, dessen unwiederrufliches, ganzes, äusserstes, unendliches Schiksal, an einem

einem Haare hangend, vom geringsten Hauch der Luft erschüttert, einen Augenblik über dem Abgrund bebt — und fällt! Jahre wegzuwerfen? wirf Königreiche weg, und sey nicht zu tadeln. Ergreif Augenblike! der Himmel ist auf ihren Schwingen." u. s. f.

XVII.

Das Licht.

Fragmente.

Die heilige Schrift fängt mit dem erhabensten Gedanken an, der immer gedacht und empfunden werden kann: Gott sprach: Es werde Licht — und es ward Licht. Die größte Kraftthat des Schöpfers wird als eine Folge seines blossen **Willens** vorgestellt, und der Geschichtschreiber, wer er auch sey, überspringt alle Zwischenbegriffe zwischen dem ersten Beginn seines **Wollens** und dem lezten Zug der **Vollendung**. Laß uns die Begriffe entwikeln!

Gott sprach: es werde Licht — da ward **Wahrheit** und **Glükseligkeit**; da offenbarte er den Anfang

und das Ende, den Plan und den Zwek der Schöpfung. Mit diesem Worte der allerersten Offenbarung wißen wir genug, um uns in Ihm zu beruhigen, um Ihn ewig zu preisen.

Licht ist der Uebergang von der **irdischen** zur **geistigen** Schöpfung, das Glied, das beide Welten verbindet. Ein irdisches Geschöpf, und doch von keinem unserer Sinne, selbst nicht dem des Gesichtes, ergreifbar. Denn dieses sieht blos die Quelle des Lichtes, die Sonne. Allgegenwärtig wie Gott ist es, allerleuchtend wie sein Geist. Und doch, **wo** ists? wer wills ergreifen? befühlen? betasten? Sein treustes Bild, und darum der erste und allgemeinste Gegenstand der Abgötterey. So glänzend, so betäubend schön, so allwohlthätig, daß die Menschen schon früh in ihm den Schöpfer sahen, und auf allen hohen Bergen ihm das reinste, geistigste, unschuldigste Opfer, das **Feuer**, brachten, in seiner himmelanstrebenden Flamme das treuste Symbol des opfernden Betens. Ein Gottesdienst, der noch in einem großen Theil der christlichen Kirche besteht.

Man fängt nur erst zu ahnden an, wie das Licht nicht nur die Körperwelt erleuchte, sondern selbst zum

Wachsthum, zur Entwiklung der zartesten irdischen Geschöpfe beitrage. Sie suchen Nahrung von ihm, und wo ihnen in verschloßnen Zimmern nur eine Rize gegen das Licht geöfnet ist, dehnen sie ihre Kelche gegen sie aus, um seinen lebenvollen Segen einzuathmen.

Was wäre aber unser Geist ohne das Licht? woher kömmt alle unsere Erkenntnis als durch Bemerkung der Dinge, die ausser uns sind? woher kommt Glükseligkeit, als aus Erkenntnis? woher Verlangen und Hofnung nach ewigem Daseyn, als dem Gefühle iziger Glükseligkeit? woher Liebe und Sehnsucht zu Gott? als aus Ueberzeugung eines ewigen Daseyns? woher das Selbstgefühl, als aus den auf uns zurükgeworfenen Stralen der Dinge ausser uns? woher Glaube an Gott, an einen ewigen, weisen, gerechten, gütigen Gott, als aus unserm Selbstgefühl? woher kömmt Pflicht, woher Ordnung und Glük der menschlichen Gesellschaft, als aus dem Glauben an einen Gott, an ein höchstes Ideal der Vollkommenheit, einen gerechten Vergelter des Guten und Bösen? — Woher dies alles, als aus dem ewigdaurenden, immer lebendigen, immer wirksamen ersten Machtspruch des Schöpfers: Es werde Licht!

Gott selbst wird in der Schrift ein **unzugangbares Licht**, Licht, das Kleid, worin er sich hüllt, in deßen Glanz Er sich verbirgt, und was durch Seine Fügung zur Beförderung menschlicher Glükseligkeit geschah, **das Reich des Lichtes** genennt.

Es ist so schön, so still, so wenig abschrekend, so erfreuend, so sanft eindringend, so alldurchdringend, daß die Schrift jede beglükende Wirkung der Gottheit auf Materie oder Geist **Erleuchtung** nennt.

Wenn die Menschen Verbrechen strafen wollen, so ist der erste Grad der Strafe: Beraubung des Lichts, Verschließung in dunkle Kerker.

Kann man sich's denken, was wir wären — **ohne Licht**? Eine todte, kaum vegetirende Körpermaße, ohne Gefühl unserer selbst, ohne Genuß einigen Glükes, lebend und doch nicht, weniger als Vieh.

Verschwindet das Licht, so eilt alles zur Sicherheit, zum Schlaf, zum Vergeßen seiner selbst. Mit der aufsteigenden Sonne entflieht der Schlaf, entfliehen die düstern Phantome der Träume, meist sogar auch ihre Erinnerung, und Tag geht in der Seele auf.

Auch

Auch Liebe erwacht beym unverdorbnen Menschen. Wir fühlen, was sein Schöpfer fühlte, daß das Licht gut ist, wie wenn ein Strahl der göttlichen Liebe, ein Lächeln Ihres Angesichtes in unsere Seele dränge. Da Er sprach: **Sei Licht!** so schuf er Freude, Frohsinn und Liebe. Selbst das Thier fühlt mit, und noch eh der Mensch erwacht, erfüllt die frohe Lerche die Luft mit Gesang.

Zerstreut irrt meistens vor ihrem Aufgang Herz und Auge auch eines gefühlvollen und ruhigen Beobachters herum: kaum ist sie über den Rand des Horizons empor, so ergreift ihn ein unnennbar starkes Gefühl: **Ich bin!**

Sei Licht! war das erste Wort Gottes; **Es ward Licht**, wird das lezte seyn. Durch Nacht und Finsternis soll Licht durchdringen und siegen. Dahin arbeite! darauf hoffe! dies ist unser **Glaube**, unsere **Religion**, unsere **Pflicht**; dies ist der Inhalt der göttlichen Offenbarung mit einem Worte. Wer das Licht scheut, haßt auch sie.

Licht macht die Zeit für uns (1 Mos. I, 14.), die ewig unübersteigliche Scheidewand zwischen uns

Geschöpfen

Geschöpfen und dem Schöpfer. Wir werden ewig Zeit haben, denn wir werden auch ewig Licht genießen und ewig einen Körper haben. Er aber ist die Quelle des Lichtes, das Licht selbst.

Das Licht giebt uns selbst von der Unendlichkeit Begriffe. Es zeigt uns das materielle Reich Gottes in seiner alles Denken übersteigenden Weite und Größe. Dort wo die Sterne funkeln, in jener unermeßnen Ferne, auch dort ist sein Reich, auch dort sein Auge, dorthin geht die hohe Aussicht, wo Abraham Trost fand, wohin die Sehnsucht der Sterblichen von jeher die Wohnung der Unsterblichen sezte!

Licht wird die Lebensluft, das Element unsers verklärten Körpers seyn. Halbverklärte sahen sich in ihren Entzükungen in Regionen eines sanften unaussprechlichen Lichtes.

Die Harmonie, in welcher sich unser Innerstes mit der Gottheit befindet, und sich ihrer Ordnung unterwirft, die unerschütterliche Zufriedenheit, der Friede, welchen alle Welt nicht geben kann, und den der Geist des Herrn im Herzen schaft, heißt Licht. Sie wandeln im Licht, wie er im Licht ist. So stille,

so

so kräftig in der Stille, sich selbst vergeßend in seiner Kraft und in seinem Glanze, wie das irdische Licht, der erste segenbringende Bothe der Gottheit, so ist die Unschuld, Einfalt, Ruhe eines Menschen, der durch Gottes Geist neugebohren ist. Von Licht zu Lichte, von einer Klarheit und Seligkeit zur andern geht sein Weg, immer näher dem unzugangbaren Lichtesquell, und nie in seinem Centrum, nie derselbe selbst.

Von Licht durch Liebe zum Leben — dies ist der Weg der Gottheit, die ganze Moral, Philosophie und Theologie und das einzige höchste Studium des Menschen, an welchem alles andere hängt. Laß uns des Lichtes freuen. Freude am Licht macht uns zu Kindern des Lichts.

— O du, des Himmels Licht,
Schein' inwärts in uns, und durchstrale uns
Den Geist in allen Kräften. Pflanze da
Uns Augen und treib allen Nebel weg
Von innen, daß wir Wahrheit seh'n und reden!
Wie sie in Dir ist; Wahrheit, die die Menschen
Heilt, und belehrt und stärkt zum ewigen Leben!

XVIII.

Das Reich des Lichtes.

„Was würkt, sagt ein grosser Schriftsteller: was würkt mit mehr Reinigkeit, Lauterkeit und Schnelle, als wie ein Lichtstral eilet? Vom Schlamm der Träge und anklebender zurükhaltender Materie frey: er fühlet sich nicht; ist sich nie im Wege, durchschneidet den andern, der andern Weges eilet, ohne Zurükbrechung, ohne Neid, und durchdringt, erleuchtet, erwärmet alles, was ihn aufnimmt. Wie er überall göttlicher Natur ist, und in jedem Puncte seinen Ursprung, die ganze Sonne spiegelt! schreibt Feuerschrift, Geistessprache, schaft Gedanken, Anschauung, Wärme, Belebung. Alle Wahrheit ist Licht: alle Güte, Seligkeit, Unschuld Lichtstral. Sie kann zurükgehalten werden, daß sie sich des Weges, da sie kam, fortwendet; aber ihre Natur ablegen, in Schlamm und Träge verkehrt werden, kann sie nie."

„Also ist das **Reich Jesu**, wo alles den Willen des Vaters thut, d. i. segnet, wie Gott segnet. Lichtstral ist aus der Sonne seiner Herrlichkeit, aus Jesu.

An

An ihm hanget der **Himmel**, die Kette aller guten und lichtreinen Geister, die Kinder Gottes, seine Nachbilder, herrschende Mächte, Streiter und Lichtboten sind zu Allem was sie aufnimmt. In diesen Himmel soll die **Erde** aufstreben und hinauf geläutert werden, daß Menschen und Engel **Ein Reich** seyn des **Lichts**, der **Kraft**, des **himmlischen Wesens**: die **Stadt des lebendigen Gottes**, das **himmlische Jerusalem**, die Gemeine der Engel und Erstgebornen, die Fülle Himmels und der Erden, Engel und geläuterter Menschen, **an der Jesus das Haupt ist**, daß **Alles rein werde**, sich aus Schlaken und Träge in Licht und Liebe an ihm verkläre — das ist der Entwurf des Reichs Jesu über die Welt hin."

Von dem Verfasser dieser Stelle, meinem innigstgeliebten Lehrer und Freund, ist auch folgende Schilderung des **Morgens**, in Bildern der Schöpfungsgeschichte Mosis.

XIX.

Schilderung des Morgens.

Komm heraus, Jüngling, aufs freie Feld und merke! Die urälteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, als grosses Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde, sieh wie sie noch zusammenvermischt um uns liegen: Himmel auf der Erde, Erde zum Himmel erhoben. „Die Erde ist wüste und leer, und Finsterniß auf der Tiefe." Kann man sich eine sinnlichere Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtschauers wie in unendlicher schwarzen Wüste denken? Wir fühlen den durchwehenden Nachtgeist, und den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und Alles durchnimmt — „webenden Geist Gottes auf der Tiefe." Wer ists, der nicht, unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, einen Gott, eine kommende Regkraft der Natur athme!

— Und sieh! da Gott! da der Erste Lichtstrahl! „Licht! und es ward Licht!"

Und

Und siehe! diese Entzükung, dies unnennbare Morgengefühl, wie es scheint alle Wesen zu ergreifen, zu liegen auf der ganzen Natur. Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geist kam, und bereitete was zu erharren — noch ruhen die Vögel, das Haupt unter die Flügel gesenkt: die Stadtwelt, die villeicht niemals Morgen gesehen, liegt begraben: selbst die frühe Lerche steigt noch nicht: die Natur, ein harrender dunkler Tempel Gottes — lebender Wind kommt und es wird Licht!

Still wird er eingeweiht, der Tempel. Villeicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knospe fühlen. Lichtstrahl! ein tönender Goldklang auf die große Laute der Natur — die Lerche erwacht und schwingt sich; wehe dem Fühllosen, der diese Scene gesehn und Gott nicht gefühlt hat!

Siehst du jene stille Glorie! jene sanfte Augenwimper der Morgenröthe, wie sie jeden Augenblik weiter hinausschimmert, jeden Augenblik die Wolken um sich her anders wandelt — welche Farben! welch lachender Glanz! Wer, der den Pinsel dahin eintauchte! — Und wie stille! das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung!

Offenbarung! Erscheinung! Wer, der hier nicht niederfällt, anbetet, schweigend seufzt: „o wäre ewig meine Seele wie das Licht! wie dieser Gottes-Anbruch!"

Das Erwachen aus solchen Augenbliken ist immer einsylbig, und ich wette, bei jedem Unverdorbnen natürliches Gebet, Morgenseufzer und Preis Gottes —

„Geräusch und Lerm war nicht um ihn
„Da er die Welten dem Unding entwinkte."

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben diese Anbetung vor dem Morgenstrale (und wo wissen wir, nicht selbst die Thiere?) empfunden. Dies nun kälter gedacht und in Worte gefaßt: „Siehe, wie das Licht gut ist!" Welch Grauen, welche Nacht ist vertrieben! wie sie sich dort immer mehr in schwarzen ungeheuren Wellen forthebet! „Gott unterschied zwischen Licht und Dunkel!" wie die beiden Massen im großen Unterschiede neben einander stehen! der grosse Unterschied ist sichtbar! Licht — Dunkel: dies heißt Tag, jenes Nacht. Jeden Morgen ist beides neben einander feierlich sichtbar.

Und siehe, wie da nun überall weit umher nach

Zunahme

Zunahme des Taglichts die Natur gleichsam webet! den zarten Flor der Luft und des Himmels so sichtbar spinnet! Alles vorher Ein Grau oder Schwarz, Himmel auf Erde, Erde zum Himmel erhoben — wie sich die Graue nach allen Seiten umher weitet, der Himmel hebt und höht, die dunkeln Wolken träufeln ab, nebeln — es ist als ob da Licht und Wasser kämpfen!

Und oben — wie schon die Bläue hervorgeht, sich immer weiter wölbt und webet! Ein Phänomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre größte Kunst sehen — die allmählige Himmelhebung, die schwimmende Luftläuterung vom tiefsten Grau zur schönsten lachendsten Glanzesbläue. Der Morgenduft, der um alle Wesen am meisten in der Ferne, dem Bette Aurorens, schwimmt, in den sich das Auge so hin verliert und sich gleichsam eine neue Gegend in der Gegend schaffet. Was sind die Zauberteppiche der Glüklichsten gegen jenes allweite Naturgemälde selbst? Simpelste Erklärung der Worte der Urkunde: „ **Es erweitere sich zwischen Wassern und Wassern! und scheide sich zwischen Wassern und Wassern! Und Gott machte die Weitung, die Weite nannte Gott Himmel.** "

Zu eben der Zeit, da sich droben der Himmel läutert und sondert — da sondert und läutert sich unten die Erde. Wie sie sich in lichte und dunkle Massen theilet! wie ein grosses Gebürge gleichsam entschleiert sich erhebt! Nun unter Thau und Morgenstral beblümt – die Rose öfnet allmälich ihren Busen, und die Nachtviole schließt ihre duftenden Kelche: der frühe Zephyr webt mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die sich im Morgenthau spiegeln, und der junge Baum webt und schauert und fühlet die Glieder im Morgenodem der erwekten Schöpfung! hier ihre erste Familie! — Es ist Fortgang im Gemälde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Stral der Morgenröthe.

Siehe, da geht die Sonne auf! die herrlichste Erscheinung der Natur! Flamme! Glorienantliz! König! das Auge kann nur Einen Anblik aushalten! Uebertrift und endet alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräusch! Nun erwacht Alles — alle Wesen wie

„ — von diesem regen Feuer
„ gestört! gestöret aus der Ruh!

Wie jener Silbersee dort mit Lebendigem aufwebt: die Fische spielen am Stral der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgengesang

„ Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
„ mit früher Stimm' und frühem Flug."

— alles voll Regung, Gesang, Freude und Segen! „ Die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art, Thiere, Gewürm, Wild allerlei Art.

— Und siehe! Mensch, da stehest du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrscher der Schöpfung! von Himmel und Erden rufe den zerstreuten, betäubten Blik zurük auf dich! in dich selbst!

„ Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
„ in Harmonien ganz!
„ Dich hat er mehr als Alles sonst beglükt
„ Er gab dir einen Geist,
„ der durch den Bau des Alles dringt —"

betrachte dein Glük! deine Gestalt! deine Kräfte! deine grosse Bestimmung: höre über dir Rathschluß Gottes!

„ Da

„ Da gehet aus der Mensch an seine Arbeit, und an sein Akerwerk bis an den Abend," sinnt, dichtet, waltet, nähret sich — das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen. „ Alles, was Gott gemacht hatte, siehe! es war alles sehr gut."

Herr, unser Herrscher! wie herrlich ist allweit Dein
Name!
Du, deßen Loblied dort droben schallet über den Himmeln,
Und der sich hier den Mund des Säuglings zur Veste
bereitet!
Herr! wenn ich Deine Himmel ansehe, Deiner Finger
Werk,
Den Mond und Sterne, die Du gemacht hast —
Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?
Des Menschen Sohn, daß Du Dich also sein annimmst?
Kaum hast Du ihn etwas unter die Engel erniedert;
Aber mit Ehre und Schmuk wirst Du ihn einst krönen.
Du hast ihn zum Herrn gesezt über Deiner Hände Werk:
Alles hast Du unter seine Füsse gethan:
Schaaf und Ochsen und wilde Thiere:
Vögel in der Luft, Fische im Meer und was im Meer gehet.
Herr, unser Herrscher! wie herrlich ist allweit Dein
Name!

Morgengesang

XX.

Morgengesang am Schöpfungsfest, von Klopstok.

Noch kömmt sie nicht die Sonne,
Gottes gesendete!
Noch weilt sie, die Lebensgeberin.
Von Dufte schauert es noch
Ringsumher auf der wartenden Erde.
Heiliger! Hocherhabner! Erster!
Du hast auch unsern Sirius gemacht —
Wie wird er stralen, der hellere Sirius der Erde!

Schon wehen und säuseln und kühlen
Die melodischen Lüfte der Frühe:
Schon wallt sie einher, die Morgenröthe,
Verkündigt die Auferstehung der todten Sonne!

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Wir, deine Kinder, wir, mehr als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehn!
Herr! Gnädig!
Wir, deine Kinder, wir, mehr als Sonnen,

werden

Werden auch aufgehn!
Halleluiah! Halleluiah!
Seht ihr die Stralende, Göttliche kommen!
Wie sie da an dem Himmel emporsteigt!
Wie sie da, auch ein Gotteskind! aufersteht.
Halleluiah!

O der Sonne Gottes!
Und solche Sonnen, wie diese,
Die izo gegen uns stralt,
Hieß er gleich dem Schaum auf den Wogen
Tausendmal tausend werden
In der Welten Ocean —
Und Du solltest nicht auferweken?
Du, der auf dem ganzen Schauplaz
Der unüberdenkbarn Schöpfung
Immer und alles wandelt,
Und herrlicher macht durch die Wandlung:
Du solltest nicht auferweken?
Halleluiah!

XXI.

Ueber die Blumen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glük, m. Fr. zu Ihrer Blumenliebhaberey. Es ist das sanfteste Vergnügen, das Sie sich machen können, und wenn Ihre kindliche Seele mit ihnen sympathisirt, so wird es auch das bildendste für Sie seyn. Die Anmuth, die sorgfältige Wartung, die sie erfodern, die reizende Entwiklung und selbst das kurze Leben dieser holden Geschöpfe sind es, die den Umgang mit ihnen so angenehm, so unterhaltend machen, in ihrem Wachsthum an die Entwiklung, und in ihrem Verscheiden an die Flüchtigkeit unsers eignen Daseyns uns sanft erinnern. So klein sie sind, so haben sie doch eine sorgenlösende Macht in sich, und leicht vergißt man bei ihnen nicht nur rauschendere Vergnügungen, sondern selbst manche Unannehmlichkeit und Bitterkeit des Lebens. „Es stekt, schrieb einst unser Freund F. C. B—Z: im Reich der Pflanzen für den innern Menschen, eine Kraft, die ich mundificans (die Reinigende) nennen möchte. Die Steine leben zu wenig, und die Thiere zu viel, um sanft zu intreßiren —"

„Ich

„ Ich liebe die Blumen immer mehr, je älter ich werde;" sagte mir einst ein braver Mann in unserer Vaterstadt, dessen größter Ruhm die unbescholtenste Redlichkeit ist. Ich liebte ihn um dieses Wortes willen, das mir unvergeßlich ist, denn ich schloß daraus auch, sein Herz müße immer sanfter und zärtlicher werden. „ Si je livrois, sagt *Rousseau* in s. Dict. de Botanique: si je livrois mon imagination aux douces sensations que ce mot (*fleur*) semble appeller, je pourrois faire un article agréable peut-étre aux Bergers, mais fort mauvais pour les Botanistes." Ich verstehe diese Empfindung, und wenn ich unser, noch viel sanfteres Wort Blume nenne, so meine ich das zärtlichste, sanfteste, lieblichste Wesen der Natur genennt zu haben. Es ist eine wiedrige Empfindung für mich, eine Blume zu vernichten, und gerne sammle ich noch ihre Gebeine in meinen Blumentopf.

Ein Veilchen, ein wohlgezeichnetes Aurikelchen, deßen feiner Staub kaum berührt werden darf, eine Rose, die Königin der Blumen, würden das Meisterstük der Natur scheinen — wenn wir nicht ihrer viel tausende hätten. Der Schöpfer ist nicht nur der weiseste, mächtigste, majestätischte Werkmeister — er ist auch der zärtlichste und delicateste, und was wir von diesen

Eigenschaften

Eigenschaften haben, haben wir allein ihm abgelernt. Die Blumen, der Gesang der Vögel, der im Schaum unsers Rheinfalls tanzende Regenbogen, die Schöne eines Menschenangesichtes, das Lächeln der Wangen, die feine Sprache des Auges u. a. sind eben so viel Beweise, daß er nicht blos für den Nuzen, sondern auch für die Lust der Menschen schuf; seine Natur weiß, wie ein weiser Lehrmeister, Scherz und Ernst zu verbinden, und eben so gut zu **belustigen**, als zu **betäuben**. Oder hat er Engeln seine Kunst verliehen, und hat jeder für sich ein Blümchen auserwählt, und seinen Fleiß angestrengt, um die ganze Feinheit, Zärtlichkeit und Lieblichkeit seines Wesens darin abzudrüken? oder sind sie alle auf ein einziges Machtwort des Schöpfers aus seiner unübertreflich herrlichen Idee hervorgegangen, geschmükt mit einer Pracht, gegen welche Salomons Herrlichkeit Kinderei ist? — Phantasien, je reizender je besser, sind bei Blumen erlaubt, sie reizen uns selbst dazu, sind selbst Gebilde der schönsten edelsten Phantasie. Aber wir wollen uns nicht weiter in sie vertiefen, und diese Phantasien nicht mit Mühe pflanzen, sondern **wachsen** lassen, wie sie wachsen wollen. **Rousseau's Briefe über die Botanik** sind für Sie, die Sie nur als Liebhaberin, nicht als Gelehrtin, dieselbe treiben wollen, hinreichend,

Ihnen

Ihnen für den Anfang Lust zu machen, und die nöthigsten Vorkenntniße zu geben.

Der alte fromme **Paul Gerhard** hat in dem schönen Frühlingsliede: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Frühlingszeit an deines Gottes Gaben ꝛc." der Blumen auf eine recht herzliche Weise Meldung gethan. Der feine, zart und genau oft nur zu künstlich ausmahlende, unter dem Schwarm poetischer Großhansen mit Unrecht vergeßene, Dichter **Brokes** hat in seinem **irdischen Vergnügen in Gott**, (aus dessen 7 Bänden **Hagedorn** das beßte in einen gesammelt hat) viele Blumen, die Veilchen, Hyacinthen, Aurikeln, Rosen, Pfirsichblüthen, Mohnblumen, Kaiserkronen u. a. sehr schön und geistreich besungen, und ich seze zum Abschied für heute seine Anrede **an eine verwelkende Hyacinthe** hieher:

„Verblüh denn izo nur, geliebtes Frühlingskind,
Mit Zierde, Lehr und Lust erfüllte Hyazinth!
Und lege wiederum die zarte Schönheit nieder,
Das Bild der irdischen Vergänglichkeit und Pracht;
Verwelke nur allmählig wieder —
Du hast allhier, was du gesollt, vollbracht.

Dein

Dein Zwek und deine Pflicht war: Gottes Macht
zu zeigen.
Du hast, da Du so schön geblühet und gegrünt,
Auf Leitern der Natur zu Gott zu steigen,
Als eine Sproße, mir gedient!

Was muß der Gott, der in der Erde Schoos
Solch eine Balsamkraft und Schmuk vermag zu legen,
Doch wohl für Herrlichkeit in seinem Himmel hegen!

XXII.

Musik.

Schüchtern wage ich es, einige Worte über Musik zu stammeln, ich, der ich selbst kein Musiker bin, und kaum ihre ersten Anfangsgründe, so fern sie eine Kunst ist, kenne. Aber meine Serena fodert nicht Kunstgeschwäz, sondern Empfindung.

„Wo diese reinen Töne zu Hause sind, da ist unser Vaterland!" sagte ich einst jemand ins Ohr, da uns beide die Himmelstöne der Harmonika entzükten.

Jedes Wesen im ganzen Weltall, jeder Ausdruk anderer Wesen, selbst das uns unsichtbare Licht, von dem wir nur die Quelle sehen, selbst jeder Ton, ist ein Ausdruk des Schöpfers, kommt, möcht' ich sagen, aus dem Innersten seines Wesens, aus seinem Herzen, und spricht an unser Herz! Er spricht zu uns, wenn wir ihn hören **wollen**. Auch die Töne, obgleich sie blos ein Spiel der Luft zu seyn scheinen, sind von Ihm und in Ihm, dem Ursprung alles Schönen, und wie viel reiner, wie viel beseligender werden sie die vernehmen, die in den reinern Lüften einer neuen Erde leben, und zu Ihm in ihre Ruhe eingegangen sind, da schon in diesem Leben Ruhe des Herzens — und ach! was ist unsere Ruhe? — die eigentliche Seelenstimmung ist, worin Musik empfunden werden will und kann.

Johannes hörte die Engel auf Harfen spielen. Ist es nur ein Dichtereinfall? wollte nur seine Imagination den Geistern des Himmels das schönste, was die Erde hören kann, leihen? Oder hörte sein entkörperter Geist wirklich eine Himmelsharmonie, die noch kein sterblich Ohr vernohmen hat? — Sey's was es wolle! Was uns hier am reinsten erfreut, wird uns dort wieder und noch vollkommner erfreuen. Wenn

die

die Betrachtung der Harmonie aller Dinge ein Theil des Vergnügens der Seligen seyn wird: warum sollte nicht auch ihr himmlisches Ohr durch die unsichtbare Harmonie der Töne befriedigt werden?

Laß mir diese süssen Träume! Sie befriedigen in etwas die unangenehme Sehnsucht, die mir, wie der lezte Ton dieses seelenvollen Instrumentes verschwand, zurükblieb. Wir fühlten, daß diese Töne nicht irdisch sind, obgleich sie von irdischer Luft gebildet wurden. Wie alle Reiche auch der körperlichen Natur durch die unmerkbarsten Uebergänge in einander geschmelzt sind, so sind Licht und Ton der Uebergang von der irdischen zur geistigen Schöpfung. Man kann sie zwar Erscheinungen der Körperwelt nennen: aber giebt es einen geistigern Körper als das Licht? Giebt es etwas körperlichers, das so gerade unsere Seele berührt, und, entweder als die feinste Zauberin uns bald, zu unserm Schaden, aus uns selbst heraushebt, bald unserer Empfindung Flügel leiht, die den Himmel berühren, als die **Musik**?

Reine Töne, wie des Claviers oder der Laute, die so viel Harmonie und Wohlklang, oder wie die der Harfe, der Harmonika, oder selbst der Gloken,

die etwas volles, schmelzendes, wehmüthiges haben, sprechen so innig mit unserer Seele, als wären sie ihre Schwester, als sprächen Engel mit ihr, die dem armen Geist in seiner Unruhe und Noth den Balsam des Paradieses zur Erquikung reichen wollten. Sie sprechen nicht Worte, aber wie beredt sind die Redner, die nicht der Worte bedürfen, um gerade aufs Herz zu dringen! Worte sind die Kleider der Gedanken, und eine sehr irdische Hülle — reine Töne sind mehr unserer Natur, sie sind die allgemeine Sprache des Menschengeschlechtes, die Seele ist bei ihnen über die Worte weg, und fühlt ihr entkörpertes Wesen selbst.

Und was sprechen sie zu uns? — Ihre Sprache wäre nicht so mächtig auf unser Herz, wenn ich sie in Worte fassen könnte: sie sprechen nicht, sie geben blos Ahndung der **Harmonie**, nach der die Seele selbst geschaffen ist: der Unschuld, Reinheit, Einfachheit und Mannigfaltigkeit, die dem Lichtstral gleicht, der nur Ein Wesen ist, und mehrere Farben in sich hat, oder dem Schöpfer, der nur Ein Gedanke ist, in welchem aber alles liegt, was ist und war und seyn wird.

Izt ist unsere Seele verstimmt, aber sie fühlt, daß sie's nicht seyn sollte, und hat mithin die

Erinnerung der alten Harmonie noch in sich. Reine harmonische Töne, und oft die einfachsten, oft ein gemeiner Kirchengesang, oft nur einzelne Laute der Empfindung rufen sie in ihr zurük, und da wird dem zarten Genius so wohl — und so übel! denn er weiß, wie bald dies wieder anders seyn wird, und in der nächsten Stunde der Mißton wieder Oberhand hat. Sie erregen ein stilles heiliges Heimweh in ihm, er möchte mit Flügeln nach seiner Heimath eilen, und siehe, die Luft trägt ihn nicht! die Brüke von der in jene Welt ist dem müden Wanderer abgebrochen! — Daß verschwisterte Geister uns eher auf ihren Fittichen hinübertragen als zurüklassen werden — o möge dies in jedem Augenblik, wo eine innere oder äussere Harmonie verstummt, ein freundlicher Genius uns mit all seiner Liebens- und Lebenskraft sanft zuflüstern!

XXIII.

Einzelne Gedanken über Musik.

1.

„Der Heiligkeit eines Kirchendienstes geschieht nichts zu Leid, man mag seine Musik für so elend halten als

als man will, weil es ihre Absicht nicht ist, sich Menschen zu empfehlen. Warum sollte sie, die eine Magd im Hause des Herrn zu seyn gewürdigt wird, um sterblichen Geschmak buhlen, wenn der Höchste ihre Niedrigkeit ansieht, und sich eben dadurch bewegen läßt, sein Ohr zu ihr zu neigen; was Menschen hingegen entzükt, oft ein Greuel vor Gott ist. — Der sich die Stimme der Raben, wenn sie ihn anrufen, gefallen läßt, und den Mund der Säuglinge zum Herold seines Ruhms bereiten kann, zieht den Ernst eines erstikten Seufzers, und eine zurükgehaltene Zähre der spizfindigen Gerechtigkeit des Wohlklangs und dem Nierenfett der Chöre vor. — Doch ist es allerdings um unsertwillen geschrieben, auch ein **neues Lied zu singen, liebliche Psalmen** (*) **mit wohlklingenden Cymbeln** zu vermählen, es **gut zu machen auf Saitenspielen mit Schalle**, den **Herrn schön zu preisen**, damit unser **ganzes Herz** zu seinem Lob erwache, und **Leib und Seele** sich freuen mögen **Gottes, unsers Heilandes**.

J. Georg Hamann.

(*) Psalm XL, 4. XXXIII, 1 – 3. LXXXI, 2. 3.

Ein

2.

Ein grosses Concert ist ein Meisterstük des menschlichen Kunstsinns. Es ist beinahe ein Wunder, so viele und so verschiedene Instrumente gleichsam mit Einer Hand zu rühren, mit Einer Seele zu beleben, und Empfindung, Leben, Geist hervorzubringen — wodurch? blos durch regelmäßige Erschütterungen der unendlich beweglichen, tausendfach bildsamen Luft! Und wie ist diese überdas noch so irdisch, mit den unreinsten Dünsten beschwert! Leben einst die Auferstandenen auf der neuen Erde und in reinerer Luft, so werden sie Himmelsmusik haben. Behalten sie ihre Persönlichkeit, so werden sie auch Gehör behalten. Soll der ganze Mensch bleiben, so wird ihm auch dieser reiche vielfassende Sinn nicht genohmen werden.

Sie sehen, ich nehme zu meinen Schwärmereien eine Auferstehung des Leibes zu Hülfe, obgleich viele berühmte Theologen es unter sich ausgemacht haben, wenn es heiße: ich glaube eine Auferstehung des Leibes — so sey da von nichts weniger als vom Leibe die Rede.

3.

„Die Götter haben aus Mitleiden mit dem mühseligen Leben der Menschen freudige Feste und an

denselben

denselben Ruhe von der Arbeit für sie angeordnet, und sie selbst sind die Mitfeyrer derselben. Andere Thiere haben für Ordnung und Mangel an Ordnung, für Wohl- und Uebelklang keinen Sinn. Uns aber haben die Götter selbst dieses gelehrt, denn darauf beruht unsere ganze Sittenlehre u. s. w.

Plato.

4.

„Nicht der ist ein guter Sänger, der gut, sondern der Gutes singt, und mit seinem Gesang uns irgend eine Tugend, irgend eine gute Empfindung einflößt, denn nur die Tugend allein macht uns wahrhaft glüklich, und nur was tugendhaft ist, ist folglich wahrhaft schön."

Eben derselbe.

5.

„Warum sind die, die eine sanfte Musik lieben, gewöhnlich gefühlvoll und menschlich? — Weil das Vergnügen, das ihre Sinne genießen, bis in ihre Seele dringt, und alle Wildheit und Rohigkeit vertreibt. Nun dringt kein einziges sinnliches Vergnügen tiefer in die Seele, als das uns eine sanfte Musik macht. Und so wie durch Arzneien, die unsern Körper reinigen, auch die Seele heiterer wird, so heilt umgekehrt die Musik den Körper, nachdem sie vorher die

Seele geheilt hat. Daher haben die Alten den Apollo zum Gott der Musik und der Arzneikunst gemacht. Alle übrigen Vergnügungen, hauptsächlich die des Gefühls und Geschmaks, bleiben im Körper ruhen."

Bodinus (Theat. d. Natur, S. 459.)

6.

Socrates war einst, da er schon alt war, in Gesellschaft einiger jungen Leute, die auf Saiten spielten, und bat sie, ihn diese Kunst auch zu lehren. Als einige ihn darüber tadelten, sagte er zu ihnen: „Sollt' ich mich schämen, eine so nüzliche und nothwendige Kunst, die ich seither nicht konnte, noch in meinem Alter zu lernen?"

7.

Als der athenienſische Gesezgeber, Solon, bei einem Gastmahl seines Bruders Enkel einen Gesang der Dichterin Sappho singen hörte, ergözte ihn das Liedchen so sehr, daß er dem Knaben befahl, es ihn zu lehren. Als jemand ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „daß ich es lernen und dann frölicher sterben könne!"

8.

Musika ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht.

Die bösen Fidler und Geiger dienen dazu, daß wir sehen und hören, wie eine feine gute Kunst die Musika sey; denn weisses kann man besser erkennen, wenn man schwarzes dagegen hält.

Musika hab ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, ist guter Art, zu allem geschikt.

Singen ist die beste Kunst und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt, ist nicht vor Gericht, noch in Haddersachen. Sänger sind auch nicht sorglich, sondern frölich, und schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg.

Wer die Musikam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musika ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht der Menschen, so vertreibt sie auch den Teufel, macht die Leute frölich, und vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster. Ich gebe

nach

nach der Theologie der Musik den nächsten Plaz und höchste Ehre.

Diese Stellen sind von Doctor Luther, der selbst mehrere Lieder verfaßte und componirte: Ein feste Burg ist unser Gott — Nun freut euch, liebe Christengemein ꝛc. u. a. Wöchentlich hielt er Privatconcerte in seinem Hause. Der unsterbliche Händel gestand, daß er seine Compositionen studirt, und ihnen das Beßte zu danken habe.

9.

Zum Schluß empfehle ich meinen Leserinnen, unsers seligen Pfenningers leztes Werk: seine schönen Briefe an Nichtmusiker: Zürich 1792. 8. wo die edle Seele ganz in ihrem Element war.

XXIV.

Anekdote von dem Prinzen von Conde.

Mistriß Piozzi erzählt sie: Als er einst von Paris nach seinem Landgut abreisete, gab er seinem ältesten

Prinzen.

Prinzen, der damals 9 Jahre alt war, fünfzig Louisd'or Sakgeld, zu beliebigem Gebrauch. Bei seiner Rükkunft nach der Stadt zog der Knabe seinen Beutel hervor, zeigte ihn seinem Vater, und rief: „Papa! hier ist ihr Geld noch vollzählig, ich habe keinen Liver davon ausgegeben." Der Prinz, ganz ernsthaft, nahm ihn ihm weg, gieng ans Fenster, öfnete es, warf ganz gelaßen alle 50 Louisd'or auf die Strasse, und sagte hierauf zu dem Knaben: „Nu, wenn du weder Tugend genug hast, dein Geld den Armen zu geben, noch Muth genug dasselbe zu verschwenden, so mache es wenigstens künftig auf diese Weise, damit die Armen es doch durch Zufall finden!"

XXV.

Von der guten Laune bei religiosen Betrachtungen.

Folgende Gedanken aus meinem Lieblingsschriftsteller, Shaftesbury, werden meiner Serena, wenn sie ihrem Namen getreu ist, gewiß gefallen und lehrreich seyn:

„Die

1.

„Die Wahrheit ist das mächtigste Ding in der Welt, da sogar die Erdichtung ihr unterworfen ist, und nur durch die Aehnlichkeit mit jener gefällt. Der Schein von Wirklichkeit ist nothwendig, um die Vorstellung dieser oder jener Leidenschaft angenehm zu machen, und um andere rühren zu können, müssen wir erst selbst gerührt seyn, wenigstens es scheinen."

2.

„Ernsthaftigkeit ist der Hauptkunstgrif des Betrugs." (So sagt Young, „Feierlichkeit ist das Gewand des Narren und Schwärmers.")

3.

„Bei jeder Art von Schwärmerei ist etwas Melancholie. Sey es Liebe oder Religion (denn in beiden kann man schwärmen) so kann nichts dem immer wachsenden Uebel abhelfen, als daß man Melancholie und üble Laune soviel möglich entferne, und der Seele Freiheit gebe, alles anzuhören, was für und wider die Sache gesagt werden kann, oder untersuche, ob sich unser Enthusiasmus nicht etwa auf einer Seite lächerlich machen lasse? welches eine sehr gute Probe ist. „(Die Schwärmer aller Art haben das an sich, daß

daß sie ihren Meinungen einen übermenschlichen Werth beilegen, und, sind sie religios, sich göttlicher Eingebungen rühmen, so daß jeder, der sich von ihrem Prophetenton niederdrüken läßt, sich zu versündigen glaubt, wenn er sie einer kaltblütigen Prüfung unterwerfen wollte. Wer mir so kömmt, ist mir allemal verdächtig, und ich trete ihm, wär' es auch nur deswegen, sobald gewiß nicht bei. Was Wahrheit ist, darf das Licht nicht scheuen.)

4.

„Wenn ich über Religion denke oder schreibe, so suche ich mich zuvorderst in so gute Laune zu versezen, wie möglich. Wer das thut, hat mit dem schon den halben Weg zur Wahrheit gewonnen. Gute Laune ist nicht nur das sicherste Präservativ gegen Schwärmerey, sondern auch der beßte Grund der wahren Gottseligkeit und Frömmigkeit. — Nur übler Humor bringt den Menschen auf den Gedanken, daß die Welt von einer boshaften Macht regiert werde, oder daß der oberste Regierer, finstere und unglükliche Gesinnungen gegen seine Geschöpfe habe, wenn wir nemlich fühlen, daß etwas der Art in uns selbst ist. Wir machen ihn, wie wir sind, und können nie an seine Majestät und Grösse denken, ohne etwas Steifes oder Moroses

damit

damit zu verbinden. Finstere Gemüther haben die Religion so traurig, und eben dadurch vielen sonst edeln Menschen so verhaßt gemacht. Gewöhnlich denkt man nur im Unglük, in Krankheit, auf dem Todbette an sie. Darum sehen so viele Menschen nur Zorn, Rache und Schreken in der Gottheit, weil sie selbst innerlich davon voll sind. Wir müssen in der muntersten Laune, in einer recht frölichen sanften Stimmung der Seele seyn, wenn wir fühlen wollen, was die **wahre Güte** ist, die wir mit so vielem Rechte der Gottheit zuschreiben."

5.

„Gegen allen und jeden **Aberglauben** ist man sicher, wenn man nur den Gedanken nie verläßt: daß **nichts als Göttliches** in **Gott**, und daß Er entweder gar nicht, oder die **wahre und vollkommene Güte** ist. Meynen wir aber, Er zürne über uns, wenn wir Ihn mit freiem Geiste betrachten, und sein Daseyn und Wesen untersuchen, so halten wir Ihn mit dem für **niedrig**, und dem vorgegebenen Charakter von Güte und Grösse ganz wiedersprechend. Die heilige Schrift ist mit mir einig: So geduldig **Hiob** war, so frei und kühn prüfte er doch die Gerechtigkeit Gottes. Seine Freunde machten's hart mit

ihm,

ihm, und boten allen, guten und schlechten Beweisgründen auf, um der Providenz gegen ihn auszuhelfen. Sie machten sich ein Verdienst daraus, alles mögliche Gute von Gott zu sagen, so weit ihre Vernunft reichte, bisweilen etwas drüber hinaus. Dies nannte Hiob, **Gott schmeicheln, Gottes Person ansehen**, ja sogar, **seiner spotten**. Mit Recht! Denn ist Verdienst darin, einen Gott und eine Vorsehung, auf so schwache und elende Gründe hin, zu glauben? Ists Tugend, eine Meinung anzunehmen, die dem äusserlichen Anschein so zuwider läuft, fest entschlossen, nichts anzuhören, was dagegen gesagt werden könnte? Schöner Charakter des Gottes der **Wahrheit**, wenn Ihm das gefallen könnte! — Hiob bekam den Lobspruch: „Mein Knecht Hiob hat besser von mir geredt als ihr" — seine Freunde, die sich mit so vieler Selbstzufriedenheit der Person Gottes annehmen wollten."

6.

„Aus eben der Ursache rührt auch die thörichte Gewohnheit vieler Christen her, wenn sie zu Gott beten, zu glauben, sie könnten ihn sich hauptsächlich mit einem langen Geschleppe von Titeln und Namen günstig machen. Dies ist wahrlich bettelhaft, und erniedrigt ganz die erhabene Idee, die wir uns von ihm machen sollen."

„Selbst

7.

„ Selbst der Atheismus hat seinen Ursprung in finstern Gemüthern genommen. Denn gewiß ist der Begrif eines **Vaters** aller **Dinge** weit tröstlicher und beruhigender, als der einer **verlornen Natur** und einer **vaterlosen Welt.**"

8.

„ Wenn nur wenigstens die Menschen die Gottheit für so gütig hielten, als viele ihrer Mitmenschen sind!"

9.

„ Es kann einer ein vortrefliches Ohr zur Musik haben, ohne selbst musiciren zu können; es kann einer vortreflich von Gedichten urtheilen, ohne jemals selbst Dichter gewesen zu seyn; aber von der Güte können wir schlechterdings keinen Begrif haben, wenn wir nicht selbst gütig sind. Ist der Preis des göttlichen Wesens ein so wichtiger Theil seiner Verehrung, so müssen wir folglich vorerst selbst Güte lernen, wär' es auch bloß deswegen, um es preisen zu können. Denn das Lob der Gottheit aus einem ungesunden holen Herzen ist gewiß der ärgste Mißlaut in der Welt."

10.

„Ausser den vielen Gesängen und Hymnen, die in der ganzen Schrift zerstreut sind, giebt es ein ganzes Buch der Psalmen, einen Hiob, Sprüchwörter, das Lied der Lieder und andere Bücher dieser heiligen Sammlung, die ganz Poesie, und voll von frölichen Bildern und munterm Wize sind; woraus wir sehen, wie sehr ihre heiligen Verfasser frohe Laune und Abwechslung liebten, als die beßten Mittel, die Religion zu befördern, und den festgesezten Glauben zu erhalten. In den ältesten Büchern derselben herrscht die vertraulichste Schreibart, besonders in so vielen muntern Unterredungen, zwischen Gott und den Menschen: ich möchte noch hinzusezen: zwischen Menschen und Thieren, und was noch viel mehr ist, zwischen Gott und dem Satan. Die meisten derselben sind frölich, unterhaltend und scherzend, wovon sich selbst in den Reden unsers Heilandes sehr viel Proben finden."

11.

„Ein Beweis, daß Melancholie und üble Laune gewiß nicht das Werk des Geistes Gottes sind, giebt uns der Prophet Jonas, dessen Charakter in der heil. Schrift so natürlich beschrieben wird:"

Ein

Ein mürrischer Mann war dieser Prophet, und mehr einem eigensinnigen Kinde gleich, als einem Mann. Man möchte sagen: es gefiel Gott, wie einem guten Vormund, ihn zu humorisiren, seinen Zorn über sich gehen zu lassen, und auf eine scherzende Weise ihm die Folgen seines mürrischen Wesens — ihn sich selbst zu zeigen.

„Stehe auf," sagte der gütige Herr, und gehe nach Ninive!" — „Da wird nichts draus!" sagt der Prophet zu sich selbst, und geht über Meer nach Tharsis. Er entgeht der Schule, wie ein unartiger Knab, und hoft ganz davon schleichen zu können. Aber sein Vormund hat gute Augen und lange Arme. Er erwischt ihn auf dem Meer, bereitet ihm einen Sturm zur Züchtigung und eines Fisches Bauch zu seinem Gefängniß. Der Flüchtling findet dies schlimmer als irgend einen andern Verhaft auf dem festen Lande. Er wird mürbe, wird gut, gesittet und spricht gewaltig gegen das lügenhafte Nichts (II, 8.)

Nun kömmt er auch wieder in Gnade, und erhält Befehl nach Ninive zu gehen, und dessen Zerstörung zu verkünden. Er thuts: Ninive bekehrt sich: Gott vergiebt, und der Prophet kömmt in Zorn.

 „Herr!

„Herr! sah ichs nicht voraus, wie es kommen würde? Hab ichs nicht vorausgesagt, da ich ruhig und sicher zu Hause war? — Warum wär' ich sonst weggelaufen? — Als hätte ich nicht gewußt, wie wenig den Drohungen derer zu trauen sey, die immer bereit sind zu vergeben, und sogleich bereuen, was sie beschlossen haben! — Nein! — Schlage mich tod! — Nimm mein Leben, diesen Augenblik! — Dies ist besser für mich. — Wenn ich noch künftig einmal weissage — ! !" (IV, 1 — 3.)

„Thust du Recht daran, so zornig zu seyn, Jonas? Frage dich selbst! — Komm! weil du doch durchaus aus der Stadt heraus willt, zu sehen, was ihr wiederfahren würde, so hast du hier eine bessere Hütte, als dein enges Haus, dich gegen die Sonnenhize zu bewahren, die dir so drükend ist. Seze dich unter diese grosse Pflanze, daß sie mit ihren Schatten dein Haupt bedeke; kühle dich, und laß den Aerger fahren!"

Da ihm der Allmächtige so seine Nachsicht zeigte, da wurde der Prophet besser humorisirt, und hatte eine ganz gute Nacht. Aber am folgenden Morgen kam der **Wurm** und ein **Ostwind**. Die Staude

verdorrte, die Sonne brannte, und des Propheten Kopf wurde erhizt wie zuvor. Die üble Laune kömmt zurük, und der gute Mann ist wieder im alten Gleise: „Besser sterben als leben, auf diese Weise! — Der Tod, der Tod allein kann mich beruhigen! — Laß mich nichts weiter vom Leben hören — Nein! — Kein Wort mehr vom Leben!" —

Gott macht zwar Einwendungen, wird aber kurz abgefertigt und erhält eine mürrische Antwort: „Verdrüßlich bin ich! Verdrüßlich habe ich Recht zu seyn, und will es seyn, bis zu meinem Tode!" Der Allmächtige legt ihm, mit dem äussersten Mitleiden über sein melancholisches, mißmüthiges Temperament, seine ganze Tohrheit vor Augen, ermahnt ihn auf die zärtlichste Weise, und unter dem vertraulichsten, fröhlichsten Bilde, milde zu seyn, indem er ausdrüklich selbst gegen die Thiere in der Stadt weit mehr Sorgfalt und Zärtlichkeit zeiget, als der Prophet gegen sein eignes menschliches Geschlecht, und sogar selbst gegen seine Schüler, die er durch seine Predigt bekehrt hatte."

XXVI.

Aus der Brieftasche eines Freundes.

Dieser, der wohlbekannte, treue, zärtliche, feine, liebende J. B. schrieb mir am 8. September 1791. „Gott hat mir gestern Abends wieder etwas Liebes entzogen. Meines guten Nachbars kleiner Knabe starb an der Ruhr. Ach! Abraham war ein freundliches Kind, so oft ich von der Stadt nach Hause kam, sprang er mir entgegen und hieng an mich, wie an seinen Vater. Er weidete lezteres Frühjahr die Eselin, die ich für meine kranke Mutter hielt, und brachte ihr alle Tage die Milch.... Wohl dir, lieber Abraham, du wirst selig seyn und mich noch im Himmel lieb haben, denn ich habe dir nie weh, aber sehr oft wohl gethan! Du warst mein Schüler, nun bist du plözlich über mich Lehrer hinaufgesezt; du wandelst im Licht, ich aber in Dämmerung und Dunkelheit!"

Lange nachher zeigte er mir folgendes Gedichtchen, den treuen Abdruk seines zärtlichen Herzens, das ich dir

dir und unsern Leserinnen nicht vorenthalten mag, überzeugt, daß er mir diesen unschuldigen Raub vergeben wird.

„Freundlicher Knabe, wie bald warest du reif und werth des Himmels, dessen ich harre!

Fern von Kummer und Noth bist du ein Genosse unaussprechlicher Freuden.

O dich liebte der Vater im Himmel! drum rief er so bald, so selig dich von uns.

Izt siehst du, wo wir glauben! du geniessest in Fülle, wo zitternd wir hoffen!

Heil dir, du Lieber! Du hast das Beßte des Lebens ohne Trübsal und Thränen genossen.

Erst noch warst du mein Schüler, und izt! izt könnt' ich der deinige werden.

Von Angesicht zu Angesicht siehst du; ich aber wandle in Schatten und Dämmerung!

Dir folgt meine Liebe; dir folgt, guter Knab, eine våterliche Thråne.

Ruhe sanft, bis Jesus, dein Herr und dein Gott, zum Leben dich rufet!

Bin auch ich einst am Ziel, und laß' ich müde den Pilgerstab fallen —

Komm dann, Abraham, komm deinem Freund und Lehrer entgegen!"

Ich füge noch einige Bruchstüke aus seiner Brieftasche bei, denn **Freunden ist alles gemein.**

„Es giebt drei Classen von Menschen, welche mir mein Daseyn lieb und wichtig machen: **Kinder, Freunde, Leidende** und **Sterbende.** Bei den ersten seh und lieb' ich die Blühte und Unschuld; bei den zweiten den edeln Genuß; bei den dritten das Abnehmen und Verschwinden des Lebens; ich finde mich selbst in ihnen, belehre und tröste mich."

„Eine bekannte aber oft vergeßne und nie genug

beherzigte Ursache, warum so wenig von dem geschieht, was von uns geschehen sollte, ist diese, daß wir immer zu viel wollen, und statt unsere Kräfte auf einen Punct zu richten, sie auf zu viele Dinge ausbreiten. Ehe wir noch unserm Hauswesen gut vorzustehen wissen, wollen wir schon Weltreformatoren seyn."

„Ein Mensch, der Kinder liebt und von Kindern geliebt wird, ist entweder schon wirklich gut, oder die Thüre zum Gutwerden steht ihm noch offen."

„Wenn Gott seine Gesandten von einem Menschen nicht zurükruft, d. h. edle Freunde nicht von ihm nimmt; so ist das ein Zeichen, daß er die Unterhandlungen mit ihm noch nicht abgebrochen habe."

„Der Instinkt flößt der Mutter den Trieb ein, ihr Kind zu säugen und zu pflegen; die Vernunft aber sagt dem Kind, es solle dankbar jene Liebe vergelten. Daher so viele liebende Eltern, und so wenig dankbare Kinder!"

„Die feine, am Göttlichen sich weidende, Sinnlichkeit in uns ist vielleicht der Keim des künftigen verklärten Körpers." „Sonderbar,

„Sonderbar, daß oft der höchste Grad von Weisheit und von Narrheit beide so scheinbar ähnliche Folgen haben — Glükseligkeitsgefühl!"

„Viele Menschen machen sich schäzbar durch das was sie sagen; einige wenige aber durch das was sie verschweigen. Diese sind die Stillen im Lande, die Veilchen, die unbemerkt im Grase aufwachsen. Suche sie, Wanderer, und nimm sie zu dir, ihr Wohlgeruch wird deine Seele durchdringend erquiken."

„Wer würde leben wollen, wenn das Leben nicht mit der Jugend anfienge, und wer heirathen, wenn nicht Liebe die Ehen stiftete?"

„Jupiter sah einst vom Olymp herab und bemerkte, daß die Erdenbewohner, in grobe Sinnlichkeit versunken, alles feine Gefühl, und alle Sehnsucht nach ihrem Vaterlande nach und nach zu verlieren anfiengen. „Die Menschen, sprach er, vergessen es ganz, daß sie zu etwas höherm bestimmt sind, und ihr Genius in ihnen würde auf immer einschlummern, wenn ich ihn nicht zuweilen aufwekte." — Da sandte er Poesie und Musik auf die Erde hinab, und diese sagen den Menschen, in den schönsten Stunden

der Begeisterung, was einst aus ihnen werden soll, wenn der Traum des Erdenlebens verschwunden seyn wird."

„Wenn das Christenthum so vortreflich ist, warum haben es nicht alle Menschen?"

Wenn Wein und Korn so vortrefliche Nahrungsmittel sind, warum wachsen sie nicht in allen Landen? Frage den Schöpfer! du Kritisirer.

Hast du Korn und Wein, so geniesse es, es ist deswegen um nichts weniger werth, weil es andere nicht haben.

Bist du ein Christ, so sey es; das Christenthum ist deswegen nicht weniger göttlich, weil es nicht allgemein ist.

XXVII.

Die Farbe und das Licht.

Bin ich? wie? oder bin ich nicht?
So sprach die Farbe zu dem Licht:
Ich bin — und bin nicht, wechselsweise;
Oft wenn ich meine Schönheit preise
Erfahr ich meine Nichtigkeit,
Bis du mich wiederum bestralest,
Mir Leben giebst und mich bemahlest,
Du glänzend Licht! ich bitte dich:
Wer bist du und wie nennt man mich?

Du heißest Farbe: sprach das Licht,
Und bist mein Kind, du irrst dich nicht.
Du scheinst in deiner Mutter Schöne
Wenn ich dir meine Stralen lehne.
So lange du nach mir verlangst
Will ich dich immer neu bestralen
Und dich mit schönem Schimmer mahlen.
Doch hüte vor dem Stolze dich
Ein Nichts bist du: Nichts ohne mich!

„Wer aber bist du, glänzend Licht?"
Das, sprach die Mutter, frage nicht,
Denn was du kannst von mir erfahren,
Soll dir mein Stral schon offenbaren,
Und ihn auch fassest du nicht ganz.
Ja, wenn ich tausend andre Wesen
Zu neuem Abglanz mir erlesen,
So sehn sie zwar mein Angesicht —
Sind Farben, aber ich bin Licht.

Herder.

XXVIII.

Der Lohn der Demuth.

„Ein Wassertropfe, so erzählt eine persische Fabel, fiel aus einer Thauwolke in die See, und da er sich in dieser unermeßlichen Fläche verloren sah, brach er in folgende Worte aus:

„Ach! welch ein unbedeutendes Geschöpfgen bin ich in diesem allweiten Ocean! ich bin in gar keinem

Verhältniß

Verhältniß mit ihm — ich bin gar nichts! bin weniger als das geringste der göttlichen Werke!"

Von ungefehr war eine Austerschaale in der Nähe, die sich eben öffnete, und den Wassertropfen in der Mitte seines demüthigen Selbstgespräches in sich verschlang.

Da lag er lange Zeit, und härtete sich nach und nach in seinem dunkeln Gefängniß, bis er endlich zu einer grossen Perle reifte, welche ein Taucher aus dem Abgrund des Meeres heraufholte, und nach einer langen Reihe mancherlei Abentheuer wurde sie endlich die berühmte Perle, die auf der Spize der persischen Kaiserkrone glänzt.

* * *

Ich gebe dir, m. L. ein Pendant zu dieser Fabel, der zwar den orientalischen Schmuk nicht hat, aber doch einmal von Einem wenigstens innig gefühlt wurde:

Ein Diamant lag lange unerkannt als roher Kiesel auf den Strassen von Golconda, zertreten von den Füssen der Menschen und Thiere, indem

Sapphire,

Sapphire, Rubinen und Granaten in den Cronen der Könige und im Halsschmuk der Mädchen glänzten. Endlich entdekte ein fleissiger Arbeiter seinen innern Werth, schliff ihn mit Mühe, sein Glanz kam zu Tage, und bald stralte er in der Crone des grossen Aurengzeb.

Verzage nicht, verkannter Mitbruder, wenn du in den Augen der Menschen entweder gar keinen Werth oder einen andern hast, als du wirklich besizest — Verzage nicht, wenn auch deine Liebsten unvertilgbare Vorurtheile gegen dich haben! Für jedes Ding kömmt seine Zeit. Auch für dich wird sie kommen, wo der falsche Werth, den man dir beilegte, verschwinden, und dein **wahrer**, auch wenn du kein Diamant bist, welche selten sind, zwar erst, wenn du mit vieler Mühe abgeschliffen bist, erkannt werden wird; wofern du nur, ohne dich hervorzudrängen, mit stiller Demuth deiner Entwiklung harrest!

XXIX.

Mittel gegen Verleumdung.

Ein wiziger Italiener, Boccalini, erzählt eine Fabel, die ich mir merken will.

Ein Reisender ward vom Gesumse der Heuschreken so gequält, daß er in grossem Zorn vom Pferd abstieg, um sie alle zu töden — aber siehe! da wurden sie noch wütender. Hätte er seine Reise fortgesezt, ohne sich um sie zu bekümmern, so wären die armen Geschöpfe hinter ihm zurükgeblieben, oder in wenigen Tagen von selbst gestorben.

XXX.

Etwas ins Ohr!

Aspasia, eine berühmte Griechin, hielt einst mit dem Xenophon und seiner Frau folgendes Gespräch:

„Sage mir, du Weib des Xenophons! wenn deine Nachbarin ein besseres Kleinod hat, als du — willst du lieber das ihrige oder das deinige?"

„Einfältige Frage, sagte sie: das ihrige!"

„Wenn sie ein schöneres Kleid und einen kostbarern Schmuk hat, als du — willst du lieber den ihrigen oder den deinigen?"

„Den ihrigen! ohne Zweifel."

„Nun gut — hätte sie aber einen bessern Mann als du, wolltest du nicht auch lieber den ihrigen als den deinigen?"

Die Frau erröthete und — blieb die Antwort schuldig.

Aspasia wandte sich hierauf an ihren Mann: „Höre, Xenophon: Wenn dein Nachbar ein schöneres Pferd hat, als das deinige ist — welches wolltest du lieber?

„Das seinige."

„Und wenn er ein besseres Landgut hat?"

„Das seinige, das bessere nemlich."

„Und wenn er eine bessere Frau hat —?"

Hier schwieg auch Xenophon. Aspasia aber fuhr fort: Weil ihr beide just das mir nicht beantwortet, was ich am liebsten hätte wissen mögen, wohlan! so will ich euch sagen, was ihr beide denkt: Du, Weib, wünschest den beßten Mann zu haben, den man finden könnte! und du, Mann, die beßte und artigste Frau. Wenn ihr also nicht selbst alle euere Kräfte anstrengt, einander so zu bilden, daß es weder einen bessern Mann, noch eine bessere Frau

Frau auf Erden giebt, so werdet ihr immer fortfahren, ein jedes sich nach dem zu sehnen, was besser ist, als sein Gatte, damit Xenophon der Mann der beßten Frau, und seine Frau das Weib des beßten Mannes werde."

* * *

Daß doch ein Weib das sagen mußte! Doch — Naivität und gesunder Verstand ist oft mehr Euer Theil als der Herren Gelehrten, und ein verständiges Weib giebt dem klügsten Manne nicht nach. Die kluge Aspasia mag dies gewußt haben: Denn wenn sie Xenophons Frau erst nach ihrem Manne gefragt, und nicht so schalkhaft überrascht hätte — wer weiß, was sie für eine Replik empfangen hätte!

Uebrigens aber, liebe Serena, ist der Schluß der Aspasia nicht übel, daß Ehegatten nie ganz glüklich bei einander seyn können, wenn sie nicht überzeugt sind, daß keines von beiden einen bessern Gatten hätte finden können; daß sie mithin alle Kräfte anwenden sollen, sich in dieser guten Meinung zu erhalten, d. h. einander so gut zu machen, als zu ihrer wechselseitigen Zufriedenheit nöthig ist. Aber

wie das anfangen? Einer, die bereits in so guter Uebung ist, darf ich das nicht sagen, wohl aber andern!

Viele Leute haben die Gewohnheit, von ihren Vertrauten zu fodern, sie sollten ihnen jedes Mißfällige alsogleich und auf der Stelle anzeigen. Nichts zu sagen, daß man damit oft sehr unrecht ankommen könnte, so hat überhaupt diese Art, einander zu belehren, etwas plumpes und gar zu docentenmäßiges. Aber auf den gelegenen Augenblik warten, um das, was wir sagen wollten, dem Freunde so sanft und artig, als es uns möglich ist, zu verstehen zu geben, und gleichsam einzustreicheln (wozu es besonders in der Ehe weder an Gelegenheit, noch den Serenen an Fähigkeit fehlt) — das ist Feinheit der Lebensart, das ist ein goldener Apfel in einer silbernen Schale! und der Zwek wird gewiß dadurch unendlich besser und sicherer erreicht. Wie viel vertraute Augenblike, wo man einander alles vergiebt, giebt es nicht bei einem guten Ehepaar? Diese ergriffen, in solchen sich mit Liebe, Feinheit und jener liebenswürdigen Artigkeit und Unschuld, die alles gewinnt, mitgetheilt, dies bewirkt nicht nur die erwünschte Absicht vollkommen, sondern unterhält auch die gegenseitige

Achtung,

Achtung, die doch einmal auch Ehegatten für einander haben müssen.

Wie glüklich ist das Paar, das sich gleich im Anfange seiner Verbindung einen festen Zwek des gemeinschaftlichen Wirkens vorsezt! und einen so reinen und guten, daß er nach einer innerlichen Nothwendigkeit sie glüklich machen muß, so lang sie ihm treu bleiben. Noch glüklicher aber, wenn es sich einen solchen nicht erst zu bilden nöthig hat, wenn er schon damals, als sie sich noch unbekannt waren, in jedem ihrer beiden Herzen lebendig war! Denn gerade zu der Zeit — wo die Kosten zu dem Thurmbau berechnet werden sollten, giebt es so viel Stunden und Tage, die bloß der Liebe — (und die wahre Liebe weiß, wie ein Kirchenvater sagt, nicht richtig zu urtheilen!) gewiedmet sind, und die Phantasie ist alsdann noch so sehr im Fluge, daß, wenn man solche ernsthafte Grundsäze nicht schon vorher bei sich ausgemacht hat, sie wahrlich am schwersten in dieser Zeit ins Reine gebracht werden können.

Es giebt eine Liebe, die durch Tractaten besiegelt und mit Geld erkauft wird, von der reden wir hier

 nicht,

nicht, weil in einem Buch für das weibliche Geschlecht nichts, bloß spekulatives, vorkommen darf. Eine Liebe hingegen, die zeitlebens dauren soll, muß, neben der Neigung des Herzens, auf Grundsäzen und Ueberlegung ruhen, oder sie ist bloß Buhlerei und Affenliebe, die in kurzem ihres Gegenstandes müde wird. Wohl den Herzen, die unendlich stärker durch die Natur als durch den Priester verbunden sind! Ein Zwek ists, auf den sie mit vereinigten Kräften stillschweigend losarbeiten; keine süsse Empfindung, keine frohe Hoffnung wird verschlossen bleiben, je länger je mehr wird auf diesem Wege jedes sich nach dem Bilde des andern gestalten, und wie eines ist, so werden beide seyn. „Die Schöpfung kennt nichts edleres, als zwo freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig eins gewordene Herzen und Leben. —"

Glüklich, ja überglüklich der Jüngling, dem — Eigenliebe vielleicht, oder Phantasie, oder Mißtrauen gegen sich selbst, oder jene Schüchternheit, die sich selten oder nie ganz dem Freunde öfnete, die Augen über sich selbst bisweilen verblenden — glüklich, wenn er eine Gattin findet, die Feinheit genug hat, ihm das zu verstehen zu geben, was sich nicht

geradezu sagen läßt; die **Muth** genug hat, im Fall der Noth es deutlich heraus zu sagen; Weisheit und **Verstand** genug, durch Liebe nicht so weit sich verblenden zu lassen, um an ihrem Geliebten das weiß zu nennen, was an andern Leuten schwarz ist; und von deren Herzensgüte er so tief überzeugt ist, daß er jedes warnende Wort von ihr als eine Stimme der Liebe und der redlichsten Treue ehren kann und muß! Sie wird ihn — der schönste **Wunsch** und **Lohn** eines edeln Weibes! — zu einem glüklichen **Manne** machen, und seine **Bildung vollenden**. Er wird, wäre er es auch vorher gegen andere nicht gewesen, gleich offen gegen sie seyn, und beide sich innerlich so glüklich fühlen, daß sie einer Aspasia frei antworten dürften: „Andere mögen schöner, gelehrter, wiziger seyn — meine Gattin, mein Gatte ist mein! Der Grad seines oder ihres innern Gehaltes paßt so ganz und so glüklich zu dem meinigen, daß ich weder rechts noch links sehe, und mich ganz in ihm, in ihr, zufrieden fühle!" Ein **Punctum**, das allem Mißvergnügen, aller Leerheit, aller Unzufriedenheit und allem Nebenschielen ein glükliches Ende macht.

Noch eine Stelle aus dem Zuschauer.

(Num. 261.)

„Der Ehestand erweitert die Scenen unserer Leiden und Freuden. Eine Heirath aus Liebe ist munter; eine Heirath um des Vortheils willen bequem; eine aber, wo beides zusammentrift, die ist allein ganz glüklich. Eine glükliche Ehe enthält in sich alle Freuden der Freundschaft, der Sinne und der Vernunft, kurz, alle Süssigkeiten des Lebens. Nichts ist ein sicherer Beweis der Ausartung und Lasterhaftigkeit eines Zeitalters, als die Verachtung dieses Standes; der in der That für diejenigen am glüklichsten ist, welche mit Stolz und Verachtung auf die Laster ihres Zeitalters herunterblikken, und Hand in Hand die Pfade des Lebens mit dem gesezten einförmigen Schritte der Tugend betreten."

XXXI.

Weise Antwort von Montesquieu.

In Toulouse ist auf dem Kirchhof S. Nicolaus ein Plaz, wo keine Todten verwesen. Man sieht in den Grüften die Körper, als ob sie eben gestorben wären.

wären. Montesquieu, einer der edelsten französischen Philosophen aus der Zeit, wo die Philosophie noch nicht die Gottheit leugnete, die Tugend verfolgte, und Könige mordete, hielt sich in dem Jahr vor seinem Tode (1755), da er meistens in dieser Stadt wohnete, sehr oft an diesem Orte auf. Er überließ sich daselbst seinen Betrachtungen und Todesgedanken, und verlor nach und nach seine natürliche Munterkeit. Einer seiner Freunde, besorgt, dies möchte seiner Gesundheit nachtheilig seyn, fragte ihn eines Tages, französisch wizelnd: „De quoi rioient ces morts?" „Ueber was lachen diese Todten?" (die Lippen hatten sich nemlich von den Zähnen derselben zurükgezogen.) — „De ceux qui vivent!" „Sie lachen über die Lebendigen." Welch tiefe Weisheit liegt in dieser Antwort!

XXXII.

Was ist das Wichtigste?

Phädrus fragte einst den Socrates: ob er gewisse alte mythologische Erzählungen für wahr halte? Socrates antwortete: daß er vielleicht diese Erzählungen so gut leugnen und erklären könnte wie ein anderer: aber, fährt er fort: „diese Sachen erklären,

ist

ist ganz artig; allein, es muß ein sehr geschikter und fleissiger Mann seyn, der sich damit abgeben will, und sein Schiksal ist eben nicht zu beneiden, wenn man bedenkt, was er für eine Arbeit haben muß, alle die Centauren und Chimåren in Ordnung zu bringen, und dann die Gorgonen und Pegase und die unzähligen Wunderthiere alle! Wahrhaftig, der muß wenig zu thun haben, der sich die Mühe geben will, an solchen Dingen zu zweifeln, und mit seiner schwerfälligen Weisheit alle diese Sachen Stük vor Stük zu durchgehen.

Ich, mein lieber Phådrus, habe dazu keine Zeit, und zwar deswegen hauptsächlich, weil ich mit dem Delphischen: **Mache dich mit dir selbst bekannt!** noch nicht fertig bin. Ehe ich aber dies ausgelernt habe, scheint es mir lächerlich, mich mit andern Dingen abzugeben. Ich lasse demnach alle diese Sachen auf sich beruhen, und unterwerfe mich gern der angenommenen Religion. Desto mehr bemühe ich mich aber, mich selbst kennen zu lernen, ob ich nicht vielleicht noch ein wilderes, wüsteres Geschöpfe bin als Typhon, oder ob ich eine sanftere, bessere, reinere, der Gottheit ähnlichere Natur habe?

XXXIII.
Arabische Sprüchwörter.

Leichter hebst du einen Berg mit der Nadelspize aus der Wurzel, als du den Stolz aus dem Herzen ausreutest. Tief ist er in ihm und unsichtbarer, als die Fußstapfen einer Fliege auf dem Felsen in dunkler Nacht.

Am Kopf des Waisen übt sich der Arzt.

Wer dir schmeichelt, verachtet dich.

Der schlimmste aller Menschen ist ein Gelehrter, der mit seiner Gelehrsamkeit nicht nüzt.

Gute Unterthanen sind besser als ein grosses Heer.

Drei Dinge werden nur an drei Orten erkannt: Kühnheit im Krieg, Weisheit im Zorn, Freundschaft in der Noth.

Ein stummer Weiser ist besser als ein redender Tohr.

Ein

Ein Tag eines Weisen ist besser als das ganze Leben eines Narren.

Alle Menschen werden dem Tod gesäet: selig ist, wer grün gemähet wird.

Wer durch Worte nicht gebessert wird, wird es schwerlich durch Schläge.

Die Jugend zeigt den Charakter des Menschen, wie das Register den Inhalt des Buchs.

Dein Haar graut — eile zur Ruhe!

Gutthaten, die mit dem Tode aufhören, rechnet der Weise für keine Gutthaten.

Wer weiß, was er sucht, achtet die Mühe nicht, die ihn das Suchen kostet.

Wer die Wahrheit verheelt, wenn er gefragt wird, dem wird Gott am Gerichtstag einen glühenden Zaum anlegen.

Wenn das Gestirn des Himmels untergeht, so geht der Stern der Dichtkunst auf.

Schneide nicht der Schlange den Schwanz ab, und laß sie dann laufen: Auch den Kopf mit! wenn du weise und ein Mann bist.

Deinem Nachbar thu Gutes, auch wenn er böse wäre. So wird er einst im Gericht für dich zeugen.

Wer ist besser, die Weisen oder die Reichen? — Die Weisen. Warum gehn denn die Weisen in die Häuser der Reichen? — Weil die Weisen den Werth des Reichthums erkennen, die Reichen aber den Werth der Weisheit nicht.

Der Gipfel der Weisheit ist, künftiges Voraussehen, verbotene Dinge meiden, und sich über dem trösten, was sich nicht bessern läßt.

XXXIV.

Hiob.

Nie nahe ich mich diesem Buche, nie nenne ich seinen Namen, ohne Ehrfurcht. Weit über dreitausend Jahre ist sein ehrwürdiges Alter; seine Poesie die

die gedrängteste, reichste und erhabenste der Schrift; sein Inhalt die wichtigste Frage, die sich die mit Mühe und Unglük beladene menschliche Natur machen kann.

Nicht Hiob allein, die ganze Tugend des menschlichen Geschlechtes, die göttliche Gerechtigkeit selbst wird **verklagt**, **geprüft** und **gerettet**, und der Schluß ist: Sobald der Mensch sich **demüthigt**, zeugt Gott für ihn, enthüllt ihm seine Weisheit, Macht und Güte, und belohnt ihm seine Zuversicht mit Gnade. Hiob kämpft gegen die kalte Philosophie seiner Freunde, und nach all ihren Reden bleibt ihm das menschliche Schiksal, das diese Moralisten so leicht zu erklären wußten, noch immer ein Räthsel, bis Gott es auflöst, oder vielmehr durch neue, noch schwierigere Räthsel, und fast spottende Fragen ihm seine Unwissenheit zeigt, und Demuth lehrt. Das Pferd, der Waldesel, der Strauß, das Krokodil und der Elephant treten auf, als Zeugen seiner allgemeinen Macht und Güte — nur der Mensch wird vergessen! ihn zu erniedrigen unter die Erdenthiere? oder ihm auf seine weit größere Erhabenheit Winke zu geben?

„Die

„ Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen
nicht verstossen;
„ Wer groß im Kleinen ist, wird grösser seyn
im Grossen."

„ Was soll ich, sagt Herder: über dies Buch sagen, dessen Aussicht mir jedesmal wie ein bestirnter Himmel, oder wie der fröliche wilde Tumult der ganzen Schöpfung, untermischt mit den tiefsten Klagen der Menschheit, vom Aschenhaufen eines Fürsten die Felsen Arabiens hervor fürkommt. Meine Stimme erliegt, eine einzige Beschreibung Gottes in der Natur oder in seiner Vorsehung, eine einzige Empfindung der Quaal, wie sie voll innigster Herzenslaute dies Buch giebt, geschweige die lezte Erscheinung, wo alles Grosse und Wunderbare der Schöpfung zusammenstürmt, den majestätischen Thron Gottes zu tragen — einen einzigen dieser Züge, nur wie ich ihn empfand, zu preisen. Hier sey mein Stillschweigen Lob!"

Beschimpfende Frage für ihr ganzes Geschlecht, wenn sie im Ernst gethan wird! Wie viel mehr bei mir! — Aber, wozu Hiob in ein Buch, das nur Frauenzimmer lesen? Wozu? weil ich mir keine Leserinnen wünsche, die nur an Romanen ihr Vergnügen

finden,

finden, und immer bloß tändeln wollen; sondern solche im Auge habe, von denen ich weiß, daß ihnen die heilige Schrift nicht gleichgültig ist: darum nicht, weil sie in ihr, neben dem reinen Lebensstrom der **Wahrheit**, die **wahrste Empfindung**, die **naturvollsten Schilderungen**, die **naivste, treuste Herzenssprache** finden; deren gutem Geschmak Festigkeit zu geben, meine Absicht ist. Ich wünschte, sie könnten vor der Hand ganz vergessen, daß Hiob ein biblisches Buch ist, und es erst nur als eines der ältesten Produkte des menschlichen Geistes lesen. Sein Verfasser nannte sich nicht. Sein Werk, und ein solches Werk! hinlegen auf den Altar der Zeit, und seines Namens vergessen, schon das ist Seelengrösse! Meine Uebersezung ist so getreu wie möglich nach dem Original gemacht. Wo ich fremde Uebersezungen statt meiner einrüke, zeige ich es an, weil ich mir nichts zugeschrieben haben will, was nicht mein ist. Das Sylbenmaas ist ungekünstelt, nicht nur weil mir die Gabe des Rythmus fehlt, sondern weil es auch einigermassen das Sylbenmaas des hebräischen Gedichtes selbst ist. Ich wünschte, Serena möchte einen Theil des unbeschreiblichen Vergnügens mitempfinden, welches ich bei dieser Arbeit in einem Grade genoß, der mich alle andern Arbeiten und Vergnügungen vergessen machte. Den

Den historischen Eingang des Buches lesen Sie in Luthers Uebersezung.

Die Scene im Himmel stellt den grossen Gedanken dar: „Alles, was auf Erden geschieht, ist Schluß des Himmels." Es ist der Auftritt eines Gerichtes. Ein Fiscal oder Ankläger tritt vor den Richter, und wird gefragt: „Woher kommst du?" — „Von der Erde." Gottes Reich wird hier (wie **Michaelis**, einer der größten Ausleger, bemerkt) nicht bloß, als auf die Erde eingeschränkt, vorgestellt, sondern ein weit grösseres angenommen, das noch mehrere, mit moralischen Wesen bevölkerte Erdkörper und Welten in sich hält. Gott, als ein guter König, hört lieber gute Dinge von seinen Unterthanen sich erzählen, und nennt selbst den Hiob als ein Muster der Frömmigkeit. Der Verkläger, ein neidisches Wesen (wie der **Momus** der griechischen Mythologie) giebt **Eigennuz** als die Ursache derselben an: „Hast du nicht einen Zaun um ihn, sein Haus und alle seine Güter gezogen, das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut gemehrt auf Erden? Zieh einmal deine Hand von ihm ab, und taste sein Vermögen an — was gilts, er wird dir ins Angesicht fluchen!" — „Die ganze Tugend des menschlichen Geschlechtes ist

gerade in dem einzigen Beßten unter allen, den der Richter selbst dafür erkennt, angeklagt. Zur Ehre des Menschengeschlechts, und wirklich auch zur unermeßlichen Ehre Hiobs, giebt Gott dem Ankläger die Erlaubniß, sie zu prüfen," — und der größte Emir (Fürst) unter allen im Morgenlande verliert seine Heerden, seine Hirten, und seine Kinder. Im ersten Anfall des Schmerzes zerreißt er sein Gewand, und rauft sich die Haare aus; aber, als wenn er sich schon im Schoos des Glükes auf jeden Wechsel des Schiksals vorbereitet hätte, nimmt er sich standhaft zusammen und spricht: „Nakt bin ich kommen aus Mutterleibe! Nakt kehr' ich wieder zur Erde zurük! Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen — der Name des Herrn sey gelobt!" Der Ankläger wird zu Schanden.

Zum zweitenmal tritt er vor Gott gegen ihn auf: zum zweitenmal, und nun noch mehr, lobt ihn der Richter, bereut es fast, ihm, auf die Foderung eines Bösewichtes hin, so weh gethan zu haben. Dieser giebt sich noch nicht, und tastet dies fast höchste Ideal der Tugend mit einer neuen noch weit boshaftern Beschuldigung an: „Hiob, o Richter, ist ein Mensch, der nur für sich fühlt. Fremdes Elend, wär' es auch das seiner Kinder, geht ihm nicht zu Herzen. Aber

reke

rcke deine Hand aus, und taste ihn selbst an! Du wirst sehen!" — Gott erlaubt ihm auch diese Prüfung, doch mit Schonung seines Lebens. Hiob wird mit dem Aussaz befallen, der scheußlichsten, schmerzlichsten, langwierigsten Krankheit, die überdas alle Hoffnung der Heilung abschneidet. Nun hat er alles verloren! Satan läßt ihm nichts als ein lästerndes Weib, und Philosophen zu Tröstern. Weise belehrt er erstere: „Haben wir das Gute von Gott empfangen, und wollten das Böse nicht auch annehmen?" Die drei Freunde kommen. Welch ein tiefer Ausdruk von Entsezen und Betrübniß über diesen schaudervollen Wechsel des Schiksals liegt in den Worten: „Sie kamen, ihn zu klagen und zu trösten. Und sie huben von ferne ihre Augen auf, und kannten ihn nicht, und erhoben ihre Stimme und weineten, und jeglicher zerriß sein Kleid, und warf Staub auf sein Haupt gegen den Himmel. Und sie sazten sich zu ihm auf die Erde, sieben Tage und sieben Nächte, und redeten nichts, denn sie sahen, wie groß sein Schmerz war." Gewiß, Sie lesen weiter fort nach diesem Anfang, gegen diese Empfindung sind Sie nicht fühllos! Ich erkläre nichts, ich lasse es Ihnen über, der Tiefe seines Gefühls nachzugehen, dem Schwunge seiner Bilder nachzufliegen, den Wechsel seiner Empfindung, die,

den Wogen des Meeres gleich, bald zur Hoffnung sich erhebt, bald zum Wunsch des Vergehens niedersinkt, bald in den süssesten Träumen des Wohlseyns oder der sanften Todesruhe sich wiegt, und dann plözlich sich wieder aufrafft, den Schmerz in seiner ganzen Grösse zu fassen — das alles mitzufühlen!

Da that Hiob seinen Mund auf, und verwünschte seinen Geburtstag: (*)

Vergeh' der Tag, darin ich gebohren bin! Die Nacht, in der man sprach: Es ist ein Sohn gebohren!

Finsterniß sey der Tag! Gott frage nie von oben nach ihm! Kein Glanz leucht' über ihm! Es ergreifen ihn Dunkel und Todesschatten! Dike Wolken ruhen auf ihm, und bange Ahndungen erschreken ihn!

Dunkel müsse jene Nacht ergreifen! Sie schliesse sich nicht an die Tage des Jahres, in die Zahl der Monate komme sie nicht!

Einsam sey diese Nacht! Kein Jauchzen werde in

(*) Cap. III, 1. ꝛc.

in ihr gehört! Die Zauberer, die Tage verfluchen, verfluchen sie, die mächtig sind, das Ungeheuer heraufzuzaubern! (*)

Verfinstert werden ihrer Dämmerung Sterne! Sie hoffe aufs Licht, es komme nicht! Nie blinken ihr der Morgenröthe Wimpern! Daß sie der Mutter Thür nicht hat verschlossen, nicht meine Quaal verborgen meinen Augen!

Warum starb ich nicht, da ich aus Mutterleibe kam? Warum hauchte ich nicht sogleich wieder aus? Warum hat man mich auf die Knie gesezt? Warum haben mich Brüste gesäugt?

So läg' ich nun, und wäre stille! So schlief ich nun, und hätte Ruhe, mit jenen Königen und Herren der Erde, die Wüsteneien sich zu Gräbern bauten; (**)

 mit

(*) Zauberer, von denen man glaubte, sie könnten mit gewissen Formeln das Krokodil aus der Tiefe der Ströme heraufzaubern, oder auf gewisse Tage einen Fluch legen.

(**) Eine Anspielung auf die ägyptischen Piramyden, die am Anfang der lybischen Wüste stehen, und wahrscheinlich zuerst zu Königsgräbern bestimmt waren.

mit jenen Fürsten, reich an Gold, die noch ihr Grab mit Silber füllen!

O wär ich wie eine unzeitige Geburt verscharrt, wie Todtgeborne, die das Licht nie sahen!

Bei ihnen ruht der Böse von dem Toben, und die der Arbeit müde sind — Da schlafen die Gefangenen mit einander, und hören nicht den Ruf des Treibers — Da ruhen Klein und Groß; der Knecht ist frei von seinem Herrn!

Warum ward Licht den Kummervollen? das Leben dem betrübten Herzen? Die des Todes harren, und er kommt nicht! Die ihn gleich einem Schaz ausgraben möchten! Die sich freuen bei Grabhügeln, und froloken, wenn sie in ihre Ruhestatt gehen!

Warum ward Licht dem Mann, der keinen Ausweg weiß? Den Gott ringsum umzäunet hat?

Mein Brod eß' ich mit Seufzen! Mein Heulen gleicht den rauschenden Wassern!

Erfüllt ist meine Furcht! gekommen meine Sorge! Zufriedenheit und stille Ruhe flieht — und Unruh bleibt!

Eliphas

Eliphas von Theman antwortet ihm und spricht: (Cap. IV.) Soll ich ein Wort zu dir versuchen? Du unterliegst? Wie aber könnten wir uns halten?

Du hast sonst viele unterrichtet, viel müde Hände gestärkt; deine Worte haben Gefallne aufgerichtet, bebende Knie hast du feste gemacht; nun es an dich kommt, zagest du! Du wirst berühret, und erschrikst!

Ist das wohl deine Gottesfurcht? Das dein Vertrauen? Das deine Redlichkeit? Das deine Hoffnung?

Erinnere dich, ob je die Unschuld umgekommen? ob der Gerechte je vertilget worden? (*) Das aber sah ich, daß, die Unglük pflügten, und

(*) Dies ist die Seele der Reden seiner Freunde: Ohne auf die Erfahrung zu sehen, die uns doch manches Beispiel zeigt, daß nicht immer der Gerechteste auch der Glüklichste sey, und uns mit dem eine künftige Vergeltung wahrscheinlich macht: hängt ihre ganze Moral an einem bloß theoretischen Saz, der an sich wahr, aber in der Anwendung falsch ist: Der Allgerechte kann niemand Unrecht thun; folglich muß der Gerechte auch schon in dieser Zeitlichkeit seinen Lohn empfangen; folglich ist Hiob, darum weil er unglüklich ist, ein Gottloser, und was noch viel mehr ist, ein Heuchler.

Mühe sä'ten, sie auch erndteten. Vor Gottes Hauch vergehen sie, und seines Zornes Hauch vertilget sie.

Das Brüllen des Löwen, und sein Geheul verstummt, des jungen Löwen Zähne werden zermalmt. Der alte Löw' erbeutet nichts und stirbt vor Hunger, der jungen Löwin Söhne sind zerstreut.

Es stahl sich zu mir hin ein flüsternd Wort, ein leiser Laut ergrif mein Ohr — in der Nachtgesichte Schrekenstunden, wenn tiefer Schlaf auf Menschen liegt — da ergrif mich Zittern, vor Schauder erbebten meine Gebeine:

Ein Geist gieng vor mir über — die Haare sträubten sich empor —

Da stand — ich kannte nicht den Schatten — ein Bild vor mir! und stille wars — und eine Stimme sprach:

„Wie mag ein Mensch gerechter seyn denn Gott?
„Vor seinem Schöpfer rein ein Menschensohn?
„Sieh! keiner seiner Knechte ist bewährt,
„Er findet selbst an seinen Himmelsboten Tohrheit.

„Und

„ Und solltens seyn, die in Laimhütten wohnen?
„ Ihres Hauses Grund ist Staub — sie, Speise
der Würmer!
„ Von Morgen bis Abend — so sind sie dahin!
„ Sind ewig hin, und werden kaum bemerkt!
„ Ihr Glanz verschwindt, und eh sie sichs versehn,
so sterben sie!"

Dann fährt er fort, schildert in Bildern, die von Hiobs Unglük hergenommen sind, doch ohne ihn zu nennen, das Schiksal eines Gottlosen, und schließt, daß wir selbst, und niemand anders, an unsern Unfällen Schuld seyen:

Auch ich sah einen Tohren tiefgewurzelt, und seiner Wohnung flucht' ich schnell.

Seine Kinder werden fern seyn vom Glük, zerstöret im Gericht, und kein Erretter! Der Hungrige (*) wird seine Erndte essen, er von den Disteln seine Speise holen; der Durstige sein stark Getränk austrinken!

Vom Staube kömmt nicht unser Unglük, aus Erde sproßt nicht unsere Mühe; für Kummer ist der

(*) Räuber.

Mensch

Mensch gebohren, und nur Raubvögel streben hoch zu fliegen.

Gott selbst will ich um Aufschluß fragen, will deine Sache vor den Ewigen bringen:

Grosse Dinge thut er, die unerforschlich, Wunder, die nicht zu zählen sind. Den Regen sendet er auf Erde, die Wüste tränket er mit Wasser; hebt Niedrige empor, und tröstet Traurige; zerstreut die Ränke der Listigen, und ihre Hand bringt nichts hervor; die Klugen fähet er in ihrer List, und läßt Verschlagene sich selbst in ihrem Rathschlag stürzen; des Tages rennen sie der Finsterniß entgegen, im Mittag tappen sie wie in der Nacht; Besiegte rettet er aus ihrem Rachen, von ihrer starken Feinde Hand; er ist des Armen Hoffnung, und stopft den Mund der Bösen.

Sieh! selig ist der Mann, den Gott straft! Die Züchtigung des Höchsten halte hoch!

Denn er macht Schmerzen und verbindet, er schlägt und heilt mit seiner Hand; Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird

dich

dich kein Uebel rühren. In Hunger wird er dich vom Tod erlösen, im Krieg von Schwerdtes Hand. Vorm Geisselschlag der Zunge dich verbergen; und den Verderber siehst du ohne Furcht.

In Hunger und Verderben wirst du lachen, du wirst dich nicht vor wilden Thieren fürchten. Der Stein des Feldes wird dein Freund seyn, und wilde Thiere friedlich gegen dich. Dein Zelt wird sicher liegen, du wirst's in Ruhe finden, wenn du heimkehrst. Unzählich werden deine Enkel seyn, und dein Geschlecht wie Gras auf Erde. An Jahren reif gehst du einst in die Grube, wie man die Garben in die Scheuer einführt.

Dies haben wir erforscht, es ist ihm so! So folge ihm, und merke dirs!

Heftig ist Hiobs Antwort, wie sie auf einen so kalten Moralistenton nicht anders seyn konnte: (Cap. VI.) O daß gewogen würde mein Betrübniß! O daß auf einer Waagschaal' meine Leiden lägen! Denn schwerer als des Meeres Sand sind sie — Vor Schmerzen brauset meine Rede so!

Gottes

Gottes Pfeile steken in mir! ihr Gift vertroknet meine Seele! des Ewigen Schreken sind rings um mich gelagert!

Schreit der Waldesel, wenn er Gras findet? Brüllt je der Ochse vor der Krippe? Aber wer, wie ich, muß ungesalzne Speisen (*) essen? Und ist Vernunft in dem, was Träumer schäumen? Was ihr mir vorsezt, ist mir stinkend; was meiner Seele ekelt, muß meine Speise seyn!

O daß mir meine Bitte würde! O daß der Ewige meinen Wunsch erfüllte! O daß er wollte, und mich zerschlüge! daß ausfuhr' seine Hand, und mich zerschmetterte!

So hätt' ich doch noch Einen Trost, und wollt' in meinem Schmerz vor Freud' aufspringen: Wenn er mir nicht verschonte — und ich auch dann des Heiligen Worte nicht verleugnete!

Ach! wie gering ist meine Kraft, daß ich noch hoffen, wie wird mein Ende seyn, daß ich Verzögrung wünschen

(*) Die eiteln Trostgründe des Eliphas.

wünschen sollte! Ist Kraft der Felsen meine Kraft? Ist Erzt mein Fleisch? Hab' ich doch nirgends Hülfe, und meine Kraft ist ganz von mir geflohn!

Wer seinen Freund dem Elend überläßt, den hat Barmherzigkeit und alle Furcht des Ewigen verlassen. Den Regenbächen gleich, gehn meine Brüder vor mir über, und versiegen wie Wasserquellen. Sie brausen, angefüllt mit Eis und Schnee: dann werden sie gering und schwinden, der Sonnen Hize tilget ihre Spur. Der dürstende Wanderer eilet zu ihnen, kommt — findt sie dürre und — verschmachtet! — — So ist eure Freundschaft für mich! Ihr sehet meinen Jammer, und fürchtet euch und schaudert zurük! — —

Ihr fallet über einen Waisen her; grabt Gruben euerm Nächsten — Und hat denn meine Zunge Unrecht? (Cap. VII.) Vermag mein Gaum die Lügen nicht zu prüfen?

Hat nicht der Mensch auf Erde ewigen Streit? Sind seine Tage nicht wie eines Tagelöhners?

Wie sich der Sclave nach dem Schatten sehnet,

und

und seiner Arbeit Lohn der Knecht erwartet, so war mein Erbtheil: Monden voll von Unglük! und banger Nächte sind mir viele worden. Leg' ich mich nieder, so seufze ich: Wann steh' ich auf! und lange dehnt sich mir die Nacht, ich werde düstrer Träume satt, bis wiederum ein Morgen dämmert!

Mein Kleid sind Würmer, und um und um bin ich voll Staub! Bald heilet meine Haut, und bricht sogleich in neuen Beulen wieder auf. Schneller als Weberspuhl fliehn meine Tage, in eitler Hoffnung fahren sie dahin!

Gedenke, daß ein Hauch mein Leben ist! Nie kehrt mein Auge um, zu sehn das Glük der Erde. Das Auge wird mich suchen, und nicht mehr finden! Dein Auge wird mich suchen, und ich bin nicht mehr! wie die Wolke vorüber fährt und vergeht, so, wer hinabsteigt in das Grab: er kömmt nicht mehr zurük! Er kehrt nicht wieder in sein Haus, und seine Stelle kennet ihn nicht mehr! —

Des Lebens bin ich satt, bald wird mein Ende kommen. Laßt ab von mir! Ein flüchtiger Hauch sind meine Tage!

Was

Was ist der Mensch, daß du so groß ihn achtest? Daß du dein Auge auf ihn richtest? Alle Morgen bist du bei ihm: alle Stunden versuchest du ihn. O warum thust du dich nicht ab von mir? o warum weichst du nicht, daß ich nur Athem hole? Ich habe gesündigt, was aber schadete ich dir? was that ich dir, du Menschenhüter? Du sezst mich dir zum Ziel, mir selbst zur Last! Warum nimmst du nicht meine Sünde weg, und läßst verschwinden meine Missethat?

Denn bald werd ich mich in den Staub hinlegen. An einem Morgen wirst du mich suchen — und nicht mehr finden!

Bildad tritt auf (VIII, 1.) und schilt ihn noch ärger: „Wie lang noch will dein Mund gleich einem Sturme brausen?" Nie verkehre der Allmächtige das Recht, Hiob soll ihn um Gnade flehen, so werde er ihn wieder herstellen, und sein leztes besser denn das erste machen. Er beruft sich auf überlieferte Lehren oder Volkssprüche der Alten, die er anführt, alles mit Anwendung auf Hiob; weise Sprüche, die noch weit älter als Hiob sind, und sich

sich durch eine noch gedrängtere, und bilderreichere Poesie vom übrigen Text unterscheiden: (VIII, 8. zum Theil nach einer andern Uebersezung:)

„ Frage die vorigen Geschlechter, bereite dich zu erforschen die Väter. Denn wir sind von gestern her, und wissen nichts; unsere Tage sind wie ein Schatten auf Erden! Sie werden dichs lehren und dir sagen, und die Schäze ihres Herzens dir ausschütten!

„ Wächst die Papierstaud' (*) ohne Saft empor?
„ Die Wasserlilie, wächst sie ohne Naß?
„ Eh ihre Frucht reif ist, eh sie gepflükt wird,
„ Wenn alles Gras noch blühet, welkt sie schon.
„ So ist das Streben aller Gottsvergeßnen!
„ So geht des Gottverleugners Hoffnung unter!
„ So liegt zu Boden der Gottlosen Hoffnung!
„ Ein Spinngeweb ists, worauf er sich verläßt:
„ Sie stüzt sich auf ihr Haus, es stehet nicht,

Sie

(*) Eine ägyptische Pflanze, die im Wasser wächst, und wenn das Wasser versiegt, sogleich verdorret. Ein vortrefliches Bild des vergänglichen Glüks der Gottlosen, und in allen Zeiten anwendbar.

„ Sie hält sich vest daran, es dauret nicht.
„ So steht auch er, voll Saft am frühen Morgen,
„ Weit übern Garten ziehn sich seine Ranken hin:
„ Er schlingt die Wurzeln um den Fels
„ Ein ganz Gemäuer umfasset er —
„ Schnell ist er weg von seiner Stelle!
„ Sein Ort verleugnet ihn: ich sah ihn nie!" —

Hiob antwortet darauf: (IX, 1.)

Ich weiß es wohl, daß dem so ist, und welcher Mensch könnt' rechten gegen Gott! Hätt' Einer auch Lust—auf Tausend würd' er ihm nicht Eins antworten!

An Weisheit groß ist er, und stark von Kraft; wer wiederstühnde ihm, und hätte Ruh?

Berge versezt er, und sie merkens nicht, und kehrt sie um in seinem Zorn. Er läßt die Erd' in ihrem Grund erbeben, und ihre Säulen zittern! Er spricht zur Sonne: Geh nicht auf! und drükt sein Siegel auf die Sterne; spannt aus die Himmel allein, und wandelt über den Meereswogen. Der **Wagen** und der Sirius, das Siebengestirn, des tiefen Südens unbekannte Sterne, hat er gemacht. Macht

 grosse

grosse Dinge, unerforschlich groß, und Wunderdinge, unauszählbar viel.

Er geht vorüber mir — ich seh ihn nicht! Eh' ich es merke, wandelt er vorbei! Er reißt hinweg — wer wird es wiederbringen? Wer fragen ihn, was machest du? Ist Gott, und wer wird wenden seinen Zorn? die stärkste Hülfe beugt sich unter ihn!

Wie sollt' ich denn antworten ihm? u. s. w.

(Er schildert (Cap. X.) die Unmöglichkeit, mit Gott zu rechten, seine Uebergewalt über sein schwaches, irdisches, krankes Wesen, klagt mit der tiefsten Empfindung über die Flüchtigkeit seines Lebens, frägt, anstatt seinen Freunden zu antworten, Gott selbst um die Ursache seines Haders mit ihm, da er doch sein Geschöpf, und selbst die Schwäche und Vergänglichkeit seiner irdischen Bildung — sein Werk sey, und doch: „Sobald ich sündige, ahndest du's!")

„Willst du wie ein erwachter Löwe mich verzehren? oder Wunder deiner Güte an mir thun? Soll Streit, soll Ruhe meiner Arbeit kommen? Nein! du erneuerst meinen Schmerz, als Zeugen wider mich; du häufest neuen Zorn auf mich!

Warum gieng ich denn aus vom Mutterleibe? O wär ich umgekommen! o hätte nie kein Auge mich erblikt! O wär ich, als die nie gewesen sind, von Mutterleib zu Grabe getragen!

Wann wird sich's enden dieses kurze Leben? Wann wirst du von mir abstehn? Werd' ich mich auch nur wenig noch erquiken, eh ich dorthin wandle, um nie zurükzukommen — ins Land der Dunkelheit, der Todesschatten! in jene dunkle Nacht des Todtenreichs, wo keine Ordnung ist, wo selbst des Morgens Glanz nur Schatten ist!

Zophar fährt ihn hierüber (Cap. XI.) noch weit beissender an, nennt ihn einen Schwäzer und Lügner, und wirft einen Wunsch hin, dessen Erfüllung er wohl nicht so nahe glaubte:

„Ach, daß Gott mit dir redete, und thäte seine Lippen zu dir auf! daß er aufschlösse dir die tiefen Gänge seiner Weisheit! denn wisse nur, noch heischt er nicht von dir die ganze Strafe deiner Sünden!

Willst du Eloah's Weisheit finden? Willst du des Ewigen Kraft ergründen?

Höhen der Himmel sind es — was willt du thun? Ein Abgrund, tiefer als das Todtenreich — und du, was weissest du? Ihr Maaß ist länger als die Erde, und breiter als das Meer!"

(Er ermahnt ihn hierauf sich zu bessern, und mahlt die irdische Glükseligkeit, die alsdann sein Lohn seyn werde, mit den reizendsten Farben aus (v. 15—19); der Böse hingegen sey hoffnungslos, und sein Auge müsse verschmachten — um so bitterer, da Hiobs Krankheit ebenfalls für unheilbar gehalten wurde).

Eben so bitter antwortet ihm Hiob im XII. Cap: „Ja, ihr seyds! mit euch wird die Weisheit sterben!" Er zeigt, daß nicht immer nur die Gerechten, sondern auch Bösewichter glüklich seyen, so wie selbst in der Natur das unschuldige schwache Thier, oft der Raub des Stärkern. Er beruft sich in diesem Wettstreit der Weisheit und der Poesie ebenfalls auf Sprüche der Alten, die wie Diamanten in dieser Krone glänzen:

„Ja,

„Ja, bei den Alten ist die Weisheit, bei den Betagten ist Verstand:

„Bei Ihm ist Weisheit und Verstand, und Rath, und Kraft.
„Wo Er zerbricht, da hilft kein Bauen.
„Verschließt Er einen Mann, wer wird ihn lösen?
„Er hält die Wasser — alles dorrt!
„Er läßt sie los — sie spülen Länder weg!
„Bei Ihm ist Kraft, bei Ihm Vollendung.
„Sein ist der Irrende, und Sein, der irre führt.
„Er führt die Klugen weg wie einen Raub,
„Und macht die Richter toll.
„Legt Königen den Königsgürtel um,
„Und löst ihn wieder auf.
„Als Raub führt Er die Priester fort,
„Und stürzt die Mächtigen,
„Verschließt beredte Lippen und nimmt den Alten ihre Klugheit.
„Gießt Schimpf auf Fürsten,
„Der Starken Gürtel macht Er schwach.
„Die finstern Gründe öfnet Er,
„Und bringt heraus den Schatten an das Licht.
„Er machet etliche zum grossen Volk —
„Und schnell verderbt Er sie.

„Er breitet ihre Grenzen aus,
„Und treibt sie wieder zurük.
„Führt irre sie in pfadelosen Abgrund
„Er nimmt das Herz den Mächtigen der Erde
„Lichtlose Finsterniß umringet sie:
„Wie Trunkne taumeln und tappen sie!" (*)

(Feurig fährt Hiob fort, mit ihnen zu rechten, und seine Unschuld zu betheuren. Er läßt sogar merken, sie dürften wohl selbst solche glükliche Sünder seyn, und schließt mit folgenden wehmüthigen Worten (Cap. XIV.) die hauptsächlich wegen der immer steigenden, zwischen **Verzweiflung**, **Sehnsucht** und **Hoffnung**, Ebbe und Fluth ähnlich, abwechselnden Empfindung so merkwürdig ist:)

„Warum verbirgst du, o Gott, dein Angesicht, und hältest mich für deinen Feind?

Gegen ein fliegend Blatt willt du grausam seyn? willst einen dürren Halm verfolgen? du schreibst auf

(*) Wenn nicht alle Jahrhunderte und alle menschliche Erfahrung die ewige **Wahrheit der Worte Gottes** bewiesen, so würde es das vergangene, und gewiß werden es auch die nächsten künftigen Jahre thun — dieser schrekende, schaudervolle Commentar obiger Stelle, bei welcher nur der verstandloseste Leichtsinn ungerührt vorübergeht.

mich:

mich: „Betrübniß!" und läßst mich erben meiner Jugend Sünden. Du schliessest meine Füsse in den Stok, verwahrest alle meine Wege, und drükst in meine Sohlen Brandmal' ein! Du armer Körper, wirst, ein Mottenfraß, vergehn! ein altes Kleid, von Würmern durchgefressen!

Der Mensch vom Weibe gebohren, ist kurz von Lebenszeit, und voll von Unruh; geht auf, wie eine Blume — und welkt! fleucht wie ein Schatten, und bleibet nicht.

Und über solchen öfnest du dein Auge? Mich führst du ins Gericht mit Dir? Ist unter den Unreinen Einer rein? Nicht Einer!

Bestimmt ist seiner Tage Ziel, gezählet seiner Monden Zahl bei dir. Fest hast du ihm sein Ziel gesezt — er überschreitets nicht.

So wende dich von ihm, und laß ihn ruhn, daß er als Tagelöhner nur sich seiner Tage freue!

Dem abgehau'nen Baume bleibt noch Hoffnung: er grünet wieder auf, und seine Zweige sprossen.

Wenn auch die Wurzel in der Erde altert, wenn in dem Staub der alte Stamm erstirbt — er keimet doch vom Duft des Wassers wieder auf, schlägt Zweige aus, als wär' er neu gepflanzt:

So nicht der Mensch! — Er stirbt, und kraftlos liegt er da! Er haucht sich aus — und ist dahin! Wie Wasser aus dem Teiche schwinden, wie Bäche troknen und versiegen — so liegt der Mensch und steht nicht wieder auf! Solang die Himmel sind, erwacht er nicht, niemand vermag ihn aus dem Schlaf zu weken.

Verbürgest du mich doch ins Grab! Verdektest mich, bis sich dein Grimm gelegt! Und seztest mir ein neues Lebensziel, und dächtest wieder dann an mich! — — Ach aber, ist der Mensch gestorben, er lebt nicht wieder auf!

So will ich denn, solang mein Müheleben daurt, auf Rettung hoffen, bis einst mein Wechsel kommt! Ja! Du wirst einst mir rufen, und ich will antworten; wirst wieder liebgewinnen dein Geschöpf. Du, der izt alle meine Schritte zählt, wirst dann vergessen meiner Sünde; wirst in ein Bündlein siegeln sie, und ewig über ihr beschliessen!

Doch ach — ein Berg verfällt und sinket ein! der Fels wird weggerükt von seinem Ort, das Wasser spült die Steine ab, und Regengüsse schwemmen weg die Erde — so machst du Menschen-Hoffnungen zu nichte!

Du kämpfst mit ihm, bis daß er sich verliert, entstellst sein Antliz ihm, und treibst ihn weg! Ob seine Söhne groß und glüklich werden? er weiß es nicht; und käme Schmach und Unfall über sie, er nimmt davon nicht Kunde! So hat er Qualen nur in seinem Leben! so lang die Seele in ihm lebet — Leiden!"

(Wenn Eliphas auf diese durchdringende Klage antwortet: „Bosheit spricht aus deinem Munde, Falschheit aus deiner Zunge! Nicht ich — dein eigner Mund wird dich verdammen" u. s. w. (XV, 5. 6.) so opfert er allerdings dem philosophischen Lehrgebäude seines Kopfes das Gefühl seines Herzens. Eher soll Hiob der ärgste Heuchler und Bösewicht seyn, als seine Freunde in ihren zwar wohlgemeinten, aber irrigen Lehrsäzen Unrecht haben. Abermal führt er einen Spruch der Väter aus den ältesten Zeiten an: (XV, 17. ff.)

„Ich

„Ich will dirs zeigen, höre mich! Was ich gesehn, will ich verkünden! was alte Weise sagten, was ihre Väter ihnen nicht verheelten, in alten Zeiten, wo sie allein in ihrem Lande waren, und noch kein Fremder durch sie hingieng (*):

„All seine Lebetage bebt der Böse,
„Und furchtsam zählt der Unterdrüker seine Jahre.
„In seinen Ohren ist des Schrekens Stimme:
„Daß selbst im Frieden der Verderber komme!
„Nie hoft er seinem Unglük zu entrinnen,
„Das Schwerdt blinkt ihm auf seinem Pfad
entgegen.
„Er irrt umher, des Geiers künftige Speise!
„Fühlt, daß nur finstre Tage auf ihn warten,
„Angst und Beklemmung schreken ihn,
„Wie ein gerüstet Kriegsheer schlägt's ihn nieder!
„Denn gegen Gott rekt er die Hand aus
„Und dem Allmächtigen sträubt er sich entgegen;
„Mit hohem Naken läuft er Sturm an Ihn —
„Beut Ihm entgegen seiner Schilde Rüken;

„Denn

(*) Die ältesten ursprünglichen Einwohner des Landes, im glüklichen Arabien, die es lange vor Abraham bewohnten — also ein Lehrgedicht aus den ältesten Zeiten der Welt.

„ Denn feißt vom Glük ist ihm sein Angesicht
„ Und seine Lenden sind in Fett verhüllt.

„ Aber in Städten der Zerstörung wird er wohnen,
„ In Häusern, öd' und unbewohnt,
„ Wo Schutt in aufgethürmten Haufen liegt.
„ Sein Reichthum wird vergehn,
„ Nie wird sich wieder seine Macht erheben,
„ Nie sich sein Glük ausbreiten auf der Erde!
„ Nie wird er wiederkehren aus der Nacht!
„ Die Flamme wird verzehren seine Zweige,
„ Fern weg wird ihn der Athem Gottes treiben!
„ Nie steht er fest, irrt ungewiß umher,
„ Und seiner Mühe Lohn ist leere Hoffnung —
„ Denn einsam muß der Heuchler Wohnung bleiben
„ Und Feur verzehrt das Zelt bestochner Richter.
„ Unglük gebähren sie, von Unrecht schwanger,
„ Und arge List ist ihres Leibes Frucht!"

(Heftig ist Hiobs Antwort an Eliphas (XVI, XVII). Er betheurt abermal seine Unschuld, und ruft den einzigen Zeugen, der ihm übrig geblieben, Gott, dafür an. Bildad antwortet (XVIII.) im gleichen Ton, doch ohne etwas neues zu sagen. Prächtig ist seine Schilderung des Endes der Gottlosen, v. 5. u. f.)

„ Fürwahr, das Licht des Bösen wird verlöschen (*) und seine Lampe nicht mehr leuchten!

Sein schaudervoller Pfad wird eng ihm seyn, vergehn sein Anschlag! Mit seinen Füssen hänget er im Nez, verwikelt ist sein Pfad! Der Strik wird heften seine Fersen, und Knoten werden fest ihn halten! Verborgen in der Erde liegt das Nez, auf seinem Gang die Falle.

Zu seinen Füssen liegt sein Sohn, verhungernd! Unglük ist seinem kahlen Haupt gespart. Er frißt sein Fleisch, des Todes Erstgebohrner (**) nagt an ihm. —

Nichts ist in seiner Hütte von ihm übrig, und Schwefelregen streut Gott über sie. Dürr wird es unter seiner Wurzel seyn, und oben seine Erndte weggeschnitten. Vertilgt wird sein Gedächtniß von der Erde, und ausgelöscht aus seinem Volk sein Name!

Von

(*) In den arabischen Hütten brennt zum Beßten der Wanderer des Nachts eine Lampe. Also hier ein Bild der größten Armuth.

(**) Die fürchterliche Krankheit Hiobs.

Von Licht wird er zu Finsterniß verstossen, verbannet von der Erde! Kein Sohn bleibt ihm, kein Enkel unterm Volke, kein Ueberbleibsel innert seinen Grenzen! Im Abendland wird man ob seinem Tag erstaunen, den Morgenländer Schreken überfallen!

So ist des Ungerechten Wohnung! So ist der Ort, den Gott nicht kennen will!"

(Durchdringend sind die Klagen, die Hiob (im XIX Cap.) über sein Elend führt, und heldenmüthig sein Vertrauen auf seinen Zeugen im Himmel, seinen einzigen Erretter:)

„Auf meine Pfade streut er Finsterniß. Entkleidet hat er mich von meinem Glanz, die Krone mir vom Haupte weggerissen — Sein Zorn ist über mich entbrannt, er achtet mich für seinen Feind. Vereinigt rüken an mich seine Heere, ihr Weg ist über mich gepflastert, gelagert sind sie rings um meine Hütte!

All meine Brüder thut er fern von mir, und die mich kannten, sind mir fremde worden; vergessen bin

ich unter ihnen .... Ich rufe meinem Knecht — und keine Antwort! mit meinem Munde muß ich zu ihm flehen! .... Ein Abscheu bin ich meinen Freunden! ich liebte sie, sie wenden sich von mir! In Haut und Fleisch verfaulet mein Gebein. Die Haut hab' ich in meinen Zähnen kaum als Raub davon getragen!

Erbarmt! Erbarmt euch meiner, Freunde! Die Hand des Mächtigen hat mich berührt!

Ach, würde jemand meine Worte schreiben! Ach, würden sie verzeichnet in ein Buch! daß sie in Bley mit Eisengriffel, daß zum Gedächtniß sie in Fels gegraben würden!

Ich weiß es, daß mein Rächer lebt! zulezt wird er noch auf den Kampfplaz tretten! (*) wegwerfen werd' ich die durchfreßne Haut, und noch bei Leibesleben schauen Gott! Ihn werd' ich schau'n als meinen Freund! Mein Auge wird ihn sehn — nicht mehr so fremd: nach dem so lange meine Brust geschmachtet!...

(*) Vielleicht auch: „Zulezt wird er mich aus dem Staub aufrichten." Die gleiche Hoffnung äusserte er schon früher, nur schwächer (C. XIV, 15 — 17.) und der Ausdruk XLII, 5. meine Augen haben dich gesehen u. s. f. bezieht sich darauf.

So weit nun die Auszüge aus der ersten Hälfte des Buches.

Wollte ich vom folgenden auch nur alles vorzüglich Schöne ausheben, so würde es beinahe dieses Bändchen füllen. Hiobs Freunde fahren fort mit Vorwürfen, die immer bitterer werden (Eliphas besonders, der ihn Cap. XXII. ganz deutlich einen Spötter und Verleugner der Gerechtigkeit Gottes nennt.) — Er selbst mit seiner Vertheidigung, solang bis er sie alle zum Schweigen bringt, und als Sieger das Wort behält. Gegen das Ende des Buchs (Cap. XXXII.) tritt, mit grosser Zuversicht auf sich selbst, Elihu, ein feuriger Jüngling, auf: „Voll ist er von Worten (v. 18. des 32. Cap.) — in seinem Leibe dränget sich sein Geist, braust wie verstopfter Most, der nun die neuen Schläuche brechen will. Reden muß er, damit er Athem hole — —" u. s. f. Aus Achtung für das Alter der übrigen hatte er seither geschwiegen (32, 1.); nun will er zwischen beiden Partheien schlichten, und jede des Bessern belehren. Sein Zutrauen auf sich gewinnt durch Hiobs Stillschweigen, und er findet seiner Rede, die voll der schönsten Bilder und der edelsten Gesinnungen ist, gar kein Ende. Hiob hört, und würdigt ihn keiner

Antwort.

Antwort. Prächtig schildert er (Cap. 36. und 37.) ein aufsteigendes Gewitter, und weiß nicht, daß in dem der grosse Enthüller des Menschenschiksals selbst sich nähert. (38, 1.)

Aus alle diesem nur noch einige Stellen zur Probe, theils nach meiner eignen, theils nach Herders Uebersezung: (Geist der Ebr. Poesie, Th. 1.) ich wüßte es nicht besser zu machen. Zuerst die kühne und feurige Schilderung eines Gottlosen, im 20sten Cap. v. 12. ff. die ihres gleichen nicht hat:

„Süß ist seinem Munde die Uebelthat — er birgt sie unter seiner Zunge, er pfleget ihr, läßt sie nicht fahren, und sparet sie in seinem Gaumen:

Aber in seinem Eingeweid verwandelt sich die Speise, wird Ottergall' in seinem Bauch. Güter verschlang er, und speyt sie wieder von sich, und Gott stößt sie aus seinem Bauch. Der Drachen Gift saugt er in sich — der Schlangen Zunge wird ihn tödten!

Nie wird er sehn die Bäche, die voll von Milch und Honig strömen (*). Seiner Arbeit Frucht genießt er nicht, wird niemals froh der Güter seines Handels.

(*) Wahrscheinlich eine Anspielung auf das Paradies, nach den Begriffen der alten Morgenländer.

Verlassen

Verlassen und verfolget hat er Arme, riß um die Häuser, die er nie gebaut. Nie fühlte Sättigung sein Bauch, von seiner Raubbegier ward nichts gerettet. Drum bleibt kein Ueberbleibsel seiner Speisen: sein Glük beharret nicht. Gewinnstes voll ist er voll Angst, und tausendfach stürzt Unglük über ihn.

Soll je einmal erfüllet seyn sein Bauch, wird Gottes Zornes Grimm erfüllen ihn, und Wetterstrahlen ihm zur Speise regnen!

Flüchtig treibt ihn der eiserne Panzer (*), der eherne Bogen erreicht ihn — sein Pfeil fährt los, und zischt durch seinen Leib — blizt in der Gall' — und fährt mit Schreken aus!

Verborgnes Finster ruht auf seinen Schäzen — des Himmels hauchlos Feur (**) verzehret sie! Zerschmettert wird, wer bleibt in seiner Hütte. Der Himmel eröfnet seine Sünde, die Erde stellt sich gegen ihn — Fluthen wälzen sich über sein Haus, Wasserströme am Tage des Zorns!

(*) Gott, sein Feind, der hier als Gewaffneter zu seiner Vertilgung kommt.

(**) Der Bliz, ein Feuer, das nicht angehaucht wird.

Dies ist der Lohn des Ungerechten! das Erbe seiner Rede gegen Gott!"

* * *

Hiob macht sogleich darauf eine andere Schilderung vom oftmaligen **Glük der Gottlosen** — immer in der Hinsicht, daß sich nicht vom äusserlichen Glük oder Unglük auf die Herzensbeschaffenheit eines Menschen schliessen lasse, und Gottes Wege mit den Menschen unerforschlich seyen: (XXI, 7. ff.)

„Alt werden sie, und nehmen zu an Macht. Fest stehen ihre Kinder rings um sie, vor ihren Augen grünen ihre Enkel. Von Furcht sind ihre Häuser sicher, Eloahs Stab berührt sie nie .... Wie Heerden wallen ihre jungen Kinder, und freudig hüpfen ihre Söhne. Sie jauchzen beym Pauken, und Citherklang, sind bei der Harfe Stimme frölich. In Glük veralten ihre Tage — wie welke Blätter fallen sie ins Grab.

Und sagen doch zu Gott: „Heb dich von uns! Uns wundert nicht die Kenntniß deiner Wege! Wer ist der Mächtige, daß wir ihm dienten? Was soll es uns, wenn wir Ihm flehn?" ....

Wer will Gott Weisheit lehren? Ihn, der die Höchsten richtet?

Der stirbt in seines Glükes Fülle hin, in Ruhe, vollgesättigt, das Lager seiner Heerde strömt von Milch, und seiner Beine Mark ist immer frisch —

Und jener stirbt, voll Kummer in der Seele, und aß mit Freuden nie — hier liegen beide in dem Staub zugleich, und Würmer deken sie!

Ach! entzogen wird dem Zorntag der Verbrecher! dem Tag der Rach' entrükt! Wer sagt ihm je ins Antliz seine Thaten? Vergilt ihm, was er that? Ins Grab wird er gesenkt, ruht unter seinem Hügel sanft, sanft dekt ihn dort im Thal die Erdenscholle — der Sterblichen Menge folgen ihm (*) nach, Unzähliche sind ihm vorgegangen. —

Schilderung der Macht Gottes Cap. XXVI.

„Wem hilfst du? dem, der keine Stärke hat? Wen rettest du? der sich nicht retten kann? Wem

(*) Seinem Leichenzug.

rathest du? dem es an Weisheit mangelt? Trost hast du ihm im Ueberfluß ertheilet! Wen lehren deine Reden? und wessen Odem geht aus dir?

Die Schatten (*) beben vor ihm, die Unterwelt und was darinnen wohnt. Eröfnet steht das Todtenreich vor ihm, enthüllt vor seinem Auge die Vernichtung.

Aufs alte Chaos breitet er Mitternacht, hängt schwebend überm Nichts die Erde auf (**). Faßt Wasser in seine Wolken, und niemals reißt mit ihm die Wolke. Er vestigt seinen Thron, und dehnet unter ihm die Wolken aus. Der Wasserfläche Grenzen umzirkelt er, bis wo das Licht im Dunkel sich verliert.

Des Himmels Säulen (***) zittern, die Sterblichen erbleichen, wenn er schilt. Das Meer peitscht er mit seiner Kraft, mit Weisheit bändigt er der

(*) Die Bewohner des Todtenreichs.

(**) Ueber dem Reich der Schatten und der Nacht, der Ungebornen und Gestorbnen, welches sich die alte Welt unter der Erde dachte.

(***) Hohe Gebürge.

Wellen

Wellen Stolz (*) — bald macht sein Hauch den Himmel wieder schön, nur schlängelnde Blize schleudert seine Hand (**).

Sieh! das ist nur ein Theil von seinen Wegen! ein leiser Laut, den wir von ihm gehört! Wer faßt den ganzen Donner seiner Kräfte?"

Lobgesang auf die Weisheit Gottes.

Alles hat des Menschen Geist erforscht, und selbst den Abgrund der Erde erspäht; aber den geheimen Rathschluß Gottes in Austheilung des Glüks und Unglüks auf Erde kann kein Sterblicher ergründen. Nur der unendliche Verstand übersieht das Ganze, hat von Anfang aller Dinge alles aufs weiseste geordnet, und die ganze Weisheit des Menschen besteht darin, nicht Gott ergründen zu wollen, sondern mit Demuth und Ehrfurcht sich ihm zu unterwerfen. Nicht Wissenschaft oder Kunst, die nur Gelehrten zu Theil werden kann, nennt Hiob Weisheit, sondern was

(*) Schilderung eines Gewitters.

(**) Eine dunkle Stelle, die auch heissen könnte: „Nur Meerungeheuer traf sein Bliz" (und schonet Menschen.)

alle Menschen, Gelehrte und Ungelehrte, Starke und Schwache, Vornehme und Geringe gleich haben können — Gottesfurcht und Fliehen vor dem Bösen. (Cap. XXVIII.)

„(*) Dem Silber fand der Mensch den Ausgang, den Ort, wo Gold wohnt, das der Künstler gießt: hat Eisen aus dem Staub gewonnen, und Stein zu Erzt geschmelzt. Er macht der Finsterniß ein Ende, späht aus die tiefsten Schäze, den Stein der Todesschatten, der Todesnacht (**).

Ein Strom geht auf vom Reiche der Vergessenen, vom Fuß des Berges ziehn sie ihn empor, von Menschen leiten sie ihn weg. Das Erdreich, dessen Oberfläche Brod giebt, wird unten wie vom Feuer umgewühlt — da liegt in seinen Felsen der Sapphier, mit Goldesstaub durchsprengt.

Den Weg dahin fand kein Raubvogel je, des

(*) Beschreibung eines Bergwerks.

(**) Den lezten Stein im Bergwerk, wo ewige Nacht herrscht, und das unterirdische Reich der Todten sich, nach den Begriffen der Morgenländer anfängt; das folgende geht auf die unterirdischen Wasser, die in den Minen gefunden und herausgepumpt werden.

Geiers Auge hat ihn nie erspäht: Kein Luchs betrat je diese Pfade, kein Löwe gieng je diesen Gang!

An Felsen legt der Mensch die Hand und kehret Berge mit der Wurzel um. Er spaltet Bäche in den Felsen, und was nur köstlich ist, erspäht sein Blik; späht aus der Flüsse tiefverstekten Quell, und bringet die Verborgenheit ans Licht.

Wo aber soll man **Weisheit** finden? und wo ist des **Verstandes** Ort?

Kein Mensch weiß ihren Siz: im Lande der Lebendigen ist sie nicht. Das Meer spricht: „Nicht in mir ist sie!" Die Tiefe: „Nicht in mir!" Sie läßt sich nicht um Gold erkaufen, kein Silber zahlet ihren Werth. Kein Gold aus Ofir wird ihr gleich geachtet, kein edler Onyx und Sapphier. Mit Gold durchsprengtes Glas kommt ihr nicht gleich; kein Prachtgefäß tauscht je sie ein. Ramoth und Gabisch (*) sind nicht zu nennen gegen sie, schöner als Perlen ist ihr Glanz. Topas aus Morgenland reicht nicht an sie, das reinste Gold ist nichts zu ihr.

(*) Namen von unbekannten Edelsteinen.

Woher denn soll man **Weisheit** finden? und wo ist des **Verstandes** Ort?

Verborgen hat sie sich dem Auge der Lebendigen, den Vögeln unterm Himmel tief verstekt. Der Tod und die Vernichtung sprechen: „Wir hörten fernher ihr Gerücht!"

Gott kennt allein den Weg zu ihr, nur er weiß ihren Siz. Er blikt bis an der Erden Ende, schaut unter allen Himmeln weit umher.

Als er dem Winde zuwog sein Gewicht, den Wassern ihr Maaß ertheilte, und ordnete dem Regen sein Gesez, und zog den Ungewittern ihre Bahn: da sah er sie, und rechnete sie aus: bestimmte sie, durchforschte sie tief, und sprach zum Menschen: „**Die Furcht des Herrn sey dir Weisheit! Das Böse meiden — das sey dir Verstand!**"

Das Bild des Glükes und der Würde eines reichen Emirs, wie Hiob war, lesen Sie selbst im XXIX Cap. und seine strenge Sittenlehre im XXXI Cap. in Luthers Uebersezung.

Elihu's

LB Coburg

Elihu's Beschreibung des sich nähernden Gewitters, XXXVI, 26. – XXXVII, 24.

„Sieh! Gott ist groß – wer kennet ihn? und seiner Jahre Zahl ist unerforschlich.

Er zieht die Wassertropfen, die Regen träufeln, im Dampf empor – da strömen sie die Wolken nieder, sie träufeln sie auf Menschen weit und breit.

Und wer verstehts, wie er die Wolken dehnt? wie er in seinem Zelte kracht! Sieh! wie er's rings mit seinem Bliz umfaßt, und alle Meeresenden hüllet ein! So strafet er die Völker, und theilet Speise aus im Ueberfluß.

Mit seinen Händen fasset er den Bliz, und giebt Befehl ihm, wen er treffen soll – zeigt senen Feind ihm, und übet Zorn am Ungerechten.

Darob erbebt mein Herz! es zittert auf in meiner Brust! Hört! höret bebend seine Stimme, die Rede, die aus seinem Munde geht (*)! Den ganzen Himmel

(*) Den Donner.

umziehet sie, die Fittiche der Erd' ergreift sein Licht (*): und hinter ihm brüllt laut sein Donner: Es tönt die Stimme seiner Macht: wir spähn's nicht aus, wie seine Stimme tönt! ....

Er spricht zum Schnee: Sei da auf Erden! zum Regenguß, den Strömen seiner Macht — und alle Menschen stehn erstaunt! und alle Menschen sehn: Es ist Sein Werk!

Das Wild entflieht in seine Hölen, es hält in seinen Wohnungen sich still. Aus Süden weht der Sturm heran, von Norden her der Frost. Hauch Gottes weht — so wird es Eis! Das weite Meer wird festes Land; und bald verjagt der Glanz die Wolke, sein Bliz zertrennet sie in weiter Ferne. Die Regenwolke wirbelt sich in Gängen, wie er will, geht auszurichten, was sein Wink gebeut — auf dieses Reis, auf jenes Land, das er erquiken will!

Hör an, o Hiob! dies; steh und begreife Gottes Wunderthaten! Weißst du, was Gott mit ihnen schaft? Wie er anzündet seiner Blize Licht? Und

(*) Der Bliz, der den ganzen Horizont erleuchtet.

weißst

weißst es, wie die Wolke schwebt? — Dies sind die Wunder des Allweisesten! Daß deine Kleider heiß dir werden, wenn er von Süden aus die Erde wärmt?

Du wirst wohl mit ihm jenen Aether wölben, der fest da steht wie ein gegossen Erzt? Zeig' an uns, was wir zu ihm sagen sollen? Wir finden keine Wort' vor Dunkelheit. Wird ihm erzählt werden, was ich rede? Verschlungen würde, wer sich ihm nahen wollte!

Unanschaubar ist sein Licht, sein Glanz dort hinter jenen Wolken (*), wenn sie der Wind verweht und läutert, wenn sein Goldglanz die Finsterniß durchstralt, Eloah's furchtbar schöner Schmuk —

Wie könnten wir den Mächtigen selbst ergründen? Er ist hoch an Kraft, an Allgerechtigkeit. Nie wird er dir antworten. Drum fürchtet ihn, ihr Sterbliche! kein Weiser schaute ihn — —"

(*) Vielleicht liegt hierin der schöne Gedanke: So wie unter den Wolken nun alles trübe, über ihnen alles helle sey, so sey auch sein Schiksal, so trübe und verworren es ihm scheine, vor Gott hell und klar, und gut und weise geordnet.

Und nun die plözliche Erscheinung und Rede Gottes an Hiob, die, wie ein englischer Ausleger sagt, alle vorigen Reden so weit übertrift, „wie der Donner ein leises Gemurmel." (Cap. XXXVIII —XLI, in einigen Stellen, und mit geringen Abänderungen nach Herders und Michaelis Uebersezungen.)

„Da sprach Jehovah zu Hiob vom Wetter heraus:

„Wer ist der Mann, der Gottes Rath verdunkelt, und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden, wie ein Held — Ich will dich fragen: lehre mich!

Wo warest du, als ich die Erde gründete? Sag an mir, wenn du's weißst! Wer hat ihr Maaß bestimmt? Weißst du es? Wer zog die Meßschnur über sie? Worauf steht eingesenkt ihr Grund? Wer hat den Ekstein ihr gelegt? da mich die Morgensterne in Chören lobten, und alle Kinder Gottes jauchzten?

Wer schloß mit Schleusen ein das Meer, als es hervorbrach, wie aus Mutterleibe? Ich kleidet' es mit Wolken, in Dunkel windelte ich's ein, bestimmte ihm sein Maaß, und sezte ihm Thore und Riegel für, und sprach: „Bis hieher komm' und

„ weiter nicht! Hier soll sich legen deiner Wellen „ Stolz!"

Gebotest Du in deinen Tagen dem Morgen? und wiesest ihren Ort der Morgenröthe? daß siegend sie der Erde Rand ergreife, und schüttele die Räuber von ihr fort (*). Wie Wachs (**) verändert sich der Dinge Bild: sie stehn, mit neuem Schmuk bekleidet, da. Nur den Verruchten wird ihr Licht entzogen, zerbrochen wird ihr stolzer Arm.

Bist du gegangen in des Meeres Klüften? Hast in des Abgrunds Tiefen du gewandelt? und thaten sich dir auf des Todes Thore? (***) und sahest du die Pforten der Vernichtung? Kennst du bis an ihr äußerstes die Erde? Sag an es mir: weil du doch alles kennst!

Wo wohnt das Licht? Wo ist der Weg zu ihm? Wo ist der Ort der Finsterniß? Hast du sie je an ihrer Grenz' ergriffen? Weißst du die Pfade in ihr

(*) Die des Nachts auf den Raub lauren, und bei anbrechendem Tage entfliehen.

(**) Unter dem Siegel, nemlich.

(***) Des unterirdischen Todtenreichs.

Haus?

Haus? Du wirst es wissen? Du warst ja damals schon gebohren, und deiner Jahre Zahl ist nicht zu zählen!

Bist du gekommen in des Schnee's Kammer? Hast du des Hagels Schäze da gesehn? Die ich mir auf die Zeit der Trübsal (*) spare, zum Kriegestage und zur Schlacht.

Auf welchem Wege wird das Licht vertheilt, wenn es der Ostwind auf die Länder streut? Wer spaltete des Himmels Wassergänge, und zog den Weg den **Wetterwolken**? daß sie auf Länder regnen, wo kein Mensch ist, auf Wüsten träufeln, die kein Mensch bewohnt, und sättigen die Einöd' und die Wüste, und sprossen machen zartes junges Gras. (**)

Wer ist des **Regens** Vater? Wer hat den **Thau** erzeugt? Aus weßen Mutterleibe gieng das **Eis**? Wer hat den **Reifen** in der Luft gebohren? Wasser verbirgt sich, und wird Stein, der Wellen Fläche liegt in Feßeln!

(*) Ironisch, als fürchtete sich Gott vor einem Kriege seiner Feinde.

(**) Herrliche Vorstellung der Vorsorge Gottes nicht bloß über die Menschen, sondern über alles was lebt.

Hast du das Siebengestirn gebunden? Kannst du die Bande des Orions lösen? Führst du den Morgenstern empor zu seiner Zeit? Führst du den Bären auf mit seinen Jungen? Kennst du des Himmels Ordnung, und hast sie drunten auf der Erde entworfen? Läßt du dein Wort hoch aus den Wolken schallen? und wandelst du in ihnen, wo Wasserfluthen dich bedeken? Kannst du die Blize senden — und sie gehn! sie sagen dir: „Hier sind wir!" Wer leitet Wolkenzüge mit Verstand? Die Lufterscheinungen mit Weisheit? Und zählt die Regentropfen weislich ab, und läßt des Himmels Güße sanft hernieder, und übergießt den Staub, daß er zusammen läuft, den Erdenkloß, daß er zusammenhängt? (*)

Erjagest du dem Löwen seinen Raub, und sättigst seiner Jungen Gier? Wenn sie in ihren Hölen liegen, im Hinterhalte laurend?

Wer schaft dem Raben seine Speise, wenn seine Jungen schreyn zu Gott, und irren umher und finden keine Nahrung?

(*) So weit die Schilderung der todten Schöpfung, nun die lebendige.

Weißt

Weißst du die Zeit, wenn auf den Felsen die Gemse gebiert, und nimmst in Acht der **Hirsche** Mutterwehn? Und zählst die Monden nach, die sie noch tragen muß, und weißst genau die Zeit wenn sie gebiert? Sie krümmen sich und drängen aus die Jungen, sie drängen ihre Schmerzenkinder aus, und sie gedeihn, und werden in der Wüste groß und stark, sie gehen weg und kommen nie zu ihren Müttern wieder.

Wer machte den **Waldesel** frei, und lösete ihm auf der Knechtschaft Bande? Einöden gab ich ihm zum Hause, und wilde Wüsten zu seiner Wohnung. Er lacht des Lärms der Städte, das Schelten eines Treibers hört er nicht: Auf grünen Bergen sucht er seine Waide, wo grünes Gras ist, späht er's aus.

Wird dir der wilde **Ochse** dienen? wird er an deiner Krippe übernachten? Spann' ihn einmal ins Seil ein, dir zu furchen! Versuchs', daß er vor deinem Pflug die Thäler ackre! Verlasse dich auf ihn weil er so stark ist, und trau ihm deine Arbeit an! Vertrau ihm an, daß er dir Frucht zuführe, und deine Tenne füllen helfe!

Mit Lustgeschrei erhebt sich dort ein froher Fittig! (der Straus) mit Flügeln und Federn des Storchs. Der Erde traut er seine Eier an, legt in den Sand sie, daß er sie erwärme — und denkt nicht dran: „Vielleicht möcht sie ein Fuß zerdrüken, vielleicht „die wilden Thiere sie zertreten!" Hart ist er gegen seine Kinder, als wären sie nicht sein: umsonst litt er Geburtswehn, er achtets nicht. Denn Gott verlieh ihm keine Klugheit, versagte ihm Verstand. Hebt er sich hoch und spornet seinen Lauf, so lachet er des Reuters und des Rosses!

Gabst du dem Rosse seinen Muth? und schmüktest mit bebender Mähne seinen Hals? Machst du es springen, wie der Heuschrek' springt? Es scharrt die Erd', und freut sich seiner Kraft. Wenn es dem Wafenglanz entgegen zeucht, lacht es der Furcht, und zittert nicht, und kehrt nicht um, wenn es das Schwerdt erblikt. Ueber ihm schwirrt der Köcher, Lanzen und Spiese blinken umher. Es steht empor, es knirscht, die Erde schwindet unter seinen Hufen, es fürchtet zu versäumen das Schlachtgewühl — Trompeten tönen, es schreit entgegen: Hui! Es schnaubt von ferne in die Schlacht, ins Kriegsgeschrei der Führer, ins Feldgeschrei!

Ists dein Verstand, daß sich der Habicht schwingt, und spannt dem Winde seine Fittiche aus?

Ists dein Gebot, daß sich der Adler hebt, und baut sein Nest so hoch? Er wohnt auf Felsen, und übernachtet da, hoch auf der Felsenspiz' in seiner Burg. Von da erspäht er sich den Raub, in weite Fernen blikt sein Aug, und seine Jungen schlürfen Blut, und wo ein Leichnam ist — da ist er!

Und Jehovah sprach zu Hiob:

Wer mit dem Höchsten rechtete — sollt' nun zurüke weichen? Antworte nun — du, der du Gottes Wege richtest!

Und Hiob antwortete Jehovah:

Zu unbedacht hab' ich geredt! was sollt' ich dir antworten? Ich lege die Hand auf meinen Mund. Einmal hab' ich geredt, nun will ich schweigen! und niemal will ichs wieder wagen!

Und Jehovah sprach zu Hiob vom Gewitter heraus:

Gürte deine Lenden wie ein Held zum Streit!

Ich will dich fragen! lehre mich! Wirst du vernichten meinen Richterspruch? Verdammen mich, und Recht behalten? Ist auch dein Arm, wie Gottes Arm? Kannst du, wie er, mit deiner Stimme donnern?

Mit Pracht und Hoheit schmüke dich! Mit Glanz und Ehre kleide dich! Ergiesse deines Zornes Fluthen, blik' auf die Stolzen, und erniedrige sie! blik' an die Hohen, und beuge sie zu Boden! zerschmettere die Bösen auf der Stelle! verbirg sie miteinander in den Staub, leg' ins Verborgne sie gefangen — und dann will ich dich loben! wenn deine Rechte sich selbst helfen kann!

Sieh dort den Behemoth! (*) Ich habe ihn neben dir erschaffen. Gleich Ochsen frißt er Gras. Schau an die Stärke seiner Lenden! Wie voller Kraft die Falten seines Bauchs! Gleich einem Cedernast schwenkt er den Rüssel. Seine Hüften sind von

(*) Den Elephanten. Andere halten dieses Thier für das Flußpferd, oder, mit noch mehr Wahrscheinlichkeit für den Rhinoceros.

Nerven durchflochten! wie vestes Erzt sind seine Knochen, wie Eisenstäbe sein Gebein! Hauzähne gab sein Schöpfer ihm zu Wafen. Er ist der Erstling aller Werke Gottes! Gebürge bringen ihm sein Futer, wo frölich sich des Landes Thiere lagern. Auch unter Schattenbüschen wohnt er gern, und birgt im Rohr und Schlamme sich: dort deket ihn ihr Schatte, des Stromes Weiden umgeben ihn. Und wütet selbst der Strom — er zittert nicht, und fürchtet nichts, und flösse selbst ein Jordan ihm zum Munde! Wer fängt ihn, da ers sieht? wer bort durch seine Nase Strike ihm?

Fängst du den Leviathan (*) mit dem Angel? und bindest seine Zunge mit dem Strik? Ziehst du ein Rohr durch seine Nase? durchborest seine Baken mit dem Dorn? wird seines Flehens viel seyn gegen dich? wird er demüthig bittend mit dir reden? wirst du ein Bündniß mit ihm schliessen, und wird er dann dein Knecht auf immer seyn? Spielst du mit ihm, wie einem Sperling, und wirst ihn deinen Kindern binden? und wird's bei seinem Fang ein Mahl der Freunde geben, und Canaans Krämer ihn unter sich vertheilen? wirst du mit Pfeilen seine

(*) Das Krokodil.

Haut,

Haut, mit Fischerspiessen seinen Kopf bedeken? Versuch's! leg deine Hand an ihn — und wiß'! du wirst nie künftig Krieg mit ihm anheben. Die Hoffnung trüget dich — kaum sieht er dich, so schwingt er sich zur Tiefe! Wer ist so kühn, ihn wieder aufzureizen?

Wer will vor mir bestehn? Wer übermocht mich je? Ich unterwerfe mich! — was unter allen Himmeln ist, ist mein!

Auch will ich nicht von seiner Stärke schweigen, von seiner Kraft, von seinen listigen Waffen!

Wer dekte je sein Kleid auf? Wer drang je in die Reihen seiner Zähne? die Thore seines Munds — wer öfnet sie? Um seine Zähne lagert sich der Schreken, Schilde bevestigen seinen Rüken: gedrängt sind sie, als wären sie gesiegelt, kein Lüftchen haucht durch ihre dichten Reihen, geklammert und verknüpft hängt einer fest am andern. Sein Hauch sprüht Funken, sein Auge gleicht der Morgenröthe Wimpern. Fakeln fahren aus seinem Mund, feurige Strahlen schiessen heraus, von seinem Schnauben steigt Dampf auf, wie siedendes Wasser in brausenden Töpfen! Lichte Lohe

sein Hauch, Flamme sein Mund! Auf seinem Naken wohnet Stärke, und vor ihm geht der Schreken her. Sein Riesenfleisch ist vest verflochten, und über ihm ists wie gegossen Erzt, das nie abfällt! Sein Herz ist felsenhart, hart wie der Mühlstein! Helden erbeben vor seinem Zorn, muthlos bringen sie Opfer der Söhnung! Kein Schwerdt besteht vor ihm, die Lanze nicht, kein Speer, kein Pfeil! denn Eisen achtet er für Stroh, und Erzt ist ihm wie moderndes Holz. Die Söhne des Bogens (*) verjagen ihn nicht, Schleudersteine sind Stoppeln ihm, schwere Keulen wie Graseshalmen! Des Lanzengeräusches lachet er, läuft wie über Laim über Angeln hin, schleppt Furchen, wie ein Wagen, in dem Schlamm. Die Tiefe brauset vor ihm wie ein Kessel, wie gährende Salben wird das Meer; weiß von Schaum wird sein Pfad hinter ihm, grau, wie ein Greis, das tiefe Meer. Auf dem Staube ist seines gleichen nicht, furchtlos zu seyn, ist er geschaffen. Er blikt auf alles Hohe herab, ein König aller Söhne des Wassers!

Und Hiob antwortete Jehova, und sprach:

Ich erkenne, daß du Alles vermagst, und kein

(*) Die Pfeile.

Gedanke ist vor dir verborgen. Wer ists, der deinen Rath verdunkeln will, und weiß doch nichts? Darum bekenn' ich, daß ich nichts verstand, und Wunder sind vor mir, die ich nicht fasse!

Hör an mich, sprach ich, ich will reden! ich will dich fragen, lehre mich! — Mit meinen Ohren hört' ich dich, mein Auge sahe dich — ich schäme mich, und thue Reue im Staub und in der Asche!"

* * *

So schließt sich das Gedicht. Die prosaische Erzählung von der glüklichen Umwandlung des Schiksals Hiobs läßt uns von der betäubenden Erhabenheit dieser Rede wieder zu Athem kommen. Hiob mit seinen Klagen wird für gerechter, als seine Freunde mit ihren Tröstungen erklärt, er erbittet für sie von Gott Vergebung, erhält doppelt wieder sein verlornes Glük, lebt noch 140 Jahre, und stirbt alt und lebenssatt.

Solche Schäze schließt die heilige Schrift in sich! Welch ein Reichthum von Poesie, Empfindung, Kunst, Natur, Humanität und Wahrheit ist bloß

in diesen wenigen Auszügen aus Hiob! Und es ist nur Ein Buch — von fünf und sechszigen! Der Raum dieses Bandes wäre zu enge, wenn ich Ihnen, meine gefühlvolle Freundinnen, die schönsten Stellen aus Mose, den Psalmen, Salomons Schriften, dem königlichen Jesajas und den übrigen Propheten, vom neuen Testament noch gar nichts zu reden, nennen, und ihre vielfache Schönheit, Wichtigkeit und Anwendbarkeit auch nur blos anzeigen wollte.

Ich glaube so ziemlich zu kennen, was im ganzen Reich der Litteratur das Schönste und Wichtigste ist: sehr vieles von diesem gefällt beym ersten Lesen ungemein, beym zweiten weniger, und nach dem dritten läßt man es für immer liegen. Nur sehr wenige Dichter, Philosophen, Moralisten und Geschichtschreiber giebt es, die man in gewissen Stellen fast inspirirt nennen möchte, und über deren Werth Jahrhunderte oder Jahrtausende entschieden haben; aber man nenne mir einen, der nicht in so weit ein Zeuge der menschlichen Unvollkommenheit wäre, daß man nicht von ihm sagen müßte: hier schläft er! hier ist er ungenießbar! hier ist er matt und frostig! hier ist ein Irrthum, oder ein einseitiges Urtheil, oder wohl gar eine Thorheit! Die heilige Schrift hingegen

ermüdet einen denkenden und gefühlvollen Leser niemals, und geht ihm, wenn er sich ihr mit einem gesammelten Geiste, mit einem ruhigen Herzen und mit Bedürfniß nach Wahrheit nähert, bei jedem Lesen in neuem Glanze auf. Je mehr man sie liest, desto begieriger wird man nach ihr, und man kann oft nur wenige Zeilen lesen, so übermannt den Geist der Reichthum von Wahrheit. „Majestätisch und göttlich spricht sie in jeder Linie nichts geringeres als Gott." (*) — O daß mir gegeben würde, sie noch einst meinen Zeitgenossen in einer Gestalt zu geben, die ihre Liebe gewönne! O daß mir Ermunterung, Zeit, Kräfte und Beruf verliehen würden, einmal noch in meinem Leben etwas recht wichtiges zur Aufklärung, zur Darstellung derselben in ihrer reinsten Gestalt zu thun, damit so viele edle, gefühlvolle Menschen, die nun an ihr irre gehen, die sich entweder an den losen Produkten gewisser Schöngeister krank gekizelt und empfindelt, oder in den Stoppelfeldern einer eingebildeten Weisheit müde gerannt haben, und die doch eines Bessern werth sind, sie in ihrer ursprünglichen Schönheit, in ihrer unerschöpflichen Wahrheit und Anwendbarkeit, wie

(*) Dryden.

den Morgenstern aus der Nacht, aufgehen sähen — mit Freuden wollte ich jede andere Arbeit niederlegen, und jedes Talent, das mir Gott gegeben hat, diesem einzigen Zwek aufopfern!

XXXV.

Gespräch bey der Landkarte.

A. Hier liegt Philadelphia, die Hauptstadt in Pensylvanien.

B. Verschonen sie mir doch mit vielen Städten! Ich kann die Namen nicht behalten.

A. Besser, sie wissen die Namen ihrer Hausgeräthe und näherer Dinge. Doch, wo nicht von Städten, so werden sie mir doch erlauben von den Menschen zu reden. Also — hier hinter den blauen Bergen wohnen die Wilden, ein freies, tapferes, glükliches, im Frieden sanftes Volk, gleichsam noch roh, wie es aus den Händen der Natur kam, weder verbeßert noch verschlimmert — doch man sagt:

schlimm

schlimm komme der Mensch auf die Welt; ich für mich glaube, weder so gut noch so schlimm, als man wähnt. Nun weiters: Sie leben von der Jagd. Wochenlang streifen sie einsam in ihren stillen Wäldern herum, und bei ihrem gesunden natürlichen Verstande denken sie oft auch über solche Sachen nach, die bei den zahmen Menschen in Europa nicht zum bon ton gehören, über Dinge, die nicht vor Augen liegen, wie die Schweizerhirten auf den hohen Alpen, und ihre reine Empfindung drükt sich meistens überaus naiv und lieblich aus.

B. Wie glüklich doch diese Leute gegen uns sind! Sie bedürfen weniger, und wie hemmen uns unsere unzählige Bedürfniße so oft am reinen Genuß des Lebens! Wie unzählige Sorgen führen sie uns zu! Sie scheinen den unersättlichen Durst nach **Wissen**, nach Ideen gar nicht zu haben, der für manche unter uns so peinlich ist, weil sie gar keine Befriedigung absehen.

A. Wenn darin die **wahre Glükseligkeit** besteht, seinen Geist so wenig wie möglich zu kultiviren — so hat auch diese gescheide Nation den rechten Faden noch nicht gefunden!

B. Vielleicht aber ersezt ihnen, mein Lieber, ihr gesunder Verstand und ihre lebendige ungekünstelte Empfindung alles das vollkommen, was ihr europäische Männer Cultur des Geistes zu nennen beliebt?

A. Das glaube ich auch.

B. So siehts übel aus mit eurer Cultur!

A. Gottserbärmlich übel! — aber auch übel mit ihren Wilden! denn der große Prophet unsers Zeitalters, der Patriarch aller empfindsamen Träumer über sich selbst, deren Zahl in unsern Tagen Legion heißt — Herr Johann Jacob Rousseau leitet alles Elend der Menschen vom Denken und Nachsinnen her, und will, daß wir, wie weiland Nebucadnezar, auf allen Vieren gehen, wollen wir anders ächte Söhne der Natur seyn. Die Wilden aber gehen aufrecht!

B. Vor dieser Natur bewahr' uns der Himmel! wie würde das Geblüt zum Kopfe steigen, die hellen Augen trübe und die Rosenwangen wie Scharlach werden!

A. Ihr Mädchen denkt immer zuerst an euer

Gesicht,

Gesicht, und habt auch Recht. Wir also fangen diese vierfüssige Natur nicht die Ersten an!

B. Sie spötteln immer!

A. Gutmüthiger Spott an seinem Ort, ist das Salz der Gesellschaft, das aber nicht alle so gut wie sie ertragen mögen.

B. Genug von dem. Sie haben mir schon oft von den Wilden erzählt, und aus Carver, Loskiel, Long u. a. vorgelesen; und ich merkte, ihr Herz ward allemal weich dabei. Es drükte sie — ich weiß nicht was?

A. Je nun, das wird mich oft noch drüken, und drükt manchen Grössern und Edlern denn ich bin. Es giebt Augenblike der Uebersattheit, von denen ich viel reden könnte, wenn ich nicht voraus sähe, daß dieser und jener Herr, da doch unser Gespräch so zimlich öffentlich ist, daraus einen Spieß gegen mich zu machen nicht versäumen werde. Ich fühle, wie glüklich jene sind, auch hierin so wenig zu bedürfen, und alles in sich selbst zu haben — und wie so arm mancher unter uns, weil er so viel bedarf!

das ewige Jagen nach Erkenntnis ist, solang es nur das ist, eine Flucht vor sich selbst, deren nächste Folge die ist, daß unser Herz als Feind gegen uns handelt.

B. Doch nicht immer?

A. Sorgen sie nicht. Ich kenne ihre Sorgfalt. Nein! nicht immer! nur wenn der gute Genius nicht Meister wird.

B. So laßen sie ihn Meister seyn! Lebe und liebe! wirken sie mit dem, was sie schon haben. Sie haben genug für ihren Krais.

A. Diese Predigt habe ich oft schon gehört. Welches ist aber der Krais, den ich fortan nun immer haben werde, und könnte nicht ein grösserer kommen, der mehr erfoderte?

B. Nach menschlichem Ansehn schwerlich. —

A. Ich bin ein europäischer Mann. Ein jedes Land hat so wie seine eigenen Menschen, so seine eigene Berufsarten, seine eignen Pflichten, die Trieb und

und Umstände bestimmen müssen. Wir Europäer sind von Japhets, (des Ausbreiters) Geschlecht, und uns gehört die Uebersicht der Erde.

B. Aber muß man dazu so viel Wissenschaft haben? Es ist mir, obwohl ich nur ein Weib bin, oft vorgekommen, Wissenschaft und Weisheit seyen zwo getrennte Sachen — und leztere allein das Zehrgeld auf die Reise nach jener Welt, wo Pensylvanien und die Wilden uns wenig mehr intreßiren werden.

A. Wer weiß? Doch die Unterscheidung ist richtig, vielleicht aber laßen sich beide gar gut vereinigen.

B. Diese Untersuchung gehört nicht für mich. Ein Spruch der Bibel hat mich immer gerührt, und über meine Armuth an Wissenschaft getröstet — obschon sie mir einst sagten, Tohren hätten ihn so verlacht, daß man ihn kaum mehr nennen dürfte.

A. Mir wohl! die Bibel und ich sind keine Feinde.

B. „Christum lieb haben ist besser denn alles wissen."

A. Ein

A. Ein herrlicher Spruch voll der reinsten Wahrheit, die sich an tausend glüklichen Herzen erprobet. Er steht überdas in einem so schönen Zusammenhang: dem eiteln Wissen, dem blossen **Vielwissen** sezt der heilige Mann die Gottesfülle an Glaube, Liebe und Hofnung entgegen, die allein ein **Freund** des Erlösers empfindet, und so beseligend ist, daß jene Wissenschaft der Erde auch in ihrer geistigsten Gestalt sich vor ihr in Staub verkriechen muß. Denn dies ist der lezte **Zwek** und die eigentliche, obwohl von Millionen verkannte **Bestimmung des Menschen**, seinen Schöpfer zu kennen, in festem Glauben sich an ihn zu halten, je mehr und mehr sich der Quelle aller Vollkommenheit zu nähern, sein Herz mit Wahrheit und Liebe zu erfüllen, und mit aufgerichtetem Haupte einer immer steigenden Entwiklung, worin die höchste Seligkeit des Menschen besteht, entgegen zu sehen.

Indessen, wenn Paulus diese Weisheit **besser** nennt als die blosse **Wissenschaft**, so sagt er damit nicht, daß leztere in **jeder** Absicht gar **nichts** sey. Hat er doch selbst griechische Dichter gelesen, die Rabbiner seiner Nation studirt, und für seine **Bücher** Sorgfalt getragen. (2 Tim. IV, 13.) Drey Stellen

aus

aus den erstern führt er an, und seine Kenntniß der rabinischen Gelehrsamkeit zeigt sich im Brief an die Hebräer. Johannes muß auch viel gewußt haben, von Moses, Hiob und Salomo; von einer Menge anderer in alten und neuen Zeiten, die **Weisheit** und **Wissenschaft** glüklich verbanden, nichts zu sagen. Blos auf den **Gebrauch** kömmt es an, den man von lezterer macht.

B. Ja, wie könnte ein Weib mit ihnen auskommen!

A. O sehr leicht! Man darf nur einst die süssen Früchte der wahren **humanen** Weisheit so geschmekt haben, daß das Herz immer die Sehnsucht darnach behält, um sich eines Disputirens, wovor euch graut, gar gern zu enthalten. Die Wissenschaft möchte ich, in allem Ernste, haben, die eine weibliche Seele lieben kann. Denn euer Geist ist zu lichte, als daß er etwas anderes, als was **rein human** ist, und woran das **Herz Theil** nehmen kann, annehmen könnte. Diese muß wahrlich keine spröde, trokene Buchstabenweisheit, sondern ein wahrer **Reichthum** und eine Zierde des Geistes seyn. Den Gelehrten zu dienen habe ich weder Kräfte, noch Zeit,

noch Hülfsmittel genug. Ein einziges mal wollte ich es thun, aber meine Arbeit verlor sich wie ein Tropfen im Ocean. — —

B. „Dem Schönen, das die ganze Welt dir zeigt, geh lokend nach, bis es dein Trieb erreicht!"

A. Recht getroffen, und ich hoffe mich dabei nicht zu verwirren! Man muß nur immer Zwek und Mittel zu unterscheiden wissen. Die Verächter der Wissenschaften wollen den Zwek, und verachten die Mittel. Die Buchstäbler vergessen über den Mitteln den Zwek. Der Zwek ist in diesem Fall — wahre Lebensweisheit für sich, und Nuzbarkeit für andere. Wer dies leugnet, versteht nicht was er redt, und ficht blos gegen das Gespenst seines Vorurtheils; wie der, den wir gestern so spöttelnd und verächtlich gegen die Wissenschaften plaudern hörten. Es ist Männern meines Berufs nicht blos erlaubt, sondern befohlen, auch hierin Lichter in der Finsternis, Lehrer des unwissenden Haufens zu seyn, und sich einen Schaz von schönen und nüzlichen Kenntnissen zu erwerben — wär' es auch nicht um des eigenen Vergnügens, das sie gewähren, so doch um derer willen, die, um in den Himmel zu steigen, einer Leiter bedürfen, die auf der Erde steht, und

von

von ihr ausgeht. Sind sie selbst oder andre droben, so mögen wir die Leiter wegwerfen, wenn wir wollen. Ohne Noth hat doch gewiß die Vorsicht den Wissenschaften in der Welt nicht so augenscheinlich fortgeholfen — —

B. Wo kommen wir hin? Bei mir haben sie keine Apologie nöthig, denn sie haben schon anderswo ihr, mich beruhigendes Glaubensbekenntniß abgelegt: daß es zur wahren Weisheit nicht nur einen, sondern tausend Wege, und für jedes Individuum einen andern gebe; und daß es Tyranney sey, den Seinigen als den Einzigrichtigen auszuschreien.

A. Allerdings Tyranney, und Stolz und Dummheit oben drauf, wenn es ein Mensch behauptet. Einmal durfte Einer, der mehr als das war, sagen: „Ich bin der Weg —" Wer erkühnt sich neben diesem einen beßern anzugeben? ich nicht! ich rede blos vom **Vorhof**, der zu diesem unberührbaren Heiligthum führt.

B. Mich hat immer die erhabene Stelle **Hiobs** (C. 28.) tief gerührt, wo er den Weg der Weisheit so schwierig macht:

„ Wo soll man Weisheit finden?
„ Und wo ist des Verstandes Ort? —
„ Den Weg ersah kein Berges Vogel je,
„ Des Geiers Auge hat ihn nie erspäht.
„ Der Mensch, er weiß nicht ihren Siz,
„ Im Lande der Lebendigen ist sie nicht!
„ Das Meer spricht: nicht in mir ist sie!
„ Die Tiefe widerhallet's: nicht in mir!"

A. Und so leicht macht er ihn!

„ Dir ist Furcht des Herrn Weisheit!
„ Das Böse meiden, das ist dir Verstand!"

Ueberhaupt ist kein **Weg** zu ihr, wir dürfen sie weder im Himmel, noch im Meer, noch im Abgrund suchen — sie ist in uns!

B. In uns! wie Gold in Bergen! wie Diamanten im Schacht! aber, wie sie herausgraben?

A. Durch Regierung seiner Seele, durch Festhaltung seines Zwekes, durch Nachdenken, und durch Freundschaft mit dem, der ihre Quelle in sich selber hat. Nur den Fleißigen belohnt sie. So wird man

weise,

weise, auch ohne Hülfe der Bücher, die so oft nur Brunnen ohne Wasser sind. Ihr zumal, feinere Hälfte des Menschengeschlechtes! der Schöpfer scheint bei euch das Gold der Weisheit obenauf gelegt zu haben, und bei uns etwas tiefer, weil Mühe und Arbeit unsere Bestimmung ist.

B. Und sie, m. L. wollen künftig immer ihrem Genius treu, und nüchtern im Suchen seyn. „Was haben wir zu versäumen? ist nicht die ganze Ewigkeit unser?" sagt ihr verehrter Leßing. Glükseligkeit durch Weisheit ist ihr Zwek. Suchen sie sie nie allein auf dem Wege der Wissenschaft!

A. In dieser, solang sie blos **Wissenschaft** ist, gar nie, aber in ihren **Resultaten**. Sie ist blos Buchstabe, diese aber sind ihr Geist. Wie manche frohe Stunde habe ich ihr zu danken, wenn ich sie so genoß, mäßig, und zu keinem andern Zwek, als um **Wahrheit** zu finden. Sie sey und bleibe meine Freude! Sie ist auch ein Gottesgeschenk, eine sorgenlösende Freundin, eine Zuflucht in kummervollen Stunden, sie gehört zu meiner Natur, und in der Ewigkeit will ich noch ihre Seligkeiten geniessen. Siehe den weiten Himmel! welche Geheimniße verbirgt

er in sich, die izt noch der spähendste Blik eines irdischen Forschers nicht ergründen kann, die aber auch mir nicht ewig Räthsel bleiben sollen! Nur wollen wir die Weisheit nicht vergessen, von welcher Hiob spricht: Diese, liebe Seele, sey unsre gemeinschaftliche Freundin!

B. **Weisheit** ist bloß ein Name — Gott ist Alles.

XXXVI.

Die Wissenschaften.

Eine Parabel.

Im neuen Jerusalem, welches schon izt bereitet ist, um einst nach Vollendung aller Dinge auf Erde herabzusteigen, gerüstet wie eine geschmükte Braut ihrem Bräutigam, ist der **Pallast der Religion**, voll der Herrlichkeit des Herrn, und sein Licht gleich dem Tage. Sie selbst wohnt in ihm als ein menschliches Wesen, und was schön und gut ist auf Erden, versammelt sich zu ihr.

Einst

Einst entstand ein Gemurmel unter Vielen, die theils um den Pallast, theils schon in ihm waren: „Ein so herrliches Wesen bedürfe keines Schmuks der Erde, und die Begleiterinnen, die da um sie stühnden, auf deren Arm sie sich stüze, durch deren Mund sie bisweilen rede, müssen alle herausgejagt werden!" Diese Begleiterinnen waren die **Musen** menschlicher **Künste**, die zu dieser Ehre ein Recht zu haben glaubten, weil auch sie von Gott herkämen, seine Thaten und Gedanken erforschten, die Menschen an ihrer Hand auf dem Wege des Fleisses und der Uebung wieder zu Ihm zu führen gedächten, und die jüngern Schwestern der angebeteten Göttin wären.

Aber das Geschrei hörte nicht auf, und ward im Gegentheil immer lauter. „Ihr Wesen sey von unten auf; sie seyen für Viele, die sich ihnen ergeben, wie ein Schwerdt in des Rasenden Hand; sie versperren den Weg zum Pallast; — auf die Erde müßten sie wieder zurükgebannt werden!"

Die Religion schwieg, ließ sich ungeachtet dessen von ihnen begleiten, sprach oft durch sie, ließ sie für sich zeugen, und stüzte sich, wie zuvor, bisweilen auf ihre Arme. Das Geschrei nahm überhand, und

gerade die schrien am lautesten gegen die Musen, die ihnen nie ins Angesicht, sondern sie nur in weiter Ferne gesehen hatten. Es wurde hörbar genug gesagt: „Das sey nicht die wahre Königin!" — Denn sie war nicht nach ihrem Sinn, nicht ausschliessend, sondern gegen alle gütig, nicht ängstlich und enge, sondern die **Freiheit** selbst.

Endlich befahl an einem grossen Tage die Königin ihren Begleiterinnen, sich zu rechtfertigen. Schon machten sich alle Zuhörer auf lange Schuzreden gefaßt — als ganz gegen ihre Erwartung nur kurze Sprüche gehört wurden.

Die Muse der **Dichtkunst** fieng an:

„Herr Gott! du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmüket. Licht ist dein Kleid, das du anhast. Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich, du wölbest ihn mit Wasser. Du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittichen des Windes. Winde sind seine Bothen, Feuerflammen seine Diener. Heilig! heilig! heilig ist Jehovah, der Heere Gott, und alle Lande sind seiner Ehre voll!"

Die

Die Muse der Tonkunst sang:

„Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen seinen Namen, des Morgens seine Gnade, des Abends seine Treue verkündigen! Auf den zehen Saiten, mit Psalter, mit Spielen auf der Harfen. Singet dem Herrn ein neues Lied! Singet dem Herrn alle Welt!"

Die Muse der Geschichte sprach mit hoher Majestät, mit Einfalt und Würde:

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und der Hauch Gottes fuhr über die Wasser. Da sprach Gott: Es werde Licht! da ward das Licht. — Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht. In ihm war das Leben. Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Nachdem vor Zeiten Gott oft und auf mancherlei Weise geredet hatte zu unsern Vätern durch die Propheten, sprach er zulezt mit uns durch seinen Sohn, den Herrn über alles, den Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens" —

Die Muse der Philosophie fiel ihr ins Wort:

„O welch eine Tiefe des Reichthums beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte! Wie unerforschlich seine Wege! — Davon wir reden, ist nicht eine Weisheit dieser Welt, und der Obersten dieser Welt, welche vergehen: sondern wir reden von der geheimen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Grundlegung der Welt zu unserer Herrlichkeit."

Nachdem auch die Muse der Erdkunde gesungen hatte:

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnet; er hat ihn an die Meere gegründet und an den Wassern bereitet" —

Die Muse der Beredsamkeit:

„Das Wort Gottes ist wie ein Feuer, und ein Hammer, der Felsen zerschmettert; lebendig, kräftig, und schärfer denn kein zweischneidend Schwerdt, und

durchdringet und durchschneidet Seele und Geist, Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens" —

Und die Muse der Sternkunde:

„Die Himmel sind durch das Wort des Herrn gemacht, und all ihr Heer durch den Geist seines Mundes! Er führet des Morgens die Sonne herauf, frölich wie einen Bräutigam aus seiner Kammer. Hebet euere Augen in die Höhe, und sehet, wer hat die Gestirne erschaffen? Wer führet ihr Heer nach der Zahl heraus? Wer rufet sie mit Namen, daß Ihm, dem Starken, dem Allmächtigen, keines ausbleibt?" —

Nachdem sie dieses gesagt hatten, schwiegen sie still. Ihre Verkläger — seufzten! Die Religion sprach: „Ihr seyd gerechtfertigt, denn ihr habt euch geheiligt. Alle Creatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen und mit Weisheit zur Ehre des Schöpfers genossen wird."

Nach wie vor blieben die Musen ihre Begleiterinnen, und wie sonst — ihre beneideten Begleiterinnen.

XXXVII.

„Liebet das Gute!"

Wenn Gott die Welt liebt, wie uns Jesus bei Johannes bezeuget: so gefällt sie ihm auch — nicht der Sünde, sondern der grössern Masse des Guten wegen, das in ihr verborgen ist; und folglich ist es göttlicher Sinn, dies Gute aufzusuchen, mehr und fleissiger als das Böse, und wo wirs finden, mit Freuden ins Licht zu stellen. Bist du selbst gut, so liebst du das Gute, das heißt: du freust dich desselben; bist du böse, so siehst und suchst du nur Böses. Welches du liebst, so wirst du auch selbst.

Dem Schönen, das die ganze Welt dir zeigt,
Geh lokend nach, bis es dein Trieb erreicht.
Vornehmer Geiz! so muß man Schäze häufen!
Schwingt sich zu Gott dein tiefes Lob empor:
Dann stelle dir erst alles Schöne vor!
Nie kannst du Gott dir allzuschön begreifen.

Withof.

XXXVIII.

Bemerkungen über den Umgang.

1.

Laß jedem guten Menschen die frohmachende Freiheit, im Umgang mit dir über das zu reden, was ihm am liebsten und angelegensten ist, sollte es dich auch nicht gerade am meisten instressiren. Es ist Menschlichkeit, und die feinste Güte.

2.

Die Menschen sind die unerträglichsten im Umgang, die nie das Wort aussprechen können: Ich habe mich geirrt!

3.

Es ist eine Unart vieler Menschen, selbst solcher, die auf feinen bon ton Anspruch machen: ganze Abende durch von Dingen zu reden, die nur die wenigsten in der Gesellschaft intressiren, verblümt von Geheimnissen, ach wie elende Geheimnisse! die nur sie wissen; von abwesenden Personen, die niemand sonst kennt, Anspielungen zu machen, die niemand versteht u. s. w. Im Grunde ist dies die kleingeistigste

Eitelkeit, und der lächerlichste Stolz. Gutdenkende Menschen sehen immer darauf, daß in ihrem Kraise alles froh, und niemand gedrükt oder hintangesezt sey.

Freilich manche Gesellschaften des gewöhnlichen Schlags haben gar keinen Zwek ihrer Zusammenkunft; wer aber den unaussprechlichen Werth der Zeit kennt, wird keine Stunde vorbeigehen lassen, ohne etwas Gutes zu **geben** oder zu **empfangen**. Es giebt, auch im Umgang, eine **Gerechtigkeit** gegen andere, für welche wenige Sinn zu haben scheinen, und eine feinsentirende, freudenerfindende, und gern erfreuende **Humanität**, die eine der liebenswürdigsten Aeusserungen eines wahrhaft edeln Menschen ist. Wer gerecht ist, ist es im Allerkleinsten, wie im Allergrößten.

4.

Nächst dem individuellen Vergnügen, das uns eine nicht ganz geistleere Gesellschaft gewährt, ist der Nuzen der größte, den Salomo angiebt: „**Ein Messer wezet das andere, und ein Mann den andern.**" Die Stubengelehrten werden nicht also gewezet. Doch wird ein Kluger eben so sehr, als er gute Gesellschaft suchet, solche fliehen, wo er

fürchten

fürchten muß, vollends stumpf zu werden, welches bisweilen der Fall ist.

5.

Ein pöbelhafter Mensch, der seinen Ruhm darin sucht, in Gesellschaften den Hanswurst zu machen, ist nur bei seinesgleichen angenehm, bei Edeldenkenden gewiß verächtlich. Ernste Wahrheit, ächtes Gefühl herrscht nicht bei einem Menschen, der alles mit dem Geifer seines Lachens besudelt, und der Wizling, der bloß durch Wiz brilliren will, wird gewöhnlich am Ende der langweiligste Gesellschafter.

6.

„Lerne endlich, sagte ich einst M—, nach so mancher peinlichen Erfahrung, die du gemacht hast, die Weisheit in vermischten, zumal lauten, Gesellschaften gar nichts von deinen Herzensbedürfnissen, gar nichts von höhern Dingen zu sprechen, denn dieses heißt Perlen vor die Schweine werfen. Horche erst, und lerne sentiren, in welchem Kraise du dich befindest! — Du kennst Luthers Tischreden: es sind lauter Gespräche, die dieser grosse Mann über der Tafel hielt, denn bei einer mässigen, muntern Mahlzeit entwikeln sich freie frohe Gedanken am

leichtesten, und die Funken des Wizes sprühen am lebhaftesten, eben weil sich der Geist minder anstrengt. Jener erste Mann in der Geschichte, dessen Freude Erfreuen war, hatte von Freuden dieser Art einen so hohen Begrif, daß er selbst die Herrlichkeit des Himmels ein **Abendmahl** nennte, wo Abraham, Isaak und Jacob mit zu Tische sizen.

7.

Die Gastgebote der Alten waren prächtig, aber höchst einfach, und gewöhnlich wurden Musikanten dazu gezogen. Ihre Trinklieder, von denen man noch viele hat, waren keine lüderlichen Sauf- und Gassenlieder, sondern sie priesen Tugend, Schönheit, Freude, Gesundheit, Freundschaft. (Einige der schönsten sind in den **Volksliedern**, Leipzig 1778. Th. I. 266 — 270. und in dem Anhang zu **Hagedorns** Gedichten.)

Jopas, ein Sänger an der Tafel der Königin Dido zu Karthago, sang, wie Virgil erzählt, „den wandelnden Mond, die Arbeit der Sonne, den Ursprung der Menschen und Thiere, des Regens und der Blize, die Gestirne, die feuchten Hyaden, den Wagen am Nordpol, die Ursache des Sommers und

Winters u. s. w." Der grosse Cäsar frägt, bei Lucan, den Aegypter Achoreus, über die Natur und den Ursprung des Nilstroms, die Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes und die Natur der Götter, „sintemal diese erkannt seyn wollen."

Hiedurch wurden diese Lehren veredelt, vom Staub der Schulen erlöset und in das gemeine Leben gebracht. Bei uns werden sie so oft mit mürrischem Ernst, und handwerksmässig in finstern Stuben gelehrt, daß Viele es für einen Verstoß gegen alle gute Lebensart halten, an der Tafel, zumal in Gesellschaft des schönen Geschlechtes, davon zu sprechen, als liebte dieses die **Unwissenheit**! Daher der Ekel, den Viele vor Gesprächen solcher Art haben, indem der Mensch doch immer lieber munter, als ernsthaft und gespannt ist. Unser Frohsinn reicht höchstselten an den der Alten, unsere Humanität und Feinheit steht meistens hinter der ihrigen weit zurük, und man sieht aus mehr als einem Zuge unserer Sitten und Denkensart, daß wir in rauhen, nordischen Ländern wohnen, und, troz aller wissenschaftlichen Aufklärung, tiefer in der Barbarei zurük sind, als manche eingebildete Tohren glauben. Anstatt jener edeln Vergnügungen muß das Trödelwesen schaaler Neuigkeiten, feiner Medisance

 und

und elender Schneiderscherze, die verlornen Stunden ausfüllen!

Die Alten hatten Familienmahlzeiten, (jährliche Opfer, 1 Sam. XX, 6.) die nothwendig sehr viel beitragen mußten, Vertraulichkeit, Einigkeit und den Gemeingeist in den Familien zu unterhalten. Beym Virgil hat die Königin Dido einen Familienbecher, aus welchem alle ihre Vorfahren getrunken hatten, und der nur bei feierlichen Anlässen gebraucht wurde. Sie trinkt ihn an, und bietet ihn dann im Kraise herum u. s. f. Aehnliche Sitten kommen im Homer vor. — Von dem im folgenden Bändchen unserer Unterhaltungen.

XXXIX.

Schwazhaftigkeit.

1.

„Wenn beständig und viel und schnell reden, ein Zeichen der Klugheit ist, so sind die Schwalben die weisesten Geschöpfe." Euripides. (Die Göttin

Latona

Latona verwandelte einst einen Haufen geschwäziger Bauren in — Frösche.)

2.

Nie ist M. stiller als in Gesellschaft eines Schwäzers: erstlich, weil er muß; zweitens, weil die Ansicht, wie viel unnüze Worte mit herausströmen, wo alle Schleusen der Rede geöfnet sind, und wie lächerlich man sich bei vernünftigen Leuten dadurch macht, ihn abschrekt, auch nur genug und das Nöthige zu reden. Das Beßte ist, in solcher Prüfung sich ganz leidend zu verhalten; denn willst du diesem Wortstrom Dämme entgegensezen, er reißt sie fort, er überplaudert dich, und ihm gegenüber verlieren deine Worte allen Nervus. Der Schwäzer prätendirt allemal, viel, viel wichtigere Dinge sagen zu können, als alle andern um ihn. Gehorche ihm also, und laß Schweigen und Prüfen dein einziges Geschäfte seyn!

3.

„Wer seinen Mund bewahret, der bewahret sein Leben." Salomo, und Sirach: „Hörst du was Böses, so sage es nicht nach, denn Schweigen schadet dir nichts. Offenbare es nicht, denn man höret dir wohl zu, und merket darauf, aber

man hasset dich gleichwohl. Hast du etwas der Art gehört, so laß es mit dir sterben, so hast du ein ruhig Gewissen; denn du wirst ja nicht davon bersten! u. s. w. (Cap. XIX.) Wie viel Menschenkenntniß und Nachdruk liegt in diesen Worten!

4.

Im IX Cap. der Sprüche schildert Salomo die **Tohrheit**, und das erste Attribut, das er ihr beilegt, ist: sie sey **voll Schwäzens**. Jeder Schwäzer ist nahe bei ihr, wo nicht gar sie selbst. Viel Redens, viel Tohrheit. Man muß aber fortlesen, weil das zweite eben so wahr ist, und weit aus bei den meisten Schwäzern gefunden wird: „und — **weiß nichts**!"

5.

Zeno, ein griechischer Philosoph, sagte einem unaufhörlich plaudernden Jüngling: „Weißst du nicht, daß wir darum zwei Ohren und nur einen Mund haben, daß wir viel hören und wenig schwäzen?"

6.

Eben dieser, als ein sophistischer Schwäzer, um ihn durchaus zum disputiren zu zwingen, ihn fragte:

„Ist die Tugend auch nüzlich?" antwortete blos: „Nein!" nur um seines Geschwäzes loszukommen.

7.

„Nie, sagte Phocion, hat es mich gereut, wenn ich schwieg, oft aber wenn ich redete."

XL.

Vom Argwohn.

Von allen Uebeln, die der Fürst der Finsterniß zur Quaal der armen Sterblichen in der schwärzesten Nacht seiner Hölle ausgehekt hat, ist wohl keines schreklicher als der **Argwohn**, sein erstgebornes Kind. Daß er von unten herauf kommt, ist das mit ein Beweis, weil er die Nacht liebt, in der Nacht entsteht, sich in nächtlichem Dunkel verbreitet, und den heitern Tag des Friedens und der Vertraulichkeit in die Nacht des Grams und des Hasses zu verwandeln weiß. Kaum ein Uebel ist gefährlicher, weil seine Anfänge so unbedeutend und unmerkbar sind, und sein Fortgang sich so fein verstekt, daß

ihm die Unschuld nicht beikommen kann, bis er mit voller Kraft ausbricht, um alles über den Haufen zu stürzen. Kein Band der Liebe und Freundschaft ist stark genug, das nicht von ihm zerrissen werden könnte, wenn er wie ein unaufhaltbarer Strom daher bricht. Zu der wahren Freundschaft gehört ein unbefangenes, trug- und harmloses Zutrauen: der Geist des Argwohns hat die höllische Freude, wenn er sich einmal nur in der Grösse eines Senfkorns eingenistet hat, daß es mit jenem auf lange Zeit, wo nicht auf ewig geschehen ist. Die zärtesten Empfindungen, die feinsten Gefühle der Liebe werden von ihm wie ein Augapfel von Dornen verlezt, und je zärter eine Beleidigung, desto unheilbarer ist sie. „Die Zunge, ein klein Glied, sagt Jacobus, welch große Dinge richtet es an! Siehe, ein klein Feuer, welch einen Wald zündet es an! Sie zündet an all unsern Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist!" Verflucht sey der, der wissentlich und grundloser, boshafter Weise uns gegen unsre Freunde Argwohn einflößt! Lieber ermorde er uns, so hat es mit unserm Marterleben ein Ende!

Die beßten Menschen, wenn Argwohn sie beherrscht, sehen sich selbst nicht mehr gleich. Die

vernünftigsten, überlegendsten Menschen verschliessen aller Ueberlegung, mithin aller Ueberzeugung vom Gegentheil, den Zugang zu sich, und werden wahre Schwärmer für das Gespenst ihrer Phantasie. Die heilige Schrift sagt irgendwo in einer Schilderung des künftigen goldenen Zeitalters: „Die Menschen werden einander trauen,“ und verheißt uns damit die Ertödung dieses Ungeheuers.

Der Argwohn gebiert Verleumdung, und ist auch in diesem Sinn die Mutter aller Ungerechtigkeit, ein schlangenartiges Wesen, das endlich aus Zorn seinen eignen Schwanz zerbeißt.

Beym Argwohn fängt endlich selbst die Unschuld an, an sich zu zweifeln, und ihr Zutrauen auf sich selbst zu verlieren. Aber ihre Seufzer sind feurige Kohlen auf das Haupt dessen, der der Ursächer davon ist. „Wie wir uns von den Sitten eines jeden eine Meinung machen, sagt irgendwo ein alter Schriftsteller: “ so beurtheilen wir das, was er thut —“ so ungerecht, als wir ihn beargwohnen, so gütig und nachsichtig, als gerecht wir gegen ihn sind. Schwer, fast unmöglich ist es, über einen Menschen billig zu urtheilen, dem wir nicht ganz

gut sind. Ein kleiner, geheimer, uns selbst oft unbewußter Wiederwille pflanzt schon einen Nebel, eine grüne oder gelbe Brille vor unsere Augen, daß uns der Gegenstand nie mehr klar und gerade, sondern immer verdreht erscheint; würden wir alsdann auch mit Engelssprache gewarnt — es ist in den Wind geredt! und das Herz findet gerade in der Entschuldigung selbst wieder neues Gift, oder giebt vielmehr durch dieselbe dem bereits in ihm liegenden noch mehrere Giftkraft. Wer Argwohn benehmen will, und wirklich benehmen kann, ist ein Bote Gottes, ein Bote des Friedens und der Ruhe, ein Engel. Aber nur denen kann er benohmen werden, die redlich genug sind, ihn zu sagen.

„So wie einer, der selbst gut ist, schwerlich Uebels argwohnt, so erwartet der selten etwas Gutes, der selbst böse ist" — habe ich in einem Kirchenvater gelesen.

Der böse Mensch hält seinen Argwohn für ausgemachte Wahrheit, und will nicht sich des Bessern belehren lassen. Es ist ein harter Sinn, womit er darauf hält. Jedes Sandkörnlein wird in die Waagschaale, worin des Nächsten Fehler liegen,

 gelegt,

gelegt, und sein Gewichtlein zum Centner gemacht, oft sogar mit dem Bewußtseyn, daß es doch nur ein Sandkörnlein sey: dies thut der Stolz des Menschen, der niemals Unrecht haben will. Hingegen ein Centner Gründe wird gegen seine Grille zum Sandkörnlein. Wir müssen es der heilenden Zeit überlassen, aber weder von der nächsten Woche, noch dem nächsten Jahr, sondern wenns gut geht, vom folgenden Jahrzehend Besserung erwarten.

Nur Gott ists möglich, nur Gott hat das göttliche Vergnügen, Argwohn, der sich in die Herzen guter Menschen ohne ihr Wissen und Schuld eingeschlichen hat, wieder herauszureissen, und ihnen damit mehr als die Hälfte ihres Glükes zu schenken. Und wenn je wir etwas thun können, so möchte es folgendes seyn:

1) Daß wir allen bösen Schein zu vermeiden suchen. Doch wer kann sich vor dem allerscharfsichtigsten, vor dem, die geringsten Fehler vergrösserenden, Auge des Argwohns genug bewahren!

2) Daß wir den Argwohn in uns, sobald wir nur merken, daß er empfangen ist, vor seiner

Geburt

Geburt zu erstiken suchen. Doch auch dies ist kaum möglich! Eine Minute reicht hin, ihn zu empfangen, zu gebähren, und in Riesengrösse vor sich zu sehen.

3) Daß wir uns soviel möglich von der argwohnenden Person zu entfernen suchen. Aber auch dies glükt selten, und das Auge des Argwohns blikt weit in die Ferne.

4) Daß wir ihn der Zeit überlassen, welche am Ende gewiß der Wahrheit den Sieg giebt.

Hilft dies alles nichts, so trage ihn geduldig, und kannst du dieses nicht, so fliehe in Wüsten, wo keine Menschen sind!

XLI.

Horoskop.

„Was ich von dem grossen Trauerspiel unsrer Tage und dessen vermuthlichem Ausgang halte?" — fragen sie mich.

Sie fühlen sich als Weltbürgerin; Sie fühlen für ihre Söhne und für die Nachwelt: dies ist der Grund ihrer Frage. Aber wissen sie nicht, daß man wegen gewißen Localverhältnissen nicht alles laut heraus sagen darf? daß die Meinungen, mehr als fast noch nie über einen Gegenstand, getheilt sind? und daß gewiße Politiker im Selbstgefühl ihrer untrüglichen Weisheit die politische Weissagungsgabe als ein Monopol für ihre wertheste Person allein zu besizen glauben?

Doch in den Tagen, wo jedes empfindende Menschenherz schaudert, und vor Entsezen sich bang zusammenzieht, indem das unschuldige Blut eines guten Königs auf dem Schaffote fließt, läßt sich nicht scherzen. Sie haben selbst den schauderhaften Eindruk mit angesehen, den diese betäubende Nachricht unter allen Ständen und Altern machte. Bauersleute weinten laut, als man sie ihnen sagte, und der schrekliche Wechsel vom glänzendsten Throne Europens zum Blutgerüst, bewegte jedes, eines menschlichen Gefühles noch fähige Herz. Zwar sah ich sogenannte gute Herzen über diese Mark und Bein erschütternde Geschichte — lächeln: aber auch nur diese, und nicht zu meiner Verwunderung! denn noch selten habe ich

Empfindler gesehen, die viel Menschlichkeit hatten: sie haben meistens mit erheuchelter Empfindung zu lange einen Kram getrieben und dieselbe zur Schau ausgelegt, als daß die wahre ihnen nicht ganz fremd hätte werden müssen; sie leben zu sehr in der blos erträumten Welt ihrer Phantasie, als daß ihnen die Noth der wirklichen — zu sehr nur in dem einzigen Gedanken an sich selbst, als daß ihnen die Leiden ihres Nächsten zu Herzen gehen könnten.

Aus obigen Ursachen lasse ich mich über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieser Sache hier nicht ein — die Zeit wird entscheiden! Ich will nicht untersuchen: welcher, der religiose Fanatismus, der vor 144 Jahren einen König in England aufopferte, oder der philosophische der es nun thut, besser sey? nicht, ob der unglükliche König ein Opfer des Vaterlandes und der Gerechtigkeit, oder der Mordsucht und des Privathasses gewesen sey? Ich will ihnen nicht die wahre Gestalt jener Göttin schildern, deren heiliger Name, für den einst unsere Väter ihr Blut vergossen, das Signal zu einer allgemeinen Empörung gegen alle göttliche und menschliche Geseze werden soll, die mit dem Taumelkelch der Verblendung in der einen und mit Morddolchen und Feuerbränden in der andern

Hand

Hand ganz Europa durchläuft; nicht jene Philosophie, die keinen Gott als den Eigennuz und die Selbstsucht erkennt, und in solchem Grade eine fanatische Schwärmerin ist, daß sie, wo sie hinkömmt, jede alte Form, Religion und Gesez, ohne ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit zu untersuchen, blos weil sie alt ist und Ordnung erhielt, verfolgt und zerstört, und jedermann mit Gewalt der Waffen das Kleid aufdringt, das sie für sich zugeschnitten hat — denn darüber ist, und wird die Welt immer mehr einig, wie sie es nicht worden wäre, wenn die Gegenparthei im vorigen Jahre gesieget hätte. Wir wollen vielmehr unsere Augen vom Scheusal dieser aufgeklärten Zeit abwenden, und von der Zukunft — träumen!

Was dürfte aus diesem allem werden? ist die wichtigere Frage.

Was sehen wir allenthalben? Lassen Sie michs mit einem biblischen Ausdruk sagen: **Felder voll Todtengebeine!** (*) Alte Formen ohne Leben und Geist!

Wenn ein Religionslehrer seine Heerde ansieht,

(*) Ezechiel Cap. XXXVII.

wie

wie sie da sizt ohne Hunger und Durst nach etwas Ewigem, nach etwas Besserm als den Trebern dieser Zeitlichkeit, wie sie meist selbst nicht weiß, wohin mit den Sachen, die ihr gepredigt werden? —

Wenn auch oft in des Lehrers Munde selbst die Worte der uralten und ewigen Wahrheit Stoppeln und Todtengebeine sind, und alle Kraft verloren haben; wenn er sich bei einer auch nur flüchtigen Vergleichung hinter den Beispielen des Eifers, des Ernstes, der Arbeitsamkeit, der Selbstverleugnung, der oft unbelohnten Aufopferung unserer Väter vor dritthalb hundert Jahren so weit zurüke sieht, daß sie ihm fast unglaublich vorkommen —

Wenn wir den grossen Haufen betrachten, wie er je mehr und mehr alle Sittsamkeit, Sitteneinfalt, alle privat- und bürgerliche Tugenden der Voreltern und alle Ketten abzuschütteln trachtet, die ihn seither an Pflicht, Gesez und Glauben banden; wie toll und unsinnig er den Fallstriken einer vernunftlosen Lehre entgegenläuft, die ihm die völlige Freiheit von allen Banden der Ordnung und die ungestörte Befriedigung seiner Leidenschaften zur Lokspeise vorhält —

Wenn

Wenn wir sehen, daß die schönsten Namen, welche die Menschheit hat: **Philosophie** (*), **Freiheit, Vaterland** und **Menschenrechte** durch den verruchtesten Mißbrauch zu Schimpfwörtern und Mördersignalen erniedrigt, und die allerheiligsten Wahrheiten öffentlich und ungestört verspottet werden —

Wenn wir fast allenthalben nichts als alte Einrichtungen ohne Leben, Seele und Nachdruk erbliken (**): wenn aus den Kirchen der Geist der Apostel, aus den Patrioten der Muth und die Uneigennüzigkeit der Alten, aus den Gelehrten Liebe zur Weisheit, aus den Herzen der Weisesten und Beßten, die noch in Vergleichung mit andern ein Salz der Erde genennt werden können, die belebende Hoffnung besserer Zeiten, der nie ermüdende Eifer sie zu befördern, und der Geist des Herrn geflohen ist, der jene Helden der Vorzeit beseelte —

Was sollen wir sagen bei diesem Anblik? — „**Herr! werden diese Gebeine wieder lebendig werden?**

(*) Philosophie heißt Liebe der Weisheit.

(**) Daß ich dieses alles mit Ausnahmen, obgleich nur wenigen, verstehe, werden Sie ohne mein Erinnern glauben.

Und

Und nur Er kann sprechen: „Ihr verdorrten Gebeine! Ich will wieder einen Athem in euch bringen!"

Gott gebe — bald! Aber die Vorsicht ist langsamer in ihren Wirkungen, als die Menschen in ihren Wünschen; und bei jeder politischen oder religiosen Reformation ist der Uebergang vom Schlechten zum Guten meist das Schlimmste.

Eine solche, und eine vielleicht noch allgemeinere und wichtigere als die Religionsform im XVI Jahrhundert, scheint sich, menschlichem Ansehen nach, anzubahnen. Künste, Wissenschaften, Religion, Politik, Handel, Luxus, — und bald möchte man hinzusezen: die Verblendung und die Bosheit der Menschen, die Lauigkeit für das wahre und bestehende Gute und der Eifer für das blos Sinnliche und Vergängliche: alles ist auf einem solchen Grade, der unmöglich in die Länge dauren kann. Wo ist ein Gesez, wo ist eine Meinung, wo ist ein bürgerlicher Stand, der einiges Ansehen über die andern behauptet, wo ist irgend eine Einrichtung, deren Entstehung sich im grauen Alterthum verliert, die in unsern Tagen nicht untersucht, geprüft, widersprochen, oder von

vernunftlosen

vernunftlosen Schwärmern angefeindet, gehaßt und verfolgt würde? Gehe die neue Republik im Westen auch wieder unter — die **Opinion**, die sie schuf und stüzte, bleibt! sie ist in der Masse der europäischen Menschheit so allverbreitet und so tief eingewurzelt, daß keine blos menschliche Gewalt sie auszurotten je vermögend seyn wird. Dies erfordert mehr als ein Jahrhundert, und es bleibt uns gegen alle daher entstehende Besorgnisse nur der Trost übrig, daß die Vorsicht, immer gut und immer weise, auch dafür ihre guten Gründe haben werde, warum es so seyn muß.

Aber, **wie**? **wann**? und **wo**? wird diese Revolution seyn? Alle drei Fragen sind gleich unbeantwortlich, doch **Vermuthungen** erlaubt.

Wie? Durch Meuchelmorde der Fürsten? Verdammte Mittel, die *nie* gelangen! Gott wird sie in die eignen Eingeweide der Mörder drehen. Durch grosse Kriege? durch allgemeine Empörungen? durch Umstürzung der wichtigsten Verfassungen Europens? oder durch stillere langsame Gährung? oder durch die Weisheit und den Muth eines neuen Luthers? — Man möchte, nach der Analogie der Geschichte, lezteres noch

 am

am sichersten erwarten, wenn nicht eben sie uns auch lehrte, von der Providenz immer das Unerwartetste zu erwarten.

Wann? — Uns scheint die Zeit, wo nicht schon vorhanden, doch nahe; aber nicht das scheint der Vorsicht nahe, was es uns scheint. Länger als hundert Jahre vor Luther war der allgemeine Wunsch einer Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern, manches Opfer fiel dafür, Kaiser, Könige, Gelehrte, fromme Leute, und Concilien der ganzen christlichen Kirche richteten nichts aus. Ein Mönch, ohne Geld, ohne Waffen, ohne Hülfe von Fürsten, geächtet, gehaßt, verfolgt, mit Gewalt und gegen seinen Willen durch das Schiksal dazu genöthigt, unterstüzt allein, oder wenigstens am meisten von der unbegreiflichen **Verblendung** seiner Gegenparthei, fieng an, und vollendete, troz des unaufhörlichen Widerspruches, ein unvergängliches, immer noch fortgehendes Werk, welches, besiegelt mit dem Blut vieler tausend Märtyrer, weder die heftigsten Religionskriege, noch die Gewalt der mächtigsten Monarchen, noch die über 200 Jahre fortgesezte planvollste List nie wieder umzustürzen vermochten. Die Providenz macht es nicht wie Schwärmer, die ihre

Ideale sogleich auf der Stelle realisirt haben wollen, sondern läßt die Frucht so lange reiffen, bis sie vor Ueberreiffung selbst abfällt. Ist aber einmal diese Zeit vorhanden, dann geht alles so schnell, daß man kaum zu Athem kommen kann:

— „Gott gehet unter den Menschen
Seinen verborgenen Weg mit stillem Wandeln; doch endlich,
Wenn Er dem Ziele sich naht, mit dem Donnergang der Entscheidung." (*)

Wo sie geschehen werde? Gewiß, wo es am nöthigsten ist; und wo ist es nicht nöthig? Doch auch hier ist der Maaßstab Gottes anders als der unsrige: die Reformation geschah ebenfalls nicht, wo es am nöthigsten schien, in der Hauptstadt, sondern in einer entfernten Provinz der Kirche. Unvermerkt geht das Beßte Europens an Künsten, Wissenschaften, Büchern, Grundsäzen, ja selbst in seiner Religion, nach Amerika über. Was die Providenz mit den einst übriggebliebnen Hefen anfangen, ob sie sie noch einmal läutern oder wegwerfen werde? wer weiß das!

(*) Klopstoks Messiade, XIXter Gesang.

Aber das wissen wir: Reformiren, d. h. verbessern ist unser aller Pflicht, und wir sollen beständig, je der Bessere und Fähigere am meisten, zu reformiren suchen. Wenn aber unberufene Reformatoren aus Eigennuz oder Ruhmsucht irgend ein grosses Ganze reformiren wollten, so hat es ihnen, wie die Geschichte lehrt, noch nie geglükt, und nicht nur haben sie fast immer deformirt, d. h. verunstaltet, sondern sie sind gewöhnlich selbst das Opfer ihrer Schwärmerei geworden. Diese Leute haben das Eigene, daß sie immer zuerst eine Theorie nach ihrem Gutbefinden entwerfen, ehe sie einige Proben in der Praxis gemacht haben: gerade wie jene berühmten Baumeister, welche den Plan machten: „Wohlauf! laßt uns einen Thurm bauen, dessen Spize bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen!" ehe noch ein Stein zum Fundament gelegt war! Ich halte blutwenig auf Verfassungen und Lehrgebäuden, die sich die Menschen machen, und unendlich viel auf denen, welche die Zeit macht; die Form ist das geringste, auf die Handhabung derselben kömmt es an. Wenn aber gar Eigensucht, Rache, Fanatismus und Blutdurst sich zu Reformatoren aufwerfen, so ist dies Unsinn und Lästerung gegen den Menschenverstand. „Oft straft Gott, wie Doctor Luther sagt, böse

Buben

Buben durch böse Buben," aber Er weiß es doch so einzurichten, daß das Ende gut wird; so wie heut zu Tage gerade die, welche, wofern sie könnten, den Allerhöchsten selbst dethronisiren würden, am meisten, aber ohne ihren Dank und Willen, beitragen werden, sein grosses gutes Werk, Beförderung der Wahrheit, Ehrfurcht vor Ihm und Glauben an Sein ewiges Wort, in der Welt zu erhalten und tiefer zu pflanzen. Sie werden indessen zuerst erfahren, in welchen sie gestochen haben.

Eben diese arbeiten drauf hin, wie alle Welt weiß, und einer der größten Männer unsers Zeitalters, Burke, schon vor vier Jahren voraussagte, — die christliche Religion gänzlich auszurotten. Ein eben so grosser Lobspruch für sie, daß sie diese zu ihren Feinden hat, als daß ein Nero ihr erster Verfolger war! Auch dieses Vornehmen wird, wie die übrigen, ihnen anfangs zu gelingen scheinen, aber gewiß nur in Rüksicht auf ihre äussere Form, ihr Geist ist ihnen eben so unbekannt als unberührbar. Sie werden glauben, unter den Trümmern einer anderthalb tausendjährigen Kirchenverfassung auch ihn begraben zu haben; aber wie könnten sie das, da die Welt überall ihn weder kennt noch sieht,

 gewöhnlich

gewöhnlich ein bloses Gespenst ihrer eignen Phantasie dafür nimmt, und gegen Schatten ficht? Darum werden sie nicht mehr als alle vorigen Gegner der Religion ausrichten, daß nemlich wieder eine von den Schlauben, die ihren Kern verhüllen, abfällt; daß aus der Asche der alten eine neue, reinere, vielleicht noch nie gesehene Ansicht und Form derselben, gleich einem Phönix, hervorgeht, und die Wellen ihres Zorns, anstatt den Felsen selbst zu stürzen, ihn blos vom Schlamm und Unrath reinigen, der sich in den seitherigen Zeiten eines lauen Friedens wieder daran angesezt hat. Laß die Schaaren ihrer öffentlichen und heimlichen Feinde nur immer gegen die Sonne belfern — sie steht ihnen zu hoch, um sich ein haarbreit von ihrer Heldenbahn dadurch entrüken zu laßen! Es **wird** und **muß** immer Menschen geben, die der Religion bedürfen, denn sie ist in unsere Natur gepflanzt. Sie werden sie suchen und finden; sie werden sich, dürfen sie nicht öffentlich, in der Stille zusammenthun, und um so fester an einander schließen, je grösser die Gewalt ist, die sie trennen will.

Eben so sicher läßt sich ferners voraussagen, daß gerade die, die izt keinen Gott mehr haben wollen

und jede höhere Ordnung der Dinge leugnen, ehe sie sichs versehn, selbst die ärgsten Sclaven eines vernunftlosen und vielleicht eben so blutgierigen **Aberglaubens** seyn werden, denn solche leidenschaftliche Menschen rennen immer von einem Extrem zum andern, und der **Aberglauben** ist die erstgebohrne Tochter des **Unglaubens**, so wie **stupide Ignoranz** die Mutter von beiden.

Unser Geschäfte sey also hauptsächlich: im Stillen zu reformiren, zuerst an uns selbst, hernach in unserm Kraise; denn wer eigenmächtig über diesen hinausgeht, bleibt selten ungestraft: „Ein jeglicher bleibe in seinem Beruf!" — unsere Pflicht zu thun, als ob an dieser alles läge, und dabei sich an der Ueberzeugung festhalten, daß nicht die mindeste gute Wirkung in der Welt verloren gehe, am wenigsten die, die mit Ernst, Eifer und Liebe geschieht; besonders möchte ich sie recht oft daran erinnern, daß die Lehren und das Beispiel einer weisen Mutter eine unvergängliche Kraft auf die gute Bildung ihrer Kinder, zumal ihrer Söhne, haben, wenn sie ihnen recht oft vorhält: — fest überzeugt zu seyn, daß der Mensch nur das ist, was er selbst ist, daß die Achtung, welche man dem Titel oder Rang oder Reichthum erweiset,

 blos

blos von der so sehr vergänglichen Meinung der Menschen abhänge, daß blos unser innere Gehalt über unsern Werth entscheide, und besonders in Zeiten grosser Weltveränderungen jene fast nichts, dieser aber alles gelte; — daß sie nie ihre Ausbildung für vollendet halten, nie hinter ihrem Zeitalter zurüke bleiben, nie sich blos an der alten Form begnügen sollen, die sie von Jugend an in sich haben, sondern immer weiter streben, und endlich sich der durch den ganzen Lauf der menschlichen Geschichte bestätigten Hofnung trösten, daß der Gang des Ganzen, so unerforschlich er uns auch ist, mit aus diesem Grunde gewiß von einem König aller Könige, von einer weisen und mächtigen Vorsicht regiert werde, die alles aufs Beßte zu leiten vermag, und die Folgen jeder Weltveränderung nach dem weisesten Maßstab und der strengsten Gerechtigkeit unter die Glieder der menschlichen Gesellschaft, je nachdem ein jedes selbst mitgewirkt hat, zu vertheilen weiß.

Weiters will ich meine Hoffnungen und Wünsche nicht ausführen: man möchte mich zulezt wohl gar für einen Chiliasten ausschreien. Möge Gott kommen lassen, nicht was unsere, sondern was seine Weisheit als das Beßte findet!

XLII.

Chorgesang aus Sophokles Antigone.

(Von Stolberg übersezt.)

Wer der Sterblichen kann deine Gewalt, o Zevs,
Frevelnd hemmen? Sie schwächt alles betäubender
Schlummer nie, noch der Götter
Nimmerrastender Monde Zahl.

Ewig herrschest du, Zevs, ewig und alterlos,
Hoch im stralenden Glanz, deines Olympischen
Thrones König, und alles
Ehret deines Gebotes Wink!

Dein ist alles was ist, alles was war, und was
Seyn wird! — Ach! nicht also fielen den Sterblichen
Ihre Loose, des Kummers
Frey fließt keinem das Leben hin!

Freuden

Freuden senken sich oft nieder von gaukelnder
Hofnung fittig; doch oft täuschet den Erdensohn
Leichten Tritts ihn umtanzend
Seiner flatternden Lüste Schwarm.

Keine Kunde wird ihm, bis er auf glimmendes
Feuer sezt den Fuß. — Hört das gepriesene
Wort, das einst aus dem Munde
Menschenlehrender Weisheit scholl:

Gut dünkt Böses, es dünkt böse das Gute dem,
Dessen Sinne verwirrt Gottes vertilgender
Fluch! Nur fliegende Tage —
Und ihn hascht des Verderbens Schlund!

XLIII.

Maria.

„Euer Schmuk soll nicht auswendig seyn mit
„Haarflechten und Goldanhängen und prächtigen
„Kleidern; sondern der verborgene Mensch des
„Herzens sey mit dem unvergänglichen Kleide
„eines sanften und stillen Geistes geschmükt,
„welches vor Gott köstlich ist."

Petrus.

Unter allen Weibern, die je die Erde gebahr, ist wohl keine diesem erhabenen Ideale näher gekommen, als Maria, die Mutter unsers Herrn; Sie, das Bild der Anmuth und Unschuld, die sanfte, stille Seele, die in ihrem Nazareth, fern von der brennenden Mittagssonne eines Hofes, fern von allem Glanz und Wohlleben der Welt zur Mutter des Erlösers erwählt, den reichsten, vornehmsten, aufgeklärtesten und feingeistigsten Weibern der Hauptstadt vorgezogen wurde, und deren Name mit dem ihres Sohnes dauren wird, so lang die Erde steht. Ihre

Geschichte

Geschichte ist so lehrreich, so der göttlichen Handlungsweise gemäß, bei welcher, was der grosse Haufe für das Geringste hält, weil es nicht glänzt, immer das Größte ist; und zeigt uns in den dabei vorkommenden Personen so viel feine moralische Züge, daß ich ihr gern dies Blättchen zu deinem und anderer Marien Vergnügen und Belehrung wiedme. Wenn ich meinem Grundsaz treu bleibe: **Die Wahrheit soll nicht dem Menschen, sondern der Mensch der Wahrheit unterthan seyn;** so wird dieses und alles, was ich schreibe, gemäß der Wahrheit, und eben so sehr der Bescheidenheit und Einfalt geschrieben seyn.

Dunkle Zeiten haben von einer unbeflekten Empfängniß und Himmelfahrt Mariä gefabelt, und sie dadurch über andre Menschen erhöhen wollen. Die heilige Schrift weiß nichts davon. Maria wollte nie eine **Göttin** seyn, sondern des **Herrn Magd**, und ihre Hoheit war **Demuth**. Wir wissen nichts von ihrer Geschichte, als was von derselben zur Geschichte ihres Sohnes gehört. Ueber dem vergassen die Apostel alles.

In

In Nazareth, dem kleinen vergessenen Landstädtchen in Galiläa, konnte sich ihre unschuldige Seele vor allen Verführungen der grossen Welt rein erhalten. Sie, eine Enkelin des größten Königs, den Juda hatte, verlobt sich einem Zimmermann. Es ist eine arme Familie, in welcher nicht ein Hauch der sogenannten feinen Lebensart oder des guten Tones zu merken ist, und die Weltgeschichte wäre zu stolz gewesen, ihre Namen in ihre verewigenden Jahrbücher aufzunehmen. In Gottes Augen ist die Rechnung umgekehrt: was groß ist vor der Welt, ist klein vor ihm, und groß vor ihm, was klein ist vor der Welt. Er sieht auf Könige und auf Arme mit gleicher Güte. Man darf sich es also nicht zu Herzen gehen lassen, wenn man nicht eben eine merkwürdige Person in der Welt ist: Haben wir etwas von der Maria Demuth und Josephs Biedersinn, so sind wir gewiß vor ihm nicht vergessen. „Gewiß, (sagt eines der größten religiosen Genies — Zinzendorf:) „Gewiß, es ist der Gott alles Fleisches denselben Augenblik mit eben dem Nachdruk sowohl der eigentliche Gott eines Bettlers, oder irgend einer verachteten Magd, wenn sie seiner bedarf, wenn sie nach ihm fragt: als er der Gott eines prächtigen

Salomo

Salomo ist, der in aller Herrlichkeit dasteht, ihm den Tempel zu weihen."

Diese arme Jungfrau, wie mußte sie erstaunen, als eine himmlische Gestalt ihr schlechtes Kämmerlein erleuchtete, und zu ihr sprach: „Gegrüßet seyst du, du Hochbegnadete! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeyte unter den Weibern!" Verwunderung, Staunen, Bestürzung über Erscheinung und Gruß hemmen ihren Mund. „Fürchte dich nicht, Maria, fährt die Wundergestalt fort — du hast Gnade bei Gott gefunden!" (Läßt sich einem Menschen etwas grösseres sagen?) „Siehe, du wirst einen Sohn gebähren, deß Namen sollt du Jesus heißen!" — den, auf welchen alle Guten Israels harren, den Erretter seines Volks und der Welt. Die Unschuld fragt: „Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß?" Der Engel sagt's, und ist so menschlich, so zart, mitfühlend ihre geheimen Besorgniße, und die Schwäche des menschlichen Geistes, der einen solchen Gedanken, so überraschend gesagt, unmöglich ertragen konnte, daß er noch einen andern Umstand zur Bestärkung ihres Glaubens beifügt, ein sichtbares Zeichen, das Zeugniß und die vertrauliche Stimme einer Baase: er winkt ihr blos, zu dieser zu

gehen,

gehen, die als ein anderer Engel sie über alle Zweifel und Sorgen emporheben sollte. Und wie hört sie dies alles? seufzet sie? preiset sie sich glüklich? triumphirt sie? Nein! mit einer nur von geheiligten Zungen aussprechbaren Zartheit der Unschuld antwortet sie: „ Siehe, ich bin des Herrn Magd! Mir geschehe, wie du gesagt hast." O welch ein Himmel in diesem Herzen! O der sanften stillen Seele, die dieses sprach! die nicht zu Nachbarn und Freunden lief, es zu erzählen, was sie ihr doch nicht geglaubt hätten, die sich nicht in ihrem eignen Herzen groß machte, sondern unter abwechselnden frohen und bangen Gedanken die weite Reise in das Gebürge Juda machte, in den mütterlichen Schooß der Elisabeth sie alle auszuschütten! Der Engel kömmt nur und verkündigt, ein menschliches Wesen, Elisabeth, soll die Botschaft vollenden und bestärken. Er schied von ihr, und sie sieht ihn in ihrem Leben nicht mehr.

Hurtig geht sie über die Berge, und findet bey Elisabeth — mehr als sie gesucht hatte. Die mütterliche Freundin wird endlich auch noch in ihrem Alter Mutter. Maria siehts, freut sich mit ihr, und theilt, erleichtert von allen Sorgen, nicht ihre

Sorgen

Sorgen, sondern ihre Freuden mit ihr. Alles zittert vor Freuden an der Elisabeth, wie sie die junge Maria sieht, das Kind hüpft froh in ihrem Leibe. „Gebenedeyt bist du unter allen Weibern! — woher kommt mir die Ehre, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? O selig bist du, die du geglaubt hast! u. s. w." wie lieblich, wie hausmütterlich! wie viel läßt sich von diesen abgebrochnen Worten auf den gottseligen Sinn dieser von Gott allein gekannten Familie schliessen! Maria hat genug, ihr Glaube hat gesiegt, sie frägt nichts weiters, sie kritisiert das Wunder nicht, ihr Wahrheitssinn, ihr Sinn für Gott wird rege, und spricht dafür, sie ist blos Empfindung, und bricht in einen Lobgesang aus, der bei all seinem hohen Schwunge dennoch nur Demuth athmet: „Ich bin des Herrn **Magd**! Er hat meine **Niedrigkeit** angesehen, die **Hungrigen** füllt er mit Gütern, und lässet die Reichen leer. Er denkt der Barmherzigkeit! Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes!" Welch eine Empfindung! Welch ein Sinn fürs Göttliche, der den Lobgesang durchströmt! Manches Dunkle mochte seit der Engelerscheinung noch in ihr gelegen und gegährt haben, manches mochte sie sich vorgenommen haben, ihre Baase zu

fragen —

fragen — sobald sie sie sieht, ist ihr alles offen, was Gott mit ihr und ihrem Sohn vorhabe, obgleich es nur noch zukünftig ist. Merken, was Gott durch diesen und jenen Umstand unsers Lebens uns sagen will, das ist göttlicher Sinn, wozu Bekanntschaft und Freundschaft des Herzens mit ihm gehört; so wie wir von den Thaten, ja bloß von den Zeichen und Winken unserer Vertrautesten leichter auf ihre Absichten und Gedanken schliessen können, als bei solchen, die uns fremde sind. Sie freut sich, weß sich alle bessern Seelen freuen, „daß Kindeskinder sie selig preisen werden.“ Meint sie damit die göttliche Verehrung, die Jahrhunderte lang die ganze Christenheit ihr zollte? gewiß nicht! ihr Ruhm war, des Herrn Magd zu seyn.

So bleibt sie sich immer gleich: auch, da nach ihrer Niederkunft Hirten vom Felde und Weise aus Morgenland kamen, ihr neugebornes Kind zu verehren, kömmt nicht ein Hauch von Eigenlob in sie. „Sie behielt und regte alle diese Worte in ihrem Herzen,“ ohne sich ihrer Ehre zu überheben. Und wie viel hatte sie in ihrem Herzen zu bewegen! „Das Kindlein wuchs —“ also, mußte sie denken, muß ich noch vielleicht bei zwanzig, dreissig Jahren

 warten,

warten, bis er hervorbricht in seiner Kraft? So lang muß ich Gedult haben! so lange harren! und was wirds dann werden? Simeon sagt es ihr: „Es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen!" — Schrekliches Wort! so glänzende Erwartungen so schmerzlich zerknikt! das Süsseste mit dem Allerbittersten vermengt! Doch so gehts in dieser Welt, die schönsten Rosen wachsen unter Dornen! die frühe Verkündigung wafnete ihr Herz gegen das Unglük. Mehr als einmal drang das Schwerdt durch ihr Herz, da sie ihn in seinem zwölften Jahr verloren glaubte, und mit Schmerzen suchte; da er einst im Feuer seiner Rede sprach: „Wer sind meine Mutter und Brüder?" so oft, da sie ihn in Todesgefahr sah, und zulezt bei seinem Creuze. Nie aber scheint sie ein Wort zu ihm gesagt zu haben, ihn von seinem Beruf abzulenken: „das wiederfahre dir nicht!" Demüthiges Erharren des Ausgangs ist ihr Charakter.

Aber welches Harren als das ihrige wäre nicht müde geworden, da er nun schon dreissig Jahr alt, und noch immer der Zimmermannssohn aus Nazareth war! Joseph ist vermuthlich früher gestorben, und lebte er auch, so scheint er weder so hoch gedacht noch so innig empfunden zu haben. Er kömmt als wakerer,

redlicher,

redlicher, selbst edelmüthiger Mann vor: aber zu solcher Festigkeit braucht's mehr als das.

Jesus wuchs, nahm zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und Menschen. Maria mag ihm manches von ihren Schiksalen gesagt, viel mit ihm aus der Schrift geredt haben, das wir nun nicht mehr wissen. Die innere Bildung, selbst jedes gewöhnlichen Menschen, geschieht in so göttlicher Stille, daß wir uns nicht befremden müssen, so wenig von den Jugendjahren Jesu zu wissen. Endlich trat er, oder Gott zog ihn vielmehr aus seiner Verborgenheit hervor — aber wie ganz anders, als man ihn erwartet hatte, „verachtet, verschmähet und verworfen! ein Mann des Kummers, und befreundet mit Gram!" Auch dieses trug sie ohne Murren, folgte ihm zärtlich nach, wo er hingieng, hieng an seinen Bliken und Worten, denn sie lebte nicht in sich: die Mutter lebte in ihrem Sohne, des Herrn Magd in ihrem Gott und seinem Willen. Die Mutter zween seiner Jünger bat um den Vorsiz ihrer Söhne im Reich der Himmel: Maria bat nichts, und bekam auch nichts, als was sie innerlich hatte. Ach! wir wissen nicht, was alles auch über sie von Jesu Feinden gelästert wurde, das ihr zartes

weibliches Herz brechen mußte. Gott zieht über die tiefsten Leiden der Seinigen einen Schleier, daß die Welt dies Heiligthum nicht sehe.

Endlich, da sie ihn unter den schreklichsten Martern am Creuz erblassen sah, da ward die Weissagung Simeons, die sich langsam und martervoll immer mehr erfüllte, in ihrem vollsten Sinne wahr. Einen Sohn von so grosser Hoffnung da zu sehen! Wer hat ein Mutterherz, der ihren Schmerz nicht fühlen sollte! durch das edelste Vermächtniß giebt Jesus, der auch gegen sie immer Sohn blieb, ihr seinen ersten Freund zum Sohne, sie ihm zur Mutter, den er liebte bis in den Tod. Aber doch schien der, den ihr Herz getragen hatte, für sie verloren! Nach wenig trüben Tagen sieht sie ihn wieder auferwekt, obgleich sie auch da nicht die erste war, der er sich zeigte; sieht ihn gen Himmel fahren, und ihr Herz flog ihm nach — —

Hier verläßt uns die Geschichte. Treulich wird sie des Johannes, so wie er ihr, um ihres dritten Freundes willen, gepflegt haben, und eines sanften frölichen Todes gestorben seyn. Der Wandel und die Auflösung einer solchen Seele ist zu heilig, als daß

sie die Vorsehung zur Schau und Befriedigung der Neugierde der Nachwelt ausstellen wollte.

Einst wirst du uns, o Mutter Jesu! sagen —
Der Orion, der Sirius und Wagen
Sind Funken nur, aus dessen Hand entschlagen —
Den ich, ich Seligste! in meinem Leib getragen.

Ich füge noch den zartgefühlten Hymnus Lavaters auf Maria bei, der, so viel ich weiß, zur Zeit noch nur wenigen bekannt ist:

Maria.

Ein Hymnus.

Königin der Jungfraun! Große
Mutter, die in ihrem Schooße
Einst den Herrn des Himmels trug,
Welches Lied erhebt dich gnug!

Ach! durch welche Dunkelheiten
Welche herbe Bitterkeiten
Führte dich des Höchsten Hand
Hin, wo nie kein Engel stand!

O du Heilige! du Reine!
Fromme, wie der Frommen keine,
Schönste Blum auf Gottes Flur!
Auserwählteste Natur!

Nicht im Himmel, nicht auf Erden
Willst du zwar vergöttert werden;
Ewig, wie du selbst gesagt,
Bleibst du Gottes erste Magd.

Aller Seraphinen Chöre
Nennen dich der Menschheit Ehre!
Wer ists, der den Sohn erkennt,
Der dich nicht mit Ehrfurcht nennt?

Dein ist alles Edle, Schöne
Der Maria Magdalene!
Dein der Martha Glaub', und dein
Der Maria Stilleseyn!

Frohste Königin der Frohen!
Erste Ehrerin des Hohen!
Zeuginn einst von seiner Pein!
Seiner Liebe Wiederschein!

Einst durchborte, tiefbetrübte,
O du liebendste Geliebte!
Wer ist in der Wonne Reich
Hochbelohnteste, dir gleich!

Mütterlichstes aller Herzen!
Zahllos waren deine Schmerzen:
Nun sind deiner Freuden mehr,
Als der Sterne zahllos Heer!

Alle menschlichen Geschlechter,
Heiligste der Erdetöchter!
Urbild der Bescheidenheit!
Preisen deine Seligkeit.

Alle, die mit Glauben lesen,
Was du sterblich einst gewesen,
Freun sich, dich einst überschön
An des Schönern Hand zu sehn.

Jeder, der die Wahrheit ehret,
Tugend lernt und Tugend lehret,
Seufzt, und seufzt vergeblich nie:
Wär ich fromm und rein wie Sie!

XLIV.

Innschriften.

Ich komme noch einmal, liebe Serena, mit einem Straus von niedlichen Blümchen aus der alten Welt — nemlich mit kleinen Grab- und andern Steinschriften. Die alten Völker hatten gern alles lebend um sich: jede geliebte Grabstätte, jede Quelle, jeden Tempel, jeden in der Geschichte merkwürdigen Ort bezeichneten sie mit Steinen und Innschriften, um sich jedesmal, so oft sie vorbeigiengen, ihrer Götter, ihrer Freunde, ihrer Alt-Vordern wieder zu erinnern. So wurden ihre Reisen und Spaziergänge nicht gedankenlose Wanderungen, und in den stillsten Gegenden fanden sie oft am meisten Stoff zu Ideen und Empfindungen, welche ihnen die Zeit verkürzten, und ihre Seele mitbilden halfen. Doch das wird dir Herder in den zerstreuten Blättern besser sagen. Tausende solcher redender Steine sind uns unter den Trümmern verheerter Städte, Tempel und Palläste noch übrig geblieben. Ihre Verfasser suchten viel mit wenig Worten zu sagen, und eine ganze, schöne,

tiefrührende

tiefrührende Empfindung in einem gleichsam vorüberfliegenden Hauche auszudrüken, der bei einem denkenden fühlenden Leser seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Aus diesen tausenden nur wenige zur Probe:

Innschrift, die auf einem Tempel zu Sais in Aegypten gestanden haben soll:

Das All bin ich,
Was war, was ist, was seyn wird.
Kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier.
Die Sonne war mein Kind.

Auf einer Säule in Aegypten:

Der älteste unter allen Königen, Osiris — den unsterblichen Göttern! Dem Geist! dem Himmel! der Sonne! dem Mond! der Erde! der Nacht! dem Tag! und dem Vater dessen, was ist, und war, und seyn wird, der Liebe! zum Gedächtniß ihrer Kraft, ihres Lebens, ihrer Weisheit!

Zu Rom, bei einer Quelle:

Den Nymphen dieses Ortes! Trinke! Bade! Schweige!

Oder anders, an einem andern Ort:

Ich, die Nymphe des heiligen Ortes, Schuzgöttin der Quelle,
Schlafe hier, eingewiegt vom Murmeln des lieblichen Wassers.
Schone des Schlummers, der du die Marmorhöle betrittest!
Wasche dich oder trinke — nur still, in der feyerlichen Stille!

Auf einen Tänzer:

Hier ruht Jocundus. Er lebte 12 Jahre. Siebenmal tanzte, sang und gefiel er Galba, Otho, Vitellius, den Kaisern, und dem römischen Volke. Für seine Scherze, womit er alle vergnügte, wenn irgend eine Freude bei euch ist, ihr Geister der Todten! so gebt sie ihm, und erquiket damit sein schuldloses Seelchen!

Zu Aquileja auf einem Grabe:

Ich war die Anicia Glycera, die Geliebte des Tuus. Von meinem Leben hab' ich genug gesagt. Ich gefiel einem guten Manne, der mich vom untersten Stand zu den höchsten Ehren erhob.

Zu Rom auf einem Grabe:

Der heiligen Seele seines Vaters sezt dieses
Placidus, der Sohn:

Vater, du wallest zu heiligen Wohnungen. Jupiter breitet
Aus den Aether, dir, Festus! Dir Bahn zu machen zum Himmel.
Siehe, du kömmst — und Chöre der Götter öfnen die Arme!
Siehe, im ganzen Himmel ist um dich Jubel! Frohloken!

Ebendaselbst:

Q. Cetronius liegt hier.
Wie ich wollte, so lebt' ich: zwar arm, doch glüklich und ehrbar;
Keinen betrog ich — sanft ruhn dafür meine Gebeine.

In Spanien:

Titus Lollius liegt hier am Wege begraben, damit alle Vorübergehenden sprechen mögen: Titus, leb wohl!

Ebendaselbst.

Ebendaselbst.

Glük zu dem Wanderer, der bei mir vorübergeht! Ich, Paulus der Soldat, liege hier begraben.

Zu Rom:

Ich, Apusulena Geria wurde 22 Jahr alt. Was jeder, der dies liest, mir wünschet, das möge ihm selbst im Leben und Tode wiederfahren!

Zu Vicemun:

Lucius Sartorius liegt hier: Er war arm, aber zufrieden, und wußte, daß er sterben mußte.

Zu Rom.

Wer diesen Grabstein aufhebt oder aufheben läßt, der sterbe — der Lezte unter den Seinigen!

Ebendaselbst.

Flavius von Volaterra lebte glüklich. Lebt auch so, ihr Nachkommen!

Zu Napoli:

Dem abgeschiedenen Geiste meines Kindes:

Crispus, lieblichstes Kind! Das Grab, ach, hat dich geraubet!

Alle meine Freude mit dir mir grausam geraubet!
Hat zerbrochen den marklosen Stab meines zitternden
Alters!
Hat der Enkel süsse Hoffnung der Seele entrissen!
Ach! und ich bin nun kinderlos übrig! und würde
so gern mich
Hättens die Götter erlaubt, an deiner Seite begraben!

Zu Napoli auf dem Grab des grossen Dichters Virgilius Maro:

Steh still, Wanderer, und lies diese wenigen Worte:
Hier liegt Maro begraben!

Auf des grossen Scipio Grab:

Dem einst weder Europa noch Asia widerstand, welch eine kleine Urne (was ist die menschliche Grösse) dekt seine Asche!

Zu Rom:

Ich bin der Stein, der die Asche eines keuschen Mädchens bewahrt. Frommer Wanderer, hättest du seine Tugend gekannt, du würdest mich mit deinen Thränen benezen!

Zu Rom:

Similis liegt hier. Seiner Lebensjahre waren fünfzig. Er lebte sieben Jahre.

Zu Fuligno:

Vater und Mutter haben diesen Stein der bethränten Leiche ihres Sohnes Creus Gorgonius gesezt. Er lebte 9 Jahre und 7 Monate. Wir beschwören dich, Stein, ruh' sanft auf seinen zarten Gebeinen!

Zu Rom:

Welches die Götter liebten, das Kind, liegt hier begraben. Alt 3 Jahre, 6 Monate, 14 Tage.

Zu Cesena.

Seia Marcellina ihrem Sohn Vibennius Marcellinus: Er konnte, was er wollte. Er wollte, was er konnte.

Zu Rom:

Der Eigenthümer dieses Landguts, ein Kind, gleich einem Gotte, ruht in diesem Grabe. Nymphen entrissen es im Strom den Augen seiner Eltern. Das Denkmahl, welches dem Vater vom Sohne gebührte, muß, ach! der Vater dem Sohne errichten!

Zu Torda in Siebenbürgen:

Solang ich lebte, lebte ich glüklich. Ich lebte 67 Jahre. Mein Spiel ist aus. Bald wirds auch das deinige seyn.

Zu Genf:

Wie du lebtest, so lebte ich. Du wirst sterben wie ich starb. So geht das Leben hin! Leb wohl, Wanderer, und geh nun wieder zu deinem Geschäft.

Zu Rom:

Ich lebte wie ichs wünschte. Warum ich gestorben bin, weiß ich nicht. Schilt mich nicht, Wanderer! ich kann dir in diesem Dunkel nicht antworten.

Eben daselbst:

Süsses Weibchen, Julia! so würdig längrer Jahre
Stirbst du, mir aus dem Schoos, vom blutenden Herzen geraubet!
Zwar nun schwebest du hoch als Gefährtin der himmlischen Crone,
Siehst nun näher den Wagen, den Orion und die Plejaden.
Aber mich Traurigliebenden quält, mich verzehret hieunten

Heisser als wütende Flammen die grausam marternde Liebe!
Bin ich in Geschäften zerstreut, oder leg ich ermattet
Meine Glieder, mich zu erholen, aufs einsame Ruhbett,
Ach! so bist du mir immer zur Seite! dein Bild mir vor Augen,
Und das schwellende Herz scheint mir Elenden zu brechen!
Unempfindlicher Tod! warum trennst du so zarte Geliebte,
Welche die redlichste Liebe, die innigste Eintracht vereinte?

Dies sind, l. S. einige dieser allerliebsten Stüke, die auf dem todten Marmor noch als ein Hauch der Liebe zu leben und zu reden scheinen, so gut ich bei meinen geringen Talenten für den Versbau sie übersezen konnte. Wie viel haben wir verloren, daß die schöne Gewohnheit, so alt als die Welt, die Ruhestätte unserer Geliebtesten mit Grabsteinen zu bezeichnen, unter uns abgethan ist! Welche Barbarey! Um so roher, da sie nicht von Nymphen, Manen und Göttern, sondern von der Hoffnung der Unsterblichkeit mit uns sprechen würden. Rührender als

keine

keine Leichenpredigt ist die Inschrift auf Shakespears Monument in der Westmünster-Abtey zu London:

„Die wolkendrohenden Thürme, die prächtigen Palläste, die feyerlichen Tempel, der große Erdball selbst, ja alles, was irdisch ist, wird vergehen, und wie das grundlose Gebäude einer Nachterscheinung auch nicht einen Trümmer zurüklassen!"

oder des Musikers Henrich Purcells (gest. 1695) eben daselbst:

„Hier liegt H. P. Er verließ dies Leben und gieng an den seligen Ort, wo seine Harmonien einzig übertroffen werden."

Die auf Händels Grabe:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

Des Grafen von Zinzendorf zu Herrnhuth:

„Er war gesezt, Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibet."

Und die seines Freundes Friedrichs von Vatteville, ebendaselbst:

„Er half die Gemeine von Anfang an bauen, sah sie grünen und blühen, freute sich, und legte sich schlafen mit Lob und Dank.“

und so viele andere!

Dafür wollen wir ihr Andenken in unserm Herzen desto lebendiger erhalten, bis auf die Zeit, wo alle Grabsteine zertrümmert und sie selbst wieder unsern offnen Armen entgegenfliegen werden!

XLV.

Morgenländische Erzählungen.

1.

Ein spanischer Edelmann ermordete, ohne Ursache einen maurischen Jüngling, und entfloh. Er ward lebhaft verfolgt, rettete sich aber durch einen unvermerkten Absprung von der Straße in einen Garten, dessen

dessen Eigenthümer, ebenfalls ein maurischer Herr, gerade darin spazieren gieng. Der Spanier fiel vor ihm auf die Kniee, gestand ihm sein Verbrechen, und bat in den rührendsten Ausdrüken um Verheelung. Der Maure hörte ihm mitleidig zu, und versprach sie ihm. Er verbarg ihn in sein Sommerhaus, und verließ ihn mit dem Versprechen des Nachts seine Flucht weiter zu befördern.

Wenige Stunden nachher brachte man ihm den todten Körper seines Sohnes. Die Beschreibung die man ihm von dem Mörder machte, paßte vollkommen auf den Spanier, den er in seiner Verwahrung hatte. Er verbarg den Schreken und den Argwohn den er hatte, begab sich auf sein Zimmer, und blieb bis um Mitternacht allein. Hierauf gieng er in den Garten, öfnete das Thor seines Sommerhauses, und redete den Spanier an: „Christ! der Jüngling, den du ermordetest, war mein einziger Sohn. Deine That verdiente den grausamsten Tod. Aber ich habe dir feierlich mein Wort für deine Sicherheit gegeben, und fern sey es von mir, auch ein zu frühzeitiges Versprechen gegen einen grausamen Feind zu verlezen!" Er führte hierauf den Spanier in seinen Stall, versah ihn mit dem schnellsten Maulthier und

sagte: „Fleuch! indem dich die Dunkelheit der Nacht noch dekt! deine Hände sind mit dem Blut meines Kindes beflekt, aber Gott ist gerecht! Ihm verdanke ichs mit Demuth, daß er meine Treue unbeflekt erhalten hat, und ich ruhig genug bin, ihm das Gericht zu überlassen."

2.

Ich war in meiner Jugend, sagt Sadi, der Verfasser des persischen Rosenthals, (von dem das Gedicht S. 31. ist) dem Gebet aufs eifrigste ergeben. Oft stand ich des Nachts auf, und ergoß mein Herz in den feurigsten Gebeten. Einst, da ich im Koran las und alle Hausgenossen außer meinem Vater schliefen, sagte ich zu ihm: „will denn kein einziger sein Haupt erheben und mit mir beten? der Schlaf hält sie, wie ein Band des Todes, gefangen!" — „Besser du schliefest auch, sagte mein Vater: als daß du andrer Leute Fehler durchziehest!"

„Wenn Gott die Deke der Einbildung von den Augen des Ruhmredigen wegnähme, so würde dieser keinen elendern Menschen erbliken, als sich selbst."

Ein

3.

Ein Derwisch sah einst im Traum einen König im Himmel, und einen Derwisch in der Hölle sizen. Er hätte gerade das Gegentheil vermuthet. Deswegen fragte er einen Weisen um die Deutung und erhielt zur Antwort: „der König ist im Paradiese, weil er gern mit Derwischen, und der Derwisch in der Hölle, weil er zuviel mit Königen umgieng.“

4.

Abuherrira, Mohameds Freund, pflegte den Mohamed fast täglich zu besuchen. Endlich sagte ihm dieser: „Mein Freund, komm etwas sparsamer, damit ich dich desto wärmer liebe!“ Als dieses ein Weiser hörte, sagte er: „Ich habe nie gehört, daß jemand die Anmuth der Sonne im Sommer recht innig empfunden habe: Im Winter hingegen, wo sie sich seltner zeigt, da wird sie uns erst recht lieb.“

5.

Ein junger Studierender sprach einst zu seinem Vater: „Ich mag die Predigten unserer Lehrer nicht

mehr hören: ihre Werke stimmen zu wenig mit ihren Worten überein. Sie lehren die Verleugnung der Welt, und ihr Dichten und Trachten geht auf Haufen von Korn und Geld. Wie kann mir ein Blinder den rechten Weg weisen?" — Der Vater sprach: „Um deßwillen must du vor ihnen, sollten sie auch wirklich so schlimm seyn, wie du sagst; weder deine Ohren abwenden, noch deine Augen verschliessen. Sonst bist du wie jener Blinde, der zur Nachtszeit ins Wasser fiel, und ausrief: O ihr lieben Leute, gebt mir ein Licht her! worauf ihm eine gemeine Frau zur Antwort gab: du hast ja keine Augen zu sehen, was foderst du ein Licht? — Die Versammlungen sind wie Jahrmärkte: Kömmst du auf diese ohne Geld, und Lust etwas zu kaufen, so bist du vergebens da. Kömmst du in jene ohne Lernbegierde, und allein mit Tadelsucht, so bliebst du lieber zu Hause."

6.

Einen Geizigen beschreibt Sadi also: „Wenn die Sonne ihm gehörte, und er hätte sie vor sich liegen wie ein Brod auf dem Tische, so würde er keinem Menschen auf Erde einen heitern Tag schenken."

7. Nie

7.

Nie gieng mir mein Unglük so sehr zu Herzen, als einst, da ich vor Armuth nicht einmal Schuhe kaufen konnte (*). Traurig und niedergeschlagen wanderte ich baarfuß zu der Moschee in Kufa, wo ich einen Menschen antraf, der gar keine Füße hatte. Nun war ich mit meinen bloßen Füßen zufrieden, und dankte Gott, daß ich, obwohl ohne Schuhe, doch noch gehen konnte. Wie gern wäre dieser Bettler baarfuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt hätte!

8.

Wenn du mit deinem Sclaven spielest, so wird er dein Herr, und du sein Sclave seyn!

9.

Einem vornehmen Mann starb ein edler, munterer Sohn. Man fragte ihn: „was er ihm für eine Grabschrift wollte sezen laßen?" Er antwortete:

(*) Er war ein Sclave bei den Christen zu Damaskus, wurde aber nachher von einem edelmüthigen Musulmann losgekauft. Er starb 1313.

„ Sprüche aus dem Koran sind zu heilig, um an ein Ort geschrieben zu werden, wo die Verwesung wohnt, wo sie Menschen betreten, Thiere beflekken, und die Zeit sie auslöscht. Schreibt dafür dieses!

„ Wie oft habe ich hier, wenn dieser Garten mit grünem Grase, wie mit einem Teppich, prangte, mein Herz mit inniger Wonne gelabet! Wanderer, steh still, und miß dein Vergnügen nach dem Grase, das über meinem Grabe wächst! Du wirst werden, was ich bin!"

XLVI.

Anecdote von John Mason.

Johann Mason, ein engländischer Ritter, stand am Hofe der Könige Heinrichs VIII, Edwards VI, und der Königinnen Maria und Elisabeth, in größter Achtung, und alle nahmen ihn in ihren geheimen Rath auf. Ein seltener Mann, der unter vier Königen von so höchstverschiedener Denkensart diente, und da weder seine Rechtschaffenheit durch

Hofränke verderben, noch sein Auge vom einzigen Ziele menschlicher Glükseligkeit verrüken ließ, und ungeachtet seiner Tugend und Weisheit doch den Kopf behielt! Mit geseztem Auge betrachtete er in dieser langen Laufbahn die Abwechslungen menschlicher Grösse. Auf dem Todbette versammelte er seine Kinder und Enkel um sich, und sprach zu ihnen folgende Worte, die er auch zu uns sprechen soll: denn obwohl er gestorben ist, so lebet er doch noch auf Erden in diesem weisen Spruch:

„Meine Kinder! ich habe unter fünf Königen gelebt (*), von welchen, viere mich ihrer innigsten Vertraulichkeit gewürdigt haben; ich habe die geheimsten Triebfedern der größten Begebenheiten meiner Zeit, sowohl im Vaterlande als in ganz Europa, gesehen und erforscht, und durch eine Erfahrung von siebenzig Jahren gelernt — daß nur allein in einem bescheidenen würdigen Ernst die wahre Weisheit, in Mässigkeit Gesundheit, und in einem guten Gewissen das wahre Glük des Menschen gefunden werde. Gefiele es Gott, mein Leben zu verlängern, so würde ich die glänzendsten Bedienungen des Hofes mit Freuden

(*) Denn unter Heinrich VII. wurde er geboren.

gegen den einfachen Stand eines **Privatmanns** vertauschen, und alle meine vorigen in den Pallästen der Könige hingeschwundenen Jahre gegen eine einzige Stunde der frohen ungetheilten Freude an meinem Gott in einer demüthigen Einsamkeit."

Grosser Mann! Deine edle Seele schwebt meinem Geiste wie ein Traumbild vor. Ich werde nie so **groß** werden, wie du; aber könnte ich ein Wort hinterlassen, das, wie dieses, nach zwey Jahrhunderten noch verdiente wiederholt zu werden, so würde ich so **glüklich** seyn wie du!

Es läßt sich freilich, wenn man über eine Sache declamiren will, wo nach wie vor alles gleich bleibt, sehr viel über die Vorzüge eines **ruhmvollen Lebens** sagen, und eine Menge alter und neuer Redner haben dieses Thema völlig erschöpft. Sollte aber einer töhricht genug seyn, blos dem **Ruhme** nachzurennen, ohne den edlern Trieb, nüzlich zu seyn, auch wenn er weder Dank noch Lohn davon hätte, damit zu verbinden, so würde er sich bald betrogen sehen, und in der künftigen Welt das wohl seine Strafe seyn, daß er sich an gar nichts mehr erinnerte. Wer Ruhm sucht, hat sich zum voraus auf manchen

Schimpf

Schimpf gefaßt zu machen, und dies wird seinem reizbaren Gemüth um so weher thun, je mehr er auf diese Weise von der Welt und ihrem Urtheil abhängt. Ist doch selbst ein Friedrich der kalumniosen Feder eines Voltaire, ein Cäsar, der eines Catulls nicht entgangen! Dies ist die Strafe des Ruhmsüchtigen, der überdas noch seinen Ruhm meist selbst überlebt. Denn aller Rauch verschwindet bald, und die Menschen werden böse darüber, weil er sie in die Augen beißt. Was hilft es von Mund zu Munde fliegen — und in der Stille des Grabes geniessen wir von allem Ruhme nicht ein Häuchgen mehr, und wissen vielleicht nicht, ob die Zurükgelassenen uns lästern oder ehren! Aber der Ruhm der Weisheit ist köstlich, wie unser Mason ihn hatte, dessen Name zwar in wenig Geschichtbüchern angetroffen wird, der aber izt noch in seinen schönen Maximen lebt, und nach zwey Jahrhunderten wenigstens noch von mir und meinen Leserinnen verehrt wird.

So hielt sich Cincinnatus, einer der größten Römer, glüklicher, auf seinem Landgut hinter wohlgemästeten Stieren den Pflug treiben zu können, als gezwungener Weise gegen die Feinde seines Vaterlandes zu streiten. Er gieng, aus Pflicht, und

kehrte nach dem schönsten Triumph vergnügter wieder nach seinem Aker zurük.

Ich kenne einen Menschen, den ich nach Cincinnatus nicht nennen darf, der sich in seiner Jugend bald in die glänzendsten Gefilde der Grösse und des Ruhms hineinträumte, bald in der Hoffnung, einst ein stilles verborgenes Privatleben zu führen, sein ganzes Glük fand. So gehts in der Jugend mit den Menschen wie Wellen des Meeres auf und ab. Doch kömmt immer ein solcher Jüngling mit seinen oft stolzen Idealen weiter, als ein anderer, der sie flieht, und mit dem es immer glatt und sachte hinschleicht. Endlich gebietet die allmächtige Zeit auch diesem Sturme, und oft nur zu bald! Ruhe. Ich sah diesen Menschen, obwohl er nicht weinerlich ist, bis zu Thränen gerührt über einen Zug in Rousseau's Confessionen, wo er sich ganz fand. Auf seiner ersten Fußreise nach Paris, so erzählt dieser angenehme und für viele so gefährliche Schwäzer: hatte er einige Hoffnung zu einem Regiment zu kommen. Genug für seine Phantasie, sich schon als Officier, und bald als Feldmarschall zu träumen. Nicht grössere Aussichten als ich, dachte er, hatte mancher grosse Mann, der nun auf den Fittichen des Ruhms zur späten Nachwelt

fliegt.

fliegt. „Cependant, quand je passois dans des campagnes agréables, que je voyois des bocages et des ruisseaux; ce touchant aspect me faisoit soupirer de regret; je sentois au milieu de ma gloire, que mon cœur n'étoit pas fait pour tant de fracas: et bientôt, sans savoir comment, je me retrouvois au milieu de mes cheres bergeries, renonçant pour jamais aux travaux de Mars."

Glüklich der, dem die Vorsicht unter vielen Erfahrungen auch die gab, Menschen kennen zu lernen, die vom Ruhme lebten; denn dies ist gewiß die beßte Cur gegen eitle Ruhmsucht. O die Unglüklichen! wie hängen sie von der Tohrheit der Menschen ab! wie unmuthig sind sie, wenn das Gericht ihren unersättlichen Foderungen nicht entspricht! Laßt uns, m. Fr. eine stille Zufriedenheit nicht zur Trägheit, und die Rükkehr der töhrichten Wünsche der Jugend nicht zu unnüzer Verschwendung unserer Kraft und zu erödendem Schnappen nach Luft verleiten lassen! Dir aber, liebe Serena, verspreche ich, meinen höchsten Ruhm immer in wohlthätiger Wirkung für meine Nächsten (denn ich bin nicht so töhricht, aufs ganze Menschengeschlecht wirken zu wollen), und mein höchstes Glük in Ruhe der Seele, und

in

in Unabhängigkeit von dem, was mit dieser Zeitlichkeit vergeht, zu suchen. Das **Wie**? und **Wo**? das wird unser gute Genius leiten. Aber,

Ein ruhig Herz im Thal, wo Zephyr rauscht,
Sei nie von mir für Flittergold vertauscht!

XLVII.

Griechische und Römische Erzählungen.

1.

Die Frau des berühmten griechischen Patrioten Phocions zeigte sich einst in einer Gesellschaft von Damen in einer sehr bescheidenen Kleidung. „Warum tragen Sie allein, fragte man sie: unter so vielen Damen keinen goldenen Schmuk?" — „Meines Mannes Tugend, antwortete sie: ist mir Schmuk genug!"

2.

Den Frauen im alten Rom war das Weintrinken

verboten,

verboten, damit sie dadurch nicht zu etwas ungeziemendem verführt würden. Um aber doch ihrer Züchtigkeit nicht ein gar zu trauriges und finsteres Ansehen zu geben, erlaubten ihnen die Männer, sich in Gold und Purpur zu kleiden, und ihre Haare mit einer gewissen rothen Asche zu bestreuen. Egnatius Mecentius tödete in den ersten strengen Zeiten der Republik ungestraft sein Weib, weil sie ohne seine Erlaubniß über das Faß gegangen war, und die Verwandten pflegten die Weiber zu küssen, damit diese nicht wagten, durch den Geruch den Genuß des Weins zu verrathen.

3.

In der Stadt Rom war ein Tempel der Schamhaftigkeit, wo die ehrbarsten Matronen den Gottesdienst hatten. Als einst die Adelichen die gemeinen Weiber bei diesem Dienste nicht mehr leiden wollten, richteten diese für sich einen eigenen Tempel auf, und beide Partheien wetteiferten in dieser Tugend mit einander. Welche in den Tempel gehen wollte, mußte nur einen Mann geliebt haben, und von der geprüftesten Tugend seyn. Welch ein Volk! Welche erhabene Weiberseelen, bei denen Keuschheit und Tugend Gottesdienst war!

4.

Einst, in einer grossen Noth des Staates, gaben die römischen Weiber alle ihre Kostbarkeiten in den öffentlichen Schaz, wofür ihnen der Rath erlaubte, in einer Art Kutschen zu fahren. Als **Brutus** und **Publicola**, die zween ersten Consuls der neuen Republik und Stifter der Freiheit, gestorben waren, sprachen sie von ihrem Tode nicht blos als von einer gleichgültigen Stadtneuigkeit in ihren Visiten, sondern trugen ein ganzes Jahr öffentlich Trauer für sie. Obwohl jene gar nichts für das weibliche Geschlecht gethan hatten, so lag doch diesem das Wohl des Vaterlandes so gut als den Männern am Herzen. In grossen Gefahren des Staats hielten sie, ungeheissen, Processionen in die Tempel und flehten die Götter Tag und Nacht für die Erhaltung des Vaterlandes an. Giebts wohl viele, die heut zu Tag in ähnlichen Gefahren desselben in ihrem Morgengebet gedenken?

5.

Wie vorsichtig die Römer in ihren Heyrathen gewesen, und wie heilig und unauflöslich sie das Band der Ehe gehalten, erhellt aus dem einzigen Umstand — daß erst im 520ten Jahr nach Erbauung der

der Stadt die erste Ehescheidung, und zwar nicht ohne grosse Aergerniß der Bürgerschaft geschah! Waren Streitigkeiten unter den Ehegatten, so giengen beide in den Tempel der Götter Viriplaca (Männer-Versöhnerin), da wurden ihre Zwiste geschlichtet, und sie zogen wieder friedlich nach Hause. Auch hatten die Römer schon in den ältesten Zeiten gewisse Liebesmahle (Charistia), wo die Verwandten zusammen kamen, und unter Anrufung der Götter bei einer vertraulichen Mahlzeit alles, was uneinig war, wieder vereinigten.

6.

Die Tochter des Atheniensers **Cimon** erhielt ihren alten Vater, der im Gefängniß lag, mit ihrer eignen Milch, als er keine andere Speise mehr geniessen konnte.

7.

Zipsicratea, Gemahlin des kriegerischen Königs Mithridates, zog Mannskleider an, schor sich den Kopf, lernte reiten, und verkleidete sich in einen

jungen Soldaten, um unbekannter Weise ihren Mann in den Schlachten begleiten zu können, da er es ihr sonst nicht erlauben wollte.

8.

Cornelia, die Mutter der Gracchen, zweener berühmter Römer, wurde einst von einer Dame aus Campanien besucht, einem Lande, wo Pracht und Ueppigkeit im höchsten Grade herrschten. Diese glaubte, ihre Wirthin nicht besser unterhalten zu können, als wenn sie selbiger ihren Schmuk zeigte, den schönsten und kostbarsten, den man sehen konnte: ohne Zweifel in der Erwartung, diese würde auf gleiche Art ihre Neugierde befriedigen oder ihrem Stolz durch das Bekenntniß schmeicheln, daß sie nichts ähnliches aufzuweisen habe. Cornelia, obgleich die Tochter des grossen Scipio, der die reichste Nation der Erde, die Karthaginenser, gedemüthigt hatte, mochte sich wohl in dem leztern Fall befinden. Allein, was eine gemeine Seele in Verlegenheit würde gesezt haben, gab dieser Anlaß, sich in ihrer Grösse zu zeigen. Mit neidloser Gefälligkeit betrachtete sie alle diese Herrlichkeiten, und hielt die Fremde mit Gesprächen

darüber so lange auf, bis ihre Knaben aus der Schule zurükkamen, die sie jener mit den Worten vorstellte: „Nun sehen Sie hier auch meinen Schmuk!"

9.

Eine Lacedämonierin hörte, daß ihr Sohn aus einer Schlacht zwar schändlich geflohen, doch mit Heil sich gerettet habe, und schrieb ihm: „Ich höre ein übles Gerücht von dir; entweder tilge diesen Schimpf, oder stirb!"

10.

Eine andere sprach, da sie ihrem Sohn, der für das Vaterland in den Krieg gehen wollte, den Schild anlegte: „Entweder behalt' ihn, oder bleib auf ihm liegen!"

11.

Eine andere, da sie hörte, daß ihr Sohn im

Treffen tapfer gestritten habe und umgekommen sey, sagte blos: „Ja, er war auch mein Sohn!“

12.

Ein armes Mädchen aus Lacedämon antwortete, da jemand sie spöttisch fragte, was für eine Mitgift sie ihrem künftigen Manne bringen würde? „Ein keusches Herz, wie ichs von meinen Eltern ererbt habe!“

XLVIII.

Homilie, vom Ende.

Den Schluß dieses Bändchens, liebe Serena, mache ich, meinem Versprechen gemäß, mit dem Worte des weisen Predigers, das ich, wie du weißst, so oft im Munde führe: „Das Ende eines Dings ist besser als sein Anfang" – oft nur deswegen, weil es das Ende ist.

Wahrlich! eines der weisesten Worte dieses gottbegeisterten Philosophen, das ich selten ohne Rührung lesen kann, und gewiß auch er in tiefer Empfindung hingeschrieben hat. Ein Mann, der manchen Dinges Ende, zumal auch das Ende aller seiner Eitelkeiten erlebte, findet in der verworren und blos zufällig scheinenden Vermischung aller Dinge eine gewiße Ordnung, die sich erst am Ende enthüllt, und deren Facit immer gut ist; – findet es mithin gut, in allen Dingen dem Ende abzuwarten, denn ein gedultiger Geist ist besser als ein stolzer Geist. Er selbst ist aller Eitelkeiten, sogar seiner Königswürde,

aller Freuden, die er im Pallast, beym Gelage, oder bei Wein und Weibern, oder unter den Palmen seiner Lustgärten, oder bei den Büchern und dem Bücherschreiben genoß, so herzlich satt, daß er auch an ihnen als das Beßte findet, daß sie **vorüber** sind. Die Erinnerung an sie macht ihm das Leben selbst so unschmakhaft, daß er es unwillig von sich stößt und sagt: „ **der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt! besser ins Klaghaus gehen denn ins Trinkhaus, denn dort ist das Ende aller Menschen.** "

Guter Salomo, durftest du das wirklich von deinen Hofleuten sagen? hielten sie dich nicht für kindisch? rümpften die jungen Herren und Damen nicht die Nase darüber? — Ich stehe nicht dafür, daß dir das nicht izt wiederfahre, wenn ich deine Worte einem Publikum wiederhole, das zum Theil dein Buch schwerlich anders als vom Hörensagen kennt, aber dafür den wahren bon ton besser zu verstehen meint, als ein alter lebenssatter König! Du verlorst doch nie an einem Tage, wie Hiob, dein ganzes Glük, um den Tag deiner Geburt verwünschen zu dürfen; oder soll ich's blos für das hypochondrische Gewimmer eines Menschen ansehen, der sich vom

Becher

Becher des Lebens mehr berauscht als erfrischt hat? — Nein! du must doch recht haben, denn die Weisheit blieb bei dir, da die Freude, der du so viel aufopfertest, treulos den Abschied nahm, und nur einmal verließ sie dich, da du Weibern gehorchtest; überall aber verliert sie sich nie ganz, wenn wir sie einmal recht haben. Du heißest uns ins Klaghaus gehen — denn zeigt nicht dies das Ende aller Menschen, die Summe ihres Lebens, die so wichtige und meist so leichtsinnig vergessene Wahrheit: was sie sind? und ist nicht diese das erste und lezte, das wir wissen müßen, wenn wir die Rechnung mit uns immer in Ordnung halten wollen? Ist sie nicht darum, weil sie der Tohrheit ein Ende macht, der Anfang aller Weisheit? Nein! dein Wort wird bleiben, und immer seine stillen Liebhaber finden, wenn auch die lächelndste Eitelkeit, und tausend Romans mehr, als wir bereits besizen, uns über diese einzige Wahrheit verblenden, oder an ihrer Statt ein trügerisches Irrlicht vorhalten wollten!

Das Ende eines Dings ist besser als sein Anfang. Jeder fühlt es, der je in seinem Leben den öden, anfangs süssen, dann bittern Kelch der Eitelkeit genossen

 hat,

hat, jeder, der einmal am Ende einer traurigen Begebenheit eine freudige Entwiklung überraschte, jeder, (so allgemein wahr ist Salomons Spruch) der eine langweilige Predigt anhörte, und wenn du es, liebe Serena, auch izt beym lezten Blatte dieses Buches sagst, so wird und muß, nachdem wir die Sache ansehen, Salomo Recht behalten. Sagst du es nicht, so sage ich es. Ich kenne für den Sterblichen kein grösseres Vergnügen, als, etwas vollendet zu haben, wovon man sich schmeichelt, es dürfte nicht ganz unnüz seyn. Was ich im Anfang nicht genießen konnte, die süße Erinnerung so mancher frohen Stunden bei dieser Arbeit, die liebliche Vergegenwärtigung deiner zarten Seele, die Rüksicht auf so manchen neuen Gedanken, und die Entwiklung desselben, und die — doch nicht trügerische? — Hoffnung, dir Freude und Nuzen verschaft zu haben, macht auch mir das Ende lieblicher als den Anfang.

Und wem nicht? was giebt es froheres, als am Ziel zu stehen! der Schöpfer selbst freute sich, als er die vollendete Schöpfung vor sich sah, und ordnete für alle moralischen Wesen in derselben, die ihre Bestimmung erfüllen, oder auch nur den ernstlichen Willen dazu haben, Ruhe zum Ziel. Unternehmen wir eine

schwere

schwere und wichtige Arbeit, wie bange ist uns im Anfang davor! wie streitet die Furcht, es nicht vollenden zu können mit der Lust, es vollenden zu mögen! und welche grössere Freude kann ein Mensch, dem etwas an seiner Arbeit gelegen ist, geniessen, als wenn sein Werk, wie die Göttin der Weisheit aus dem Haupte Jupiters, seinen Händen oder seinem Geiste entsprungen, in schöner Vollendung vor seinem zufriedenen Auge steht! wenn das, was ihm anfangs unmöglich schien, unter saurer Mühe und mit Segen von oben begleitet, sich unter der Arbeit durch manches neue und wichtige, das gefunden wird, belohnt, und mit seiner Vollendung den vollen Becher des Lohns und der Wonne darreicht! Wie viel grösser noch muß die Freude eines Menschen seyn, der nach wohlvollbrachtem Lebenslauf sein Haupt mit der allerseligsten Empfindung, ihn vollendet zu haben, niederlegt, alles schwere, drückende, mühsame hinter sich, wie einen vor der Sonne verschwindenden Nebel, sieht, und dann zur vollen Erndte seiner Arbeit, seiner Treue, seines Glaubens, seiner Tugend übergeht! „Er verläßt die Welt vergnügt, und segnet ihr als der Aue nach, wo er als ein Kind der Unsterblichkeit spielte, und als der Schule nach, wo er durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurde. Er hat weiter kein Anrecht an

sie:

sie: sie hat kein Anrecht an ihn: mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, sezt er frölich seinen Wanderstab weiter."

Herder.

Wohl hatte jener Prediger recht, Gott zu danken, daß er den Tod nicht ins Mittel, sondern ans Ende des menschlichen Lebens gesezt. Wir würden übermüthig werden, wir würden auf der Erde nicht mehr zu brauchen seyn, wenn wir die Seligkeiten, die er bringt, schon in der Mitte unsers Lebens in ihrem vollen Maaß empfinden könnten.

Das Ende des Dings ist besser als sein Anfang — wird jeder Leidende sagen, dessen banges Herz durch freudige Entwiklung wieder erweitert wird. Es ist überstanden! Es ist vollbracht! das Böse ist verschwunden, das Gute bleibt: denn bei allen Leiden, bleibt, wenn wir sie als Arzney zur Gesundheit unserer Seele anwenden, eine heilsame Mark und Gebein erquikende, Frucht übrig, die ewig daurt.

Hierauf sollten wir also bei all unserm Thun sehen — wie sein Ende seyn werde? was ächt gute Folgen für uns hat, was uns froher, genußreicher,

besser

besser macht, wessen Erinnerung uns in den ernsthaftesten Stunden unsers Lebens noch erfreut — das ist gut! das ist göttlich! Böse ist, was uns mit übeln Folgen straft und Reue erwekt. Das Laster lokt, bis es uns gefangen hat, dann übergiebt es uns der Reue, geht als eine untreue Freundin von uns weg, und lacht in die Fäuste; die treue Tugend winkt nur, verläßt uns nicht mit ihren Warnungen, auch wenn wir auf Augenblike ihrer Feindin folgen, stellt uns immer schönere Verheißungen vor, und übergiebt uns endlich ihrer freudigern Tochter, der Glükseligkeit. Dies ist der Unterschied des Guten und Bösen, die erlaubte Erkenntniß desselben, die keine Schlange, kein verbotener Apfelbiß, der nur die Augen öfnet, damit wir sehen, wie bloß wir sind — sondern der stille Genius in uns uns lehrt. Das Ende ist die Sentenz über alle Dinge.

Wir können uns selbst das Ende gut machen, wenn wir die Weisheit lernen, von Anfang an es nie aus den Augen zu laßen: Bei unserm Lesen, Denken und Studieren, ob, wenn das Ende kömmt, es uns etwas mehr als eine nuzenlose Erinnerung zurüklassen werde? ob wir es aus etwas mehr als vergänglichen oder niedrigen Absichten treiben? ob das, was davon

in uns bleibt, uns in der Ewigkeit erfreuen, ein Saame zum Lobe Gottes und ein Keim unsterblicher Freude seyn werde? bei unsern Thaten und Arbeiten, ob das Ende für uns Gutes zeugen werde, sollten auch die Menschen ein böses Urtheil über sie fällen? Hieronymus sagt, für viele vielleicht zu theologisch, aber gewiß philosophisch wahr: „Ich mag essen, arbeiten, lesen oder beten, so schallt immer das Wort in meinen Ohren: Steht auf, ihr Todten, und kommt vor das Gericht!"

Zulezt ist das **Ende** der beßte Beweis der Weisheit, Güte, Macht und Gerechtigkeit Gottes. Ein Mönch des Mittelalters fand einst eine hebräische Bibel, und wunderte sich, daß sie von hinten anfange, bis ihn sein Abbt belehrte, dies sey das **Buch Gottes**, und die Staats-Maxime aller göttlichen Werke, die man von ihrem Ende rükwärts erforschen müsse, um ihren Plan und Ordnung einzusehen. „Der Ausgang, sagt der fromme **Hugo**, entdekt, was Anfangs verheelt wurde, und was in seinem Ursprung zweifelhaft war, wird am Ende bewährt." In die Fersen stach unser Feind die Menschheit: am Ende wird ihm der Kopf zertreten. „Gegrüßet seyst du, König der Juden!" sprach spottend der rohe Priesterhaufe zu dem Erlöser. Am Ende hieß es: „Ihm ist ein Name

gegeben

gegeben über alle Namen." Spottend bogen sie die Knie vor ihm: am Ende sollen sich ihm alle Knie beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erden. Spottend krönten sie ihn mit einer Dornenkrone, und er ist worden der Herr aller Herren, der König aller Könige!

So viel liegt in den Worten der Weisen! Sie sind wie Stacheln, wie tief eingeschlagene Nägel.

Und weil endigen besser ist, als anfangen, so will ich auch nicht säumen, dies Büchlein zu schliessen, mit dem herzlichen Wunsch, daß einst auch unser Ende das Schönste unsers ganzen Lebens werde.

Ende des ersten Theils.

14. 8. 79 Kop. Titelbl.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Georg,

Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhaltes

Bd.: 1. (1793). - 397 S.

1793

Coburg, Landesbibliothek -- D III 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941474-0